# Der Millionenbauer

Max Kretzer

# Der Millionenbauer

# Der Millionenbauer

Roman

von

Max Kretzer

26.–30. Tausend

Leipzig / Hesse & Becker Verlag

# I.

Als beide ihr Ziel in Wilmersdorf erreicht hatten und langsam den Gang entlang schlenderten, der dem tiefer gelegenen Teile des Gartens zuführte, drangen die letzten Klänge eines Walzers an ihre Ohren; und als die Musik verstummt war, sahen sie in der Entfernung eine Schar hellgekleideter Mädchen vom Tanzplatze aus ins Freie stürmen und den Tischen ihrer Angehörigen zueilen; ihnen folgte eine Anzahl junger Männer, die alle das Bestreben zeigten, in unmittelbarer Nähe ihrer Schönen zu bleiben. Lautes, fröhliches Lachen, das herüberdrang, zeugte für die lustige Stimmung, die dort herrschte. Schließlich kribbelte alles gleich den Ameisen in buntem Gewirre die Treppe hinunter, um sich im Gewühle unter den Bäumen zu verlieren.

„Es scheint ja hier sehr fidel herzugehen", sagte Heckenstett, indem er seinem Pincenez die richtige Lage gab und einige Augenblicke stehen blieb, um mit seinem dünnen Stöckchen den Staub von dem unteren Teile der Beinkleider zu klopfen. Sie hatten von der Bahnstation aus nicht gleich den richtigen Weg gefunden und waren eine Zeitlang quer über die Felder geschritten. „Verdammt viel Weiber, wie ich sehe", fügte er in einem etwas schnarrenden Tone hinzu, der ihm noch von seiner Leutnantszeit her anhaftete, und den er zeitweilig mit dem Ausdruck leiser Selbstironie anzuschlagen pflegte.

„Wir werden uns amüsieren. Die Donnerstage hier

draußen sind berühmt", gab Hartwig von Rigard in etwas schleppender Sprechweise zur Antwort.

Er war der Kleinere und auf den ersten Blick Unbedeutendere von beiden. Sein Wuchs war zierlich. Das Gesicht, in welchem das keimende rötlich-blonde Schnurrbärtchen sich kaum bemerkbar machte, hatte eine zarte, fast unmännlich zu nennende Färbung, die durch die großen, hellblauen Augen nicht gerade gehoben wurde. Dieses Antlitz, in dem nur weiche Linien zu erblicken waren und das überdies sehr regelmäßige, feine Züge hatte, gab ihm etwas Mädchenhaftes, das durch die leise, kraftlos klingende Sprechweise noch verstärkt wurde. Er säuselte mehr als er sprach, und es gehörte viel Aufmerksamkeit dazu, um jedes seiner Worte zu verstehen. Trotzdem er einen sehr jugendlichen Eindruck machte, zählte er bereits sechsundzwanzig Jahre. Da er das Talent zu einem großen Komponisten in sich entdeckt zu haben glaubte, so studierte er seit einigen Jahren Musik. Eine Folge davon war, daß er stets unhörbare Melodien vor sich hin pfiff.

Eberhard Hugo Freiherr von Heckenstett zeigte sich in der Fülle seiner Kraft als das gerade Gegenteil von ihm. Er war das, was man in gewissen Kreisen mit „schneidige Erscheinung" zu bezeichnen pflegt. Hoch und schlank gewachsen, von reserviert-abgemessenen Bewegungen und mit vornehmer Eleganz gekleidet, trug er eine überlegene Miene zur Schau, die zuzeiten sehr herausfordernd erscheinen konnte, war er jeden Augenblick bereit, die weißen Zähne unter dem üppigen, kokett gewirbelten, brünetten Schnurrbart zu zeigen, sobald er von einem hübschen Mädchen dazu ermuntert wurde.

Freiherr von Heckenstett stammte aus einer altadeligen

Familie, die aber seit einem halben Jahrhundert bereits nicht besonders mit Glücksgütern gesegnet war. Sein Vater lebte als Major a. D. von seiner Pension und war als alter Haudegen, der drei Feldzüge mit Ehren überstanden hatte, von dem einzigen Wunsche beseelt gewesen, den jüngsten seiner zwei Söhne ebenfalls zu einem tüchtigen Offizier heranreifen zu sehen, nachdem der älteste diese Laufbahn, den Traditionen der Familie getreu, eingeschlagen hatte und jetzt, glücklich verheiratet, als „Premier" in einer schlesischen Garnisonstadt stand.

Hugo wurde denn auch in die Kadettenanstalt zu Lichterfelde geschickt, erwies sich als ein begabter Mensch und wurde später Leutnant bei einem Ulanenregiment in Pommern. Ein Onkel, der keine Kinder hatte und dessen Liebling er war, gab den nötigen Zuschuß. Dadurch verführt und in Sicherheit gewiegt, gab sich Hugo, der zum Geldausgeben ein merkwürdiges Talent besaß, einem sehr flotten Lebenswandel hin und machte schließlich erhebliche Schulden, die einige Male auch vom Onkel gedeckt wurden. Plötzlich aber hatte diese Freigebigkeit ein Ende, denn der Onkel verlor bei einer unglücklichen Spekulation sein ganzes Vermögen. Die Gläubiger wollten nicht länger warten, es wurde ein Ultimatum gestellt, großer Familienrat gehalten, und als sich kein neuer Onkel fand, taten die Manichäer das, was sie in ähnlichen Fällen stets zu tun pflegen: sie machten Anzeige beim Obersten des Regiments, und Hugo sah sich genötigt, nach dreijähriger Dienstzeit mit schwerem Herzen seinen Abschied zu nehmen.

Nun baronisierte er in des Wortes wirklichster Bedeutung seit zwei Jahren, größtenteils abhängig von den Eltern, zeitweilig unterstützt von seinem Bruder, ohne rechten Be-

ruf, aber in der steten Hoffnung auf einen solchen seinen Neigungen zusagenden, und ohne zu wissen, was er mit sich selbst anfangen solle. Diese Situation wurde ihm auf die Dauer um so unerträglicher, als seine Lebenslust in einem ewigen Widerspruch mit den Beschränkungen stand, die er sich auferlegen mußte; obendrein wurde er von seinen Gläubigern hart bedrängt, die ihm das Dasein nach Kräften erschwerten. Einige Male hatte er den Versuch gemacht, „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe," durch irgendeine regelmäßige Tätigkeit seine Finanzen aufzubessern und die Vergangenheit vergessen zu machen. Da er einen leidlichen Stil schrieb und die nötigen Kenntnisse besaß, so lieferte er eine Zeitlang die Rennberichte für eine große politische Tageszeitung und wurde dann Mitarbeiter einer Fachzeitung für den Pferdesport. Beides dauerte aber nicht lange, weil ihm diese abhängige Tätigkeit auf die Dauer nicht behagte und die Arbeit nicht seine starke Seite war. Das Unglück war, daß seine Mutter, eine geborene Baronesse von Heckenstett-Pfingst, ihn vergötterte und in allen seinen Torheiten bestärkte. Als eine etwas bigotte, weniger beschränkte als adelsstolze Dame lebte sie beständig in der Hoffnung, daß der liebe Gott sich eines Tages der Heckenstetts erinnern, und daß auch ihrem Hugo dereinst der wohlverdiente Weizen blühen werde. Und diese Hoffnung ließ sie lieber Entbehrungen um ihres Sohnes willen tragen, ehe sie von ihr abging.

Inzwischen verschönerte Hugo sich das Dasein einigermaßen durch die Wetten, die er regelmäßig auf der Rennbahn zu Charlottenburg gewann. Leider war das Geld mit guten Freunden beiderlei Geschlechts sehr bald verjubelt, und die kleine Reservekasse der Mutter wurde aufs

neue in Anspruch genommen. So führte er das mehr bemitleidenswerte als verdammungswürdige Scheinleben eines Mannes von vornehmer Geburt und Erziehung, der, aus einer glänzenden Karriere herausgerissen, mehr an diese denkt als an die Gegenwart.

Nach wenigen Minuten befanden sich die Freunde inmitten des Publikums. Der herrliche Augusttag hatte die Berliner Kleinbürger in Scharen hierhergelockt. An einzelnen Stellen waren die Tische zusammengesetzt, und so hatten sich lange Familientafeln gebildet, an denen es außerordentlich laut herging. Überall tauchten helle Kleider auf, die dem Ganzen ein feierliches Gepräge gaben. Trotzdem es bereits auf sieben Uhr ging, machten sich noch die großen, weißen Kaffeekannen bemerkbar, die hin und wieder sehr eifrig in Anspruch genommen wurden. Eine derartige Tafel, an der zwanzig Personen saßen und um welche die sorgsame Mutter oder die „Älteste", mit einer frisch geplätteten Hausschürze angetan, eilfertig mit der Kanne in der Hand herumschritt, um jedermann noch eine „letzte Tasse" aufzudrängen und die Überreste des Kuchens immer aufs neue anzubieten, machte einen sehr einladenden Eindruck. Die Harmonie wurde nur gestört, wenn die Musik im Saale begann und die Mädchen rücksichtslos aufsprangen, um unter Verzichtleistung auf Kaffee und Kuchen dem Tanzplatze zuzueilen. Sie waren nicht mehr zu halten. Selbst die Drohung, daß „allens alle" würde, verfehlte ihre Wirkung.

Heckenstett und Rigard gingen gemütlich durch die Reihen und stellten mit stillem Humor ihre Beobachtungen an; der erstere, indem er lebhafte und selbstbewußte Blicke nach allen Seiten sandte und die weiblichen Erscheinungen einer raschen Kritik unterwarf, und der letztere mit der stillen

Resignation eines Menschen, der im Schatten einer Sonne wandelt und alle herausfordernden Bemühungen für vergeblich hält. In der Tat konnte sich Heckenstett während des langsamen Vorbeiwandelns an den Tafeln einer hervorragenden Beachtung von seiten der jungen Damen erfreuen. Die Berlinerinnen haben einen außerordentlich scharfen Blick für vornehme Erscheinungen und verstehen wie alle Weiber das Kecke vom Zudringlichen zu unterscheiden. So wandten sie ihm denn ihre Aufmerksamkeit zu, erwiderten sein Lächeln und waren ihm nicht gerade böse, wenn er ihnen nochmals einen zweiten Blick zurücksandte.

Sie durchschritten den ganzen Garten und befanden sich dann an dem Ufer eines kleinen Sees, der das Lokal von dem Dorfe trennte. Es sah hier sehr ländlich aus. Aus dem Grün der gegenüberliegenden Seite ragten der Kirchturm und die roten Dächer der Wohnhäuser hervor, hin und wieder tauchte zwischen den Bäumen und Sträuchern eine Villa auf, die die Nähe von Berlin verriet. Still und schweigend, in tiefgrüner Färbung, lag der Spiegel des Sees da. Es war eine kleine märkische Idylle, der die Eisenbahn von Tag zu Tag immer mehr das städtische Gepräge gab. Die friedliche Ruhe wurde nur von dem Lärm der Gäste im oberen Teil des Gartens unterbrochen. Rechts zeigten sich die Buden der Badeanstalt. Als Heckenstett sie erblickte, fragte er sofort, ob das das berühmte Wilmersdorfer Seebad sei, von dem er bereits so viel gehört habe? Er erinnerte sich dabei, daß eine kleine Putzmacherin ihm scherzhafterweise erzählt hatte, sie pflege jeden Sommer „ins Bad nach Wilmersdorf zu reisen“. Rigard lachte. Dann kam man überein, etwas zu essen.

Sie kehrten wieder um und fanden bald einen Tisch,

an dem sie ungeniert sitzen konnten. Rechts hatten sie die dichtbesetzte Terrasse vor Augen, und links konnten sie über den See blicken. Sonst war es leer um sie herum; nur zwei Tische weiter saß ein einzelner Herr, auf den sie erst nach einiger Zeit aufmerksam wurden. Ein Kellner eilte sofort herbei und machte die nötigen Armverrenkungen, indem er mit der Serviette über die Tischplatte fuhr, was er nur bei ausgezeichneten Gästen zu tun pflegte.

„Der Herr Baron befehlen?" wandte er sich dann an Heckenstett, während er einen Schritt zurücktrat und zu gleicher Zeit die Speisekarte aus der Tasche zog und sie auf den Tisch breitete. Und da Heckenstett etwas verwundert aufblickte, fuhr er sogleich mit einem süßlichen Lächeln fort, das den Mittelpunkt zwischen Zurückhaltung und Zuvorkommenheit bildete: „Der Herr Baron werden sich meiner vielleicht noch erinnern . . . Ich hatte im vorigen Jahre öfters die Ehre, dem Herrn Baron zu servieren — in den ‚Drei Raben' Unter den Linden . . ."

Heckenstett knipste sein Pincenez ab und sagte dann etwas herablassend: „Ah so! Wie kommen Sie denn hierher?"

„Schicksalstücke, Herr Baron, Schicksalstücke! Man muß den Sommer mitnehmen. Aber ich werde hier nicht alt werden." Er warf einen verachtungsvollen Blick auf die Kaffeegesellschaft und beeilte sich dann, einzelne Speisen ganz besonders hervorzuheben und die Bestellungen zu notieren.

„Aber etwas plötzlich, wenn ich bitten darf", schnarrte ihm Heckenstett diesmal sehr eindringlich entgegen.

„Wie der Wind, Herr Baron." Damit wollte er sich mit wehendem Tuche entfernen, wurde aber von einer anderen Seite wieder aufgehalten.

„Sie, Fritz! Was is denn det für 'ne Sache!" ertönte

eine laute Stimme ganz in der Nähe. „Werden Sie mal bleiben! Ich sitze doch hier lange jenug, um in die Augen zu fallen. Gewöhnlich werden immer die Jäste zuerst bedient, die zuerst kommen ... Lassen Sie mal die Karte hier. Und dann bringen Sie mir 'ne halbe Rotspon und 'ne Selter. Aber etwas im Drapp."

Fritz blieb stehen und warf lächelnd einen bezeichnenden Blick auf die beiden Freunde, trat auf den Nebentisch zu und bat für das Versehen höflich um Entschuldigung. Augenscheinlich war ihm der Herr bereits bekannt. Heckenstett und Rigard machten gleichzeitig eine halbe Wendung, um sich den Unzufriedenen anzusehen.

Breit und protzig, die Hände auf den Stock gestützt, saß er da und blickte mit unverkennbarer Genugtuung zu ihnen hinüber. Es lag mehr Trotz als Zorn in dem glattrasierten, gebräunten Gesicht, das scharf geschnitten wie das eines Mimen war. Um die tief eingegrabenen Mundwinkel machte sich sogar ein gutmütiger Zug bemerkbar, als er jetzt an die schmale Krempe des hohen braunen Strohhutes griff, denselben ein wenig lüftete und freundlich grüßte. „Bitte um Entschuldigung für die Störung," sagte er weniger laut als vorhin. „Aber mein Geld ist ooch nicht von Pappe, und zum Bedienen sind die Kerls da ... Viel warm heute", fügte er nach einer Pause hinzu, indem er den Hut völlig abnahm und mit der rechten flachen Hand über den kahlen Schädel fuhr, an dessen Seiten sich noch üppiges, aber bereits stark ergrautes Haar zeigte. Er schien sehr geneigt, ein längeres Gespräch anzufangen. Als er aber bemerkte, daß die beiden nicht die geringste Lust dazu zeigten, stülpte er den Hut wieder auf den Kopf, zog ein goldenes Pincenez hervor, setzte es lang-

sam und bedächtig auf die Nase und begann nun mit ernster Miene die Speisekarte zu studieren, indem er das Papier weit von sich hielt und den Kopf seitwärts hin und her bewegte.

„Ein zudringlicher Kerl“, bemerkte Heckenstett, während er etwas unruhig mit den Fingern auf die Platte trommelte. „Es fehlte nur noch, daß er sich an unseren Tisch setzte.“

Der Kellner kam mit dem Biere zurück und deckte die Tafel. Trotzdem das Auflegen eines Tischtuches hier nicht Mode war, glaubte er doch diesen Herren gegenüber eine Ausnahme machen zu müssen. Dann wandte er sich mit dem Weine dem andern Tische zu.

„Gänsebraten und Gurkensalat“, sagte der Nachbar kurz und bat sich sehr energisch statt der Papierserviette eine andere aus. Es gab eine kleine Auseinandersetzung, begleitet von nicht mißzuverstehenden Blicken auf die bevorzugteren Gäste. Er war nahe daran, grob zu werden, als ein Kollege des Kellners auf diesen zutrat und ihm etwas zuflüsterte.

Heckenstett machte schon den Vorschlag, andere Plätze aufzusuchen, als Fritz ihnen zuflüsterte, sie möchten das Benehmen des Gastes nur entschuldigen. Es sei ein Bauer aus Schöneberg und hier sehr angesehen, was er, Fritz, allerdings nicht wissen könne, da er ihn erst zweimal bedient habe.

Man beschloß nun, gar keine Notiz weiter von ihm zu nehmen und nach dem Essen diesem gefährlichen Menschen aus dem Wege zu gehen. Als die Speisen für die drei fast gleichzeitig kamen, war der Friede hergestellt. Rigard bestellte Kognak und taute nun nach seiner Gewohnheit auf. Kognak mußte stets dabei sein, wenn er sich amüsieren

wollte. Er wurde nun sehr gesprächig, machte nach der zweiten Lage bereits auf jedes vorüberwandelnde Mädchen aufmerksam und erging sich dabei in überschwenglichen Superlativen, die man ihm vorher nicht zugetraut haben würde. Er schwärmte besonders für Blondinen mit zierlichen Taillen, schlanken Hälsen, roten Wangen und dunklen Augenbrauen, — eine Mischung, die Heckenstett für vollkommen genügend erklärte, um auch andere zu diesem Geschmacke zu bekehren.

„Siehst du, — das wäre so etwas!" rief der Kleine plötzlich aus und machte eine Bewegung nach rechts. Den Gang entlang kamen drei Mädchen, die bei ihnen vorüber mußten. Zwei von ihnen schienen Schwestern zu sein, denn sie sahen sich sehr ähnlich und trugen die gleichen gestreiften Modekleider. Sie waren nicht gerade häßlich, aber hatten wenig Interessantes an sich. Groß und lang aufgeschossen, zeichneten sie sich durch den Mangel jeglicher Haltung aus. Um so vorteilhafter machte sich die Mittelste bemerkbar. Es war diejenige, die Rigard gemeint hatte. Sie glänzte wie ein leuchtender, tadellos-weißer Juwel in einer etwas schlecht entworfenen, blau-roten Umrahmung. Alles an ihr war frisch und jung. Unter dem enganschließenden, einfachen, durchsichtig-weißen Kleide glaubte man die nach Entfesselung ringende Lebenskraft pulsieren zu sehen. Sie ragte nicht weit über die Mittelgröße hinaus, war aber außerordentlich ebenmäßig gebaut. Während sie mit ihrem Taschentuche dem vom Tanz noch geröteten Gesicht Luft zufächelte, naschte sie wohlgefällig von einer Tafel Schokolade.

„Nun, schmeckt's?" rief Heckenstett ihr freundlich zu.

„O ja, ich danke! Ihnen doch auch?" gab sie ohne jede Ziererei zur Antwort.

Damit gingen alle drei vorüber. An der nächsten Biegung des Weges aber sahen sie sich noch einmal um. Als Heckenstett von demselben Drange geleitet wurde, fing er von der Mittleren noch ein Lächeln auf, das sie ihm zurücksandte.

Der Nachbar am Nebentisch, der seit einiger Zeit sehr eindringlich einen Knochen mit den Zähnen bearbeitete, wischte sich nun behaglich den Mund mit der Serviette, trank das letzte Glas Wein mit einem Zuge aus, blinzelte ihnen sehr keck und verständnisvoll zu und sagte: „Das glaube ich, da steckt Rasse drin." Dann holte er ein großes Portemonnaie hervor und klopfte laut und eindringlich nach dem Kellner.

„Er ist nicht totzukriegen, aber er scheint trotz alledem ein gemütliches Haus zu sein", bemerkte Rigard, dem die ganze Situation nun äußerst spaßig zu werden begann. In einer gewissen Stimmung bekam er demokratische Anwandlungen, in denen er alle Menschen rosig fand. Heckenstett war nahe daran, dieses ewige Hineinmischen in fremde Dinge ganz unzweideutig für unverschämt zu erklären, aber der Kellner war bereits erschienen. Der Nachbar klapperte einige Augenblicke etwas auffallend mit den harten Talern, bezahlte und erhob sich dann. Bevor er ging, wandte er sich noch einmal zurück und grüßte so ausnehmend höflich, daß die beiden Freunde sich genötigt sahen, ihm zu danken. Während er schwerfällig auf den Stock gestützt von dannen schritt, machte er in dem langen, grauen, weißpunktierten Zwirnrock, über dessen Kragen ein Teil der schwarzen Halsbinde hervorragte, allerdings einen etwas bäuerischen Eindruck.

Fritz, der augenscheinlich nicht ganz befriedigt von dem

Trinkgelde schien, gab ihnen unaufgefordert einige Auskünfte, die er inzwischen eingeholt hatte. „Dem sieht man den schweren Jungen nicht an", erlaubte er sich in etwas kordialem Tone zu sagen. „Erst vorgestern soll er Land für anderthalb Millionen Mark verkauft haben. Ein ganzes Terrain — da unten an der Berliner Grenze. So ein Stück Brachfeld, von dem eigentlich niemand wußte, wem es gehörte. Eine Aktiengesellschaft hat es erworben. Zwei Millionen soll er bereits gehabt haben ..."

„Was Teufel!" unterbrach ihn Heckenstett, indem er unwillkürlich den Blick nach rechts richtete, als wollte er nach diesen Enthüllungen des Davongegangenen noch einmal ansichtig werden.

„Hat er Töchter?" fiel Rigard ein, der diese Frage jedesmal stellte, so oft er von reichen Männern sprechen hörte.

Fritz bedauerte, darauf augenblicklich keine Antwort geben zu können, versprach aber sofort nähere Erkundigungen einzuziehen, falls die Herren es wünschten.

„Ach ja — eine reiche Heirat wäre noch das einzige", sagte Heckenstett mit einem Seufzer, als sie wieder allein waren. Er war plötzlich sehr ernst geworden. Sein Blick befand sich noch immer in derselben Richtung. „Aber die Schwiegereltern! Wenn diese Sorte von Schwiegereltern nicht wäre!" fügte er dann hinzu und trank den Rest aus seinem Glase, um diesen üblen Gedanken zu ersticken.

„Heiraten wir also morgen und amüsieren wir uns heute noch einmal gründlich", sagte Rigard lustig. „Fragen wir einmal erst die Kleine im Saale, wieviel sie mitbekommt."

Beide lachten, berichtigten die Zeche und erhoben sich

ebenfalls. Als sie die Stufen zum Tanzplatze emporstiegen, hatte die Musik gerade wieder begonnen. Mittlerweile war die Zeit herangerückt, wo die Bräutigams, Väter und Söhne erschienen waren, die das Geschäft noch in Berlin zurückgehalten hatte. Und so war denn der Saal und die Veranda, nach welcher die großen Fenster führten, überfüllt von Tanzenden und Neugierigen, die sich drängten und stießen. Im Saale selbst herrschte eine drückende Schwüle. Trotzdem wirbelten die Paare alsbald so dicht im Kreise, daß sie fast gegeneinanderprallten. Die Kreuzpolka setzte alle Füße in Bewegung, und nach dem Takte der Musik summten einige halblaut die Melodie:

„Siehst du wohl, da kimmt er,
Große Schritte nimmt er,
Siehst du wohl, da ist er schon,
Unser schöner Schwiegersohn.“

Dieser Gassenhauer grassierte augenblicklich so stark, daß er fast zur Plage geworden war. Trotz seiner Banalität prickelte er förmlich auf die Nerven, so daß schließlich die Stimmen immer lauter wurden. Man glaubte, einen tanzenden Gesangverein vor sich zu haben. Als Heckenstett und Rigard sich durch das Gewühl Bahn brachen. erblickten sie plötzlich die Schöne im weißen Kleide wieder, die mit ihren Begleiterinnen unter den Zuschauern stand. Heckenstett, der in eine animierte Stimmung geraten war und den Abend nicht als einen verlorenen betrachten wollte, besann sich nicht lange. Er forderte das Mädchen auf und drehte sich bald darauf mit ihr im Kreise, um dieses Heroismus willen im stillen bewundert von Rigard, der Stock und Hut des Freundes hielt und sich nun Mühe gab, mit den beiden Blau- und Rotgestreiften ein Gespräch über

die Hitze im Saale zu beginnen. Als dasselbe sehr eintönig blieb, legte er Hüte und Stock auf einen Tisch in der Nähe und suchte sich zuerst die seiner Ansicht nach Schönere von beiden aus, mit der er sich tapfer in das Gewühl stürzte. Trotzdem sie ihn beinahe um Kopfeslänge überragte, ging es doch ganz gut. Nachdem er sich einigemal im Kreise gedreht hatte, forderte er aus Höflichkeit auch die andere auf, wofür er mit einem überaus glücklichen Lächeln beehrt wurde.

Bereits während der Pause, die nach dem zweiten Tanze folgte, war man vertraut geworden. Die Schwestern waren ohne allen Anhang und in Gesellschaft der Mutter der Kleinen erschienen. Die würdige Dame, die Witwe eines Subalternbeamten, saß mit einer befreundeten Familie draußen im Garten, um ihren Neffen zu erwarten.

Alle fünf standen beisammen. Heckenstett hätte gern gesehen, daß man in einem hinter dem Saale liegenden Zimmer, das völlig unbesetzt war, einen Tisch ausgesucht hätte, um eine Weile bei einem Glase Bier ganz unter sich zu sein; aber die Kleine, die seine Galanterien mit Wohlgefallen entgegengenommen hatte und merkwürdig zutraulich geworden war, sträubte sich dagegen. Sie berief sich auf ihre Mutter und wies auf ihre Freundinnen hin, die etwas neidisch seien und sofort plaudern würden. Endlich wollte sie schon nachgeben, als ein langaufgeschossener junger Mann, dessen blutrote Krawatte unangenehm ins Auge fiel, in den Saal gestürzt kam und auf sie zueilte. Es war der längsterwartete Cousin, der soeben eingetroffen war. Er war Kommis in einem Manufakturwarengeschäft und hatte sich so sehr in seine Cousine verliebt, daß er sie auf Schritt und Tritt verfolgte, sobald

er sich in ihrer Gesellschaft befand. Trotzdem machte sie sich gar nichts aus ihm, pflegte ihn vielmehr stets „links liegen" zu lassen, wie sie Heckenstett während des Tanzens bereits erzählt hatte.

Als er die fremden Herren erblickte, schien er eine eifersüchtige Anwandlung zu bekommen, denn sofort brauste er hervor, ohne zuvor gegrüßt zu haben: „Deine Mutter sucht dich überall. Ist das eine Manier, dich allein so lange hier im Tanzsaale herumzudrücken?"

„Wenn meine Mutter es wünscht, so werde ich kommen. Du hast mir aber gar nichts zu sagen, und ich verbitte mir ein für allemal jegliche Belästigung."

Er stürzte wütend davon; die Mädchen folgten ihm aber schließlich. Die Kleine drehte sich noch einmal um, bat wegen der „Ungezogenheit dieses Menschen" um Entschuldigung und raunte beiden ein „Auf Wiedersehen" zu.

„So trinken wir einen Kognak auf diesen Schreck," sagte Rigard. Heckenstett, der etwas ärgerlich geworden war, stimmte zu. „Ich sehe schon, daß wir uns heute bezechen werden. Zum Glück kennt uns niemand," sagte er, während sie dem Büfett auf der andern Seite des Saales, wo nicht getanzt wurde, zuschritten. Plötzlich fiel ihm etwas ein. „Wo mag denn nur unser Millionenbauer stecken?" sagte er, fügte aber sofort hinzu: „Wahrhaftig, da sitzt er wieder und mustert uns mit seiner unverschämten Miene. Jetzt raucht er sogar dabei."

## II.

Er saß in der Tat ganz allein an einem Tische, hatte ein Bein über das andre geschlagen, stieß fortwährend

große Rauchwolken von sich und unterhielt sich mit der Dame hinter dem Büfett, die im Augenblick gerade sehr laut lachte. Vor ihm auf dem Tische standen wieder eine halbe Flasche Rotwein und eine Selter. Als er die beiden Freunde erblickte, glitt ein stillvergnügtes Lächeln über seine Lippen, und Heckenstett glaubte abermals jenes Augenzwinkern zu bemerken, das er draußen bereits als eine zudringliche Belästigung empfunden hatte. Er hatte die Empfindung, als wollte dieser Protz sagen: Na, da seid ihr ja wieder.

Beide ließen sich auf Heckenstetts Wunsch ausnahmsweise zwei Chartreuse geben und wollten sich wieder entfernen, als der Alte sich erhob, auf sie zutrat, den Hut lüftete und sie bat, an seinem Tische Platz zu nehmen. Sie waren so erstaunt, daß sie ihn zuerst verwundert anblickten. Heckenstett fragte etwas ironisch, wie sie zu der Ehre kämen. Der Alte aber ließ nicht nach und erwiderte, daß sie das sofort erfahren würden. Er zeigte sich plötzlich von großer, natürlicher Liebenswürdigkeit und rückte ihnen bereitwilligst zwei Stühle hin, so daß sie kaum zu widerstehen vermochten. Die Dame hinter dem Büfett lachte dazu, und so gewann die ganze Situation für sie einen gewissen humoristischen Anstrich, als sie wirklich Platz nahmen. Zum mindesten konnte die Sache sehr interessant werden.

„Köppke aus Schöneberg," sagte er, indem er sich wieder halb erhob und den Hut lüftete. Heckenstett und Rigard fühlten sich dadurch ebenfalls veranlaßt, ihre Namen ohne jeden Zusatz zu nennen; selbst das „von" wurde weggelassen.

In diesem „Köppke aus Schöneberg" lag alles. Es war mit einer gewissen Feierlichkeit und Herablassung aus-

gesprochen, begleitet von der ruhigen Miene eines Mannes, der von vornherein erwartet, daß man die Bedeutung dieses Namens zu würdigen verstehen werde. „Goethe aus Weimar" hätte nicht großartiger und überzeugender klingen können.

„Fräulein, drei Konjäkker, aber von meiner Sorte," rief er der Dame hinter dem Büfett zu.

Heckenstett wollte protestieren, aber Rigard stieß ihn unter dem Tische mit dem Knie an. Und da die Büfettdame bereits eingeschenkt und Köppken das Tablett hinübergereicht hatte, so zeigte er schließlich eine gute Miene. Seine Neugierde war stark gereizt worden.

„Nun wollen wir uns wieder vertragen. Ich wußte ja gleich, daß wir noch zusammenkommen würden."

Sie tranken, und Heckenstett bestellte sofort drei neue. „Aber wir wissen immer noch nicht, mein Herr, wie wir zu dieser Ehre kommen," sagte er dann etwas spöttisch, da er das unbehagliche Gefühl, sich in einer seinem Geschmack wenig angepaßten Gesellschaft zu befinden, nicht los werden konnte.

Köppke erklärte die Sache für sehr einfach. Sie sollten nicht glauben, daß sie es mit einem „Knoten" zu tun gehabt hätten, als er sich draußen unberufenerweise in ihr Gespräch gemischt habe. Beide hätten ihm von Anfang an sehr gut gefallen, und wenn er sich amüsieren wolle, dann müßten immer junge Leute dabei sein, denn die alten fielen bald ab. Und da heute der letzte Tag seiner Strohwitwerschaft sei, so habe er sich vorgenommen, noch einmal gründlich den „wilden Mann" zu machen. Hoffentlich würden sie heute noch dazu kommen, verschiedenen „Pullen die Köpfe zu brechen". Sein Wagen halte

draußen. Wenn's den jungen Herren passe, dann machten sie alle drei noch eine Spritztour nach Berlin. Da kenne er ein paar gemütliche Kneipen, in denen man ganz ungeniert sei.

Bei den letzten Worten schnalzte er mit der Zunge, sprach gedämpft und sah sich nach der Büfettdame um, der er nicht recht zu trauen schien. Alles das brachte er ganz offenherzig hervor, dabei mit einer sehr gleichgültigen Miene, als verstände sich das von selbst und als gehörten derartige Dinge zu seinen Lebensgewohnheiten, die man mit ihm teilen müsse. Aus allen seinen Bewegungen, aus seiner Redeweise, in welcher das unverfälschte niedere Berlinertum immer mehr zur Geltung kam, sprach der ungebildete Mann, der zu vielem Gelde gekommen war und die halbe Welt in der Westentasche zu haben glaubte. Dieses Protzentum wurde nur gemildert durch die natürliche Komik und den angeborenen Mutterwitz, mit denen er die Lachmuskeln reizte und Sympathie erweckte.

„Der wärmt den Magen und stärkt die Glieder," sagte er, als sie den zweiten Kognak hinuntergegossen hatten. Er war sehr rot geworden im Gesicht — ein Zeichen, daß ihm die Getränke nach dem Kopfe gestiegen waren. Auch Heckenstett und Rigard fühlten, daß es ihnen hinter der Stirn sehr heiß wurde, und daß sie allmählich in jene Stimmung gerieten, in welcher der Mensch zu den tollsten Dingen aufgelegt ist. Es dauerte nicht lange, so saßen sie gegen ihren Willen fest. Diese Ecke hier war so gemütlich, Köppke entwickelte so viele originelle Seiten, übte außerdem durch den Gedanken an seine Millionen einen stets neuen Reiz aus, daß sie die Musik im Hintergrunde überhörten und den eigentlichen Zweck dieses Abends

ganz vergaßen. Sie hatten bald erfahren, daß Frau Köppke nebst ihren beiden Töchtern sich in Heringsdorf befinde und am folgenden Abend wieder zurückerwartet werde.

Bei der Erwähnung der Töchter konnte Rigard sich nicht enthalten, dem Freunde unter dem Tische ein verständnisvolles Zeichen zu geben; und es war hauptsächlich seiner indiskreten, aber durch die Stimmung zu entschuldigenden Frage zu verdanken, daß Köppke nun etwas prahlerisch die Vorzüge der beiden Mädchen zu rühmen begann. Die jüngste, Anna, zähle neunzehn, komme aber etwas nach der Mutter, denn sie gehe sehr in die Breite, sei jedoch sonst ein sehr kluges gebildetes Mädchen. Die älteste, Marie, sei allerdings schon vierundzwanzig Jahre, aber schlank wie eine Tanne und spiele prächtig Klavier. Beide seien aber ganz gesund und hätten sogar ein Pensionat besucht. Das Klavier und das Pensionat spielten überhaupt mehrfach eine Rolle in diesem Bericht.

„Sie möchten wohl so einen Goldfisch haben, was?" fragte er plötzlich Rigard, indem er das linke Auge zusammenkniff und ihn schlau-überlegen anblickte. „Aber Sie sind etwas klein geraten. Die Mädels wollen große Männer haben. So wie Ihr Freund ungefähr ... Übrigens hat die Olle den Ausschlag zu jeben. Ick bin bloß immer da, wenn 's an 'nen Jeldsack jeht."

Es war kein Zweifel mehr: er war auf dem besten Wege, berauscht zu werden. Bereits mehrmals hatte er einen Versuch gemacht, den Freunden eine Flasche Wein aufzudrängen, wovon ihn dieselben nur mit Gewalt zurückzuhalten vermochten. Das wäre ja noch schöner, dachte Heckenstett bei sich, in diesem Tanzsaale Wein zu trinken! Trotzdem auch er anfing, benebelt zu werden, behielt er

doch seine Geistesgegenwart. Überdies hätte er sich nicht einmal zu revanchieren vermocht, denn in seinem Portemonnaie befand sich eine bedenkliche Leere. Selbst Rigard vermochte ihn heute nicht herauszureißen. Köppke konnte diese Enthaltsamkeit auch dann noch nicht begreifen, als er in seiner zudringlichen Weise wiederholt betont hatte, daß er alles bezahlen würde. „Es ist jenug da, Kinder," sagte er und klopfte auf seine Brusttasche. Als er sich vergeblich bemüht hatte, wollte er aufs neue Kognak bestellen. Aber auch Rigard, der mit der Zeit ein sehr verständliches Organ bekommen hatte, behagte diese Art der Zecherei nicht mehr.

Plötzlich kam Fritz die Treppe herauf, die von dem untern Büfett nach hier führte; er hatte irgend etwas Geschäftliches bei dem Fräulein zu erledigen. Als er die drei so friedlich beisammen erblickte, lächelte er etwas malitiös, trat dann aber ehrerbietig näher und erlaubte sich die Frage, wie der Herr Baron sich amüsiere. Das „Herr Baron" war mit einem Seitenblick auf die Mamsell absichtlich sehr laut gesagt, als fiele schon durch diese bloße Anrede ein Abglanz der Titulatur auf ihn zurück. Köppke blickte überrascht auf, sagte aber nichts. Und als Heckenstett dem Kellner gestattete, zur Belohnung für die Nachfrage ein Glas Bier auf seine Rechnung zu trinken, und dieser mit einem doppelt-untertänigen: „Der Herr Baron sind sehr gütig" und mit einer Verbeugung bescheiden zurücktrat, um sich den Genuß sofort zu gestatten, griff Köppke zu seinem Pincenez, um es mit derselben Bedächtigkeit wie draußen der Nase zuzuführen. Es war ein merkwürdiger Blick, den er jetzt auf Heckenstett warf: zusammengesetzt aus Staunen und Zweifel, wie

bei einem Menschen, der seiner Sache noch nicht ganz sicher ist.

Währenddessen war Rigard verschwunden. Er hatte die drei Mädchen an der Saaltür entdeckt und war ihnen gefolgt. Als zehn Minuten vergingen, ohne daß er zurückkehrte, berichtigte Heckenstett seine Zeche, bat auf einige Augenblicke um Entschuldigung und ging ebenfalls hinaus. Die Schöne im weißen Kleide war ihm wieder eingefallen. Eine Ahnung sagte ihm, daß er sie nicht weit von Rigard finden werde. Er hatte sich auch nicht getäuscht. Rigard bummelte gemütlich mit allen dreien am Ufer des Sees entlang, und zwar an einer Stelle, wo die wenigsten Menschen zu finden waren. Hinter ihnen in einer gewissen Entfernung machte sich eine dunkle Gestalt bemerkbar, die wie die verkörperte Drohung jeden ihrer Schritte überwachte.

„Ach, da ist Ihr Freund!"

Die Weiße rief es, und wie es schien, mit dem Ausdrucke tiefer Befriedigung, als Heckenstett sich zu ihnen gesellte und dem Freunde einen wohlgemeinten „Verräter" entgegenwarf. Rigard spielte eine Weile den Ärgerlichen, denn er war auf dem besten Wege gewesen, durch den ganzen Zauber seiner Beredsamkeit die Blondine an sich zu fesseln. Da er eine poetische Ader besaß, so war es ihm nicht schwer gefallen, das Stimmungsbild, das der See und der Kirchturm boten, die im Mondeslicht glänzten, in die Unterhaltung einzuflechten. Als er aber bemerkte, daß das weiße Kleid neben Heckenstett zurückblieb, ergab er sich in sein Schicksal und wandelte eine Zeitlang schweigend neben den Blau- und Rotgestreiften. Selbst die Kognakstimmung vermochte ihn nach dieser Enttäuschung

auf keinen vernünftigen Gedanken zu bringen. Der Schatten im Hintergrunde aber bewegte sich plötzlich mit bedenklicher Schnelle dem erleuchteten Teile des Gartens zu, und zwar gerade in dem Augenblick, als Heckenstett den Versuch machte, den Arm um die Taille seiner Begleiterin zu legen.

Sie schritten den Feldweg entlang, der zum Ausgange nach der Seite des Dorfes führte. Ein einziges Pärchen kam ihnen entgegen, das das gleiche Bestreben zeigte, so ungestört als möglich zu sein. Sonst Stille ringsumher. Über ihnen der durchsichtige Himmel, zwischen den Bäumen die funkelnden Lichter und die ganze Landschaft in blauen Duft getaucht.

Als sie endlich umkehren mußten, blieben Heckenstett und die Kleine zurück. Rigard schien sich wieder getröstet zu haben, denn die Schwestern lachten. Trotzdem konnte er sich nicht entschließen, die Hände vom Rücken zu nehmen.

Heckenstett flüsterte sehr eindringlich zärtliche Dinge. Er hatte dasselbe bereits hundert anderen gesagt, aber er wußte, daß er immer etwas damit erreicht hatte. Die Kleine antwortete nicht, aber ihr Gesicht glühte, und ihre Gestalt zitterte unter seinem Händedruck.

„O du himmelblauer See,
Kennst nicht mein Herzeleid, stillst nicht mein Weh",

sangen helle Mädchenstimmen auf der Dorfstraße.

„Einen Kuß nur, damit ich diese Nacht von Ihnen träumen kann," bat er mit weicher Stimme. Ehe sie es hindern konnte, hatte er sich niedergebeugt, drückte er seinen Mund auf ihre schwellenden Lippen, von denen das heiße Feuer der Jugend ihm entgegenströmte. Und zum zweiten und dritten Male berauschte er sich an ihrer Willenslosig-

keit, sah er ihre geschlossenen Augen, genoß er, trunken vor Entzücken, die Seligkeit dieser Minute in lauer Sommernacht. Dann war der Zauber vorüber.

„Dora, wo steckt ihr denn?! Wir müssen gehen!" schallte eine weibliche Stimme aus der Entfernung herüber.

Breit und fest hatte sich die Mutter in den Weg gepflanzt und erwartete ihre Schützlinge. Neben ihr machte sich der dünne Schatten von vorhin bemerkbar, der sehr eifrige Armbewegungen anstellte.

„Also morgen abend?"

„Ja, morgen. Gute Nacht!" gab sie flüsternd zurück, ohne ihn anblicken zu können. Dann begann das weiße Kleid zu flattern. Aber noch von weitem leuchtete und bewegte es sich einige Male wie ein grüßendes Abschiedszeichen. Und auch die blau- und rotgestreiften rauschten über den Sand dahin, aber nicht so lustig wie das weiße, sondern schwerfällig und steif, als grämten sie sich über die trübe Stimmung ihrer Trägerinnen.

Die Freunde beeilten sich nicht gerade, als sie ihnen folgten.

„Nun?" fragte Heckenstett, als Rigard kein Wort hervorbrachte.

„Es sind Gänse," gab der Kleine resigniert zurück.

„Und du, lieber Junge, bist ein Narr. Wenn man langweilig wie ein Meilenstein neben derartigen Mädchen einherläuft, dann darf man sich auch nicht über die Folgen beklagen."

Vor dem Saale wurden sie bereits von Köppke erwartet, der durchaus darauf versessen zu sein schien, sie heute nicht mehr loszulassen. Er hatte inzwischen die Gelegenheit benutzt, um bei Fritz Erkundigungen einzuziehen. Er wollte durchaus wissen, ob Heckenstett ein „richtiger" sei. Damit hatte

er den „Baron" gemeint. In dieser Beziehung war er äußerst mißtrauisch und ließ sich nicht gern aufziehen. Fritz, der ein Markstück in der Hand fühlte, hatte sich denn auch beeilt, das freiherrliche Geschlecht der Heckenstetts für ein uraltes zu erklären und sogar eine entfernte Verwandtschaft mit einem regierenden Fürsten hinzuzulügen, dessen Name ihm aber „im Augenblick" entfallen sei.

Da er im besten Zuge war und diesem „Bauern" einmal beweisen wollte, mit was für Leuten er sonst zu verkehren pflege, so ließ er noch etwas von einem „schneidigen Kavallerieoffizier" fallen, der auf allen Rennplätzen zu Hause sei, und mit dem an einem Tische zusammenzusitzen man als eine Auszeichnung betrachten müsse. Alles das schien Köppke sehr zufriedenzustellen; denn zum Schluß überreichte er dem Kellner noch eine Zigarre mit dem Bemerken, daß er dieselbe mit Verstand rauchen möge. Der schlagfertige Fritz wollte sie nach dieser Erklärung dem Wohltäter wieder zur Verfügung stellen, besann sich aber noch rechtzeitig und fügte nur hinzu, daß der Papa des Herrn Baron, den zu bedienen er auch bereits die Ehre gehabt habe, Ritter mehrerer hoher Orden sei.

„So, Herr Baron, nun können wir losfahren."

Heckenstett und Rigard achteten gar nicht auf diese Worte. Sie hatten die Absicht, den nächsten Zug zu benutzen und in Berlin noch irgendwo einzukehren. Der Aufbruch schien überhaupt allgemein zu sein, denn an allen Familientischen rüstete man sich.

Am Ausgange wollten sie sich von Köppke verabschieden aber er hielt sie zurück und fragte ganz verwundert, was sie denn wollten? Er denke, die Sache sei abgemacht. Und zum zweiten Male sprach er vom „Losfahren". Bis-

her hatten sie alles für Scherz gehalten, mußten nun aber zu der Überzeugung kommen, daß es ihm mit der „Spritztour" wirklich Ernst gewesen war. Denn tatsächlich hielt nicht weit vom Torwege ein Zweispänner, der nach einem Zurufe von ihm sofort vorgefahren kam.

„Nun man rin, und nicht lange besonnen. Bitte, meine Herren! Herr Baron, nehmen Sie drüben Platz. Und Ihr Freund setzt sich daneben. Ich werde meinen Korpus schon unterbringen."

Der Kutscher, der in einer etwas ausgedienten Livree steckte, sonst aber ganz intelligent aussah, zog den Hut und zeigte ein erstauntes Gesicht. Heckenstett und Rigard konnten sich nicht lange besinnen. Sie wurden in die saubere Kalesche hineinbugsiert, wie man etwa in einen Eisenbahnzug getrieben wird, der in der nächsten Sekunde abfahren soll. Und nun saßen sie fest, und ihnen gegenüber auf dem Rücksitz Köppke.

„Willem, erst nach Schöneberg," rief er zum Bock hinauf. Die Peitsche knallte, die kräftigen, wohlgenährten Braunen griffen aus, und der Wagen rollte in die Sommernacht hinein. Es war ein herrlicher Abend. Der Vollmond stand groß und klar am Himmel, und die Felder zu beiden Seiten waren in bläuliches Licht getaucht. Eine halbe Minute lang schimmerte das Wasser des Sees durch die Bäume, glitzerte der Schiefer des Kirchturms, dann war Wilmersdorf im Dunst des Abends verschwunden. Die roten und grünen Lichter der Eisenbahn tauchten auf, der schrille Pfiff einer Lokomotive ertönte, dumpfbrausend verklang das Rollen eines Zuges. Dann, als die Höhe des Weges erreicht war, breitete sich tief unten Berlin mit seinem Lichtmeer aus. Der Himmel war leicht gerötet

vom Abglanz der erleuchteten Riesenstadt. Rechts lag Schöneberg wie ein Fühlhorn, das Berlin dem Fremden entgegenstreckte.

Merkwürdigerweise war Heckenstett jetzt sehr geneigt, den Verlauf der Dinge ganz natürlich zu finden. Anfänglich machte er allerdings noch einige Redensarten, wie: er könne alles noch nicht begreifen, wisse nicht, wohin die Reise gehen solle usw. Aber aus seiner lächelnden Miene ging doch hervor, daß er sich bereits gefügt hatte. Ein Gedanke war plötzlich in ihm aufgetaucht, den er zuerst als einen sehr unwürdigen niederzukämpfen versuchte, der aber immer wieder zurückkehrte und ihn beherrschte. Vielleicht war dieser Tag dazu ausersehen, eine Wendung in seinem Leben eintreten zu lassen. Als er einige Minuten lang träumerisch zum Himmel blickte, nahm dieser Gedanke bereits eine bestimmte Richtung an.

Er stellte Betrachtungen darüber an, ob die Töchter Köppkens Ähnlichkeit mit ihrem Vater hätten, oder nicht. Er würde viel darum gegeben haben, wenn er sofort Gewißheit darüber bekommen hätte. Aber vielleicht erhielte er bald die Gelegenheit dazu. Es würde gewiß nicht schwer halten, die Bekanntschaft mit dem Alten fortzusetzen. Einige Male war er nahe daran, sich über diese selbstsüchtigen Gedanken zu schämen, aber es war nicht zu ändern: das Bewußtsein, einem Millionär gegenüberzusitzen, der heiratsfähige Töchter besaß und obendrein ein zugänglicher Mann zu sein schien, belebte seine Phantasie und ließ aus ihr rosige Zukunftsbilder entstehen. Es war doch wunderbar, wie schnell er sich der Herrschaft dieses Mannes, den er vordem sehr von oben herab betrachtet, gefügt hatte. Er nahm sich vor, in der Zukunft die Menschen nicht mehr

nach ihrem Äußern zu taxieren. Es geschah doch hin und wieder, daß man sich täuschte.

Währenddessen hatte er gar nicht auf die lebhaften Erörterungen Köppkes geachtet, trotzdem es ihm gewesen war, als hätte er diesem mehrmals eine zustimmende Antwort gegeben. Um so aufmerksamer hörte Rigard zu. Er hatte sich weit zu dem Alten herniedergebeugt, so daß er ihm fast den Rauch seiner Zigarre ins Gesicht blies, und wandte den Kopf bald nach rechts, bald nach links, je nachdem Köppke die Richtung auf den Feldern angab. Köppke befand sich im besten Zuge, Rigard in den „Grund und Boden" zu beiden Seiten einzuweihen, wobei das Wort „Terrain" eine große Rolle spielte. Je näher sie Schöneberg kamen, je eingehender wurden diese Betrachtungen, die zum Teil in der Sprache des Ur-Berliners vorgetragen wurden, so daß Rigard sich verführt sah, selbst hin und wieder einige Worte einzuwerfen, die nicht gerade salonfähig waren. Seine Sympathie für Köppke war bereits so groß, daß er es geduldig hinnahm, als dieser ihn zweimal hintereinander mit „lieber Freund" anredete.

„Det da drüben ist noch Deutsch-Wilmersdorf, aber hier bin ich schon zu Hause. Wat meenen Sie, was hier noch für Moneten im Boden stecken. Noch eene zwanzig Jährchen, dann können Sie hier an die Dore von Berlin kloppen. Die Kossäten hier werden ooch mal Viere lang fahren. Berlin frißt allens uff."

Alles bei ihm drehte sich um den Wert, den diese Erde später als Baugrund haben werde, oder teils schon hatte. Das andere war ihm Nebensache. Er sprach von demnächstigen „Auflassungen", von Parzellierung und Straßenregulierung, kramte die ganzen Schöneberger Bauverhält-

nisse aus und nannte so viel Namen, daß weder Rigard noch Heckenstett, den die Sache schließlich ebenfalls interessierte, ihm zu folgen vermochte. Einige dieser Namen waren von derben Ausdrücken begleitet, über welche die Betroffenen wenig erbaut gewesen wären. Neid, Feindschaft und Gehässigkeit schienen unter den reich gewordenen Bauerngutsbesitzern eine große Rolle zu spielen.

Endlich kam er auch auf „seine Seite" zu sprechen. Damit meinte er den Teil, der jenseits Schöneberg lag, wo er wohnte. Das sei allerdings eine ganz andere Sache, da lägen noch Klumpen Gold in der Erde, und er hoffe auch noch auf seine Kosten zu kommen. Da hinten befinde sich noch so eine Sandgrube, die ihm gehöre; in der Nähe der neuen Straßen. Etwa acht Morgen groß. Man habe ihm bereits für den Morgen hundertachtzigtausend Mark geboten, er wolle aber zweimalhunderttausend haben und werde sie auch sicher bekommen, denn das Land laufe ihm nicht weg, und er habe Zeit zu warten. Wenn nur die anderen Zeit hätten, dann ginge die Geschichte schon. Das Schönste sei, man brauche nicht einmal nach dem Golde zu graben, das täten andere kostenlos.

Als Rigard wieder von den Hunderttausenden sprechen hörte, stieg der Ärger in ihm auf; viel weniger über die enorm hohen Summen, die andere besaßen, als über die Prahlsucht, die aus diesem früheren Bauern sprach.

„Was machen Sie denn mit dem vielen Gelde?" fragte er dann.

Köppke kniff wieder das linke Auge zusammen und schlug Rigard ganz ungeniert auf das Bein. „Das möchten Sie wohl wissen, was? Aber wenn Sie es nicht verraten wollen, will ich's Ihnen sagen. Die eenen Füchse halte

ich warm, und die anderen laß ick loofen.“ Er lachte laut auf. Da aber Rigard diese Heiterkeit nicht begreifen konnte, sondern eine verständnislose Miene zeigte, fuhr er gleich fort: „Das heißt mit anderen Worten, die einen werden sicher an die Kette gelegt, zu vier Prozent, und die andern werden weiter gegeben, damit die Bauunternehmer buddeln können. Wenn den Herren dann die Gelder ausgegangen sind, dann heißt's, wer zuerst kommt, der zuerst mahlt.“

Rigard pfiff leise vor sich hin und nickte ein paarmal, als wäre ihm nun endlich das höhere Verständnis aufgegangen. In seinem Innern war er überzeugt, daß man, um diesen alten Herrn zu verkaufen, sehr früh aufstehen müßte. Jedenfalls war er ein seltsames Gemisch von Schlauheit, Gutmütigkeit und Freigebigkeit, — einer jener Menschen, denen das Geld nicht die Befriedigung gegeben hat, die sie erwartet hatten, und die sich nun an der ganzen Welt rächen, indem sie eine fieberhafte Tätigkeit entfalten, um den Besitz von Tag zu Tag zu vermehren.

„Aber ich mache das immer solide,“ begann er wieder, als er die etwas erstaunten Gesichter der Freunde erblickte. „Ich bin nicht so wie Barnikow drüben hinter der Kirche, der durch den Bauschwindel reich geworden ist. So was machen wir nicht. Nich' in die Hand! . . . Aber fragen Sie mal an, ob er was hat. Prost Mahlzeit! Keene Maus findet etwas. Alles gehört der Frau. Er aber abends immer fein nach Berlin. Da taucht er dann unter mit dem Taschengeld von seiner Ollen. Das Taschengeld kennen wir.“

Als der Wagen in die Hauptstraße von Schöneberg einbog, zeigte sich noch reges Leben. Das Klingeln der Pferdebahn ertönte, die Schaufenster waren zum Teil noch erleuchtet, und die Menschen spazierten durch die Straßen.

Sie fuhren in der Richtung nach Berlin zu. Als Köppke sich erhob, um dem Kutscher etwas zuzurufen, benutzten Heckenstett und Rigard diese Gelegenheit, um sich über ihr Ziel zu verständigen. Sie hatten keineswegs die Absicht, sich aufs Geratewohl mitschleppen zu lassen. Aber plötzlich machte der Wagen eine Kurve und bog auf der anderen Seite der Straße in eine Einfahrt. Noch während des Fahrens knallte der Kutscher mit der Peitsche. Die Pferde hatten kaum einige Augenblicke unruhig gescharrt, als das Gitter geöffnet wurde und sich hinter dem Wagen wieder schloß. Heckenstett und Rigard waren so verblüfft, daß sie erst allmählich zu der Erkenntnis kamen, zum dritten Male an diesem Abende überrumpelt worden zu sein. Es war hier so wenig erleuchtet, daß ihre Augen sich erst an die Umgebung gewöhnen mußten. Endlich kamen sie zu der Überzeugung, sich vor dem hinteren Teil einer Villa zu befinden, die zurückgebaut von der Straße lag und von dieser durch einen üppigen Baumwuchs getrennt wurde. Der große Hof machte einen halb ländlichen, halb städtischen Eindruck; denn so viel sie im Augenblick gewahr werden konnten, trugen die langgestreckten Gebäude im Hintergrunde einen sehr bäuerischen Charakter, der durch den scharfen Geruch, der herüberdrang, noch verstärkt wurde. Den Gebäuden schien sich noch ein Garten anzuschließen.

„Nun, meine Herren, bitte ich um die Ehre, auf ein Stündchen meine Gäste sein zu wollen," sagte Köppke, als er ausgestiegen war und die Freunde mit einer Handbewegung einlud, dasselbe zu tun. „Ich bitte um Entschuldigung für meine Keckheit, aber Sie kommen heute nun einmal nicht eher fort, bis wir ein Gläschen zusammen getrunken haben. Wer weiß, ob wir so jung noch einmal

zusammenkommen. Bitte, Herr Baron, bitte, Herr von Rigard ... Theodor, es soll sofort Licht gemacht werden, ich bringe Besuch mit," rief er dem alten Manne zu, der das Gitter geöffnet hatte und bescheiden beiseite stand.

Mit der Einfahrt in sein Eigentum hatte sich sein Benehmen auffallend geändert. Er schien jetzt sehr viel Gewicht auf seine Höflichkeit zu legen, trat würdiger auf und bemühte sich sogar, nur Hochdeutsch zu sprechen, was ihm aber sehr schwer fallen mußte, denn er verbesserte sich einigemal. Jedenfalls zeigte er das Bestreben, sich mehr der Umgebung anzupassen, als es vordem der Fall gewesen war.

Dieses Aufdrängen der Freundschaft ging Heckenstett denn doch über das erlaubte Maß hinaus. Trotzdem ihm der Abschluß dieses Tages in Gesellschaft Köppkens immer noch lieber gewesen wäre, als an irgendeinem anderen Orte, und trotzdem ihn ein unerklärliches Etwas antrieb, die Einladung anzunehmen, widersprach diese Taktlosigkeit, die jedenfalls viel mehr Egoismus als gutgemeintes Entgegenkommen enthielt, ganz seiner gewohnten gesellschaftlichen Anschauung. Er fühlte sich beleidigt, wenn er sich auch gestehen mußte, diesen Schlußakt der bisherigen Vergnügungskomödie selbst verschuldet zu haben. Und auch Rigard, der bereits vorher seine Neugierde darüber geäußert hatte, wie das „Abenteuer mit dem Goldonkel" enden würde, fand die Zumutung, spät abends in ein fremdes Haus zu dringen, um sich womöglich von einem Menschen, den man erst einige Stunden kannte, mit Wein traktieren zu lassen, etwas stark. Aber sowie sie ihre Widersprüche und Vorwürfe geäußert hatten, fühlten sie sich auch wieder überwunden durch die Einwendungen Köppkes: sie störten ja niemanden und möchten ihm doch die Freude nicht ver-

derben. Er wurde jetzt in dem Grade liebenswürdig, in dem er vordem zudringlich gewesen war. Und so fügten sie sich denn, getrieben von der Neugierde, abermals in das Unvermeidliche. Köppke bat um Entschuldigung, sie hinten herum führen zu müssen, und dann um die Erlaubnis, ihnen voranschreiten zu dürfen.

Nach zehn Minuten saßen sie in dem großen, hell erleuchteten Salon des Parterregeschosses. Die Glastüren, die nach dem Vorbau führten, waren geöffnet worden. Und so hatte man über das herrliche, wohlgepflegte Blumenbeet hinweg, das sich, vom Mondeslicht übergossen, in sanften Wellenlinien in die Tiefe zog, einen Ausblick auf die Straße. Es war eine jener abgezirkelten Anlagen, wie man sie vor vielen Villen findet, und welche mehr der Kunstfertigkeit des Gärtners und dem Gelde zu verdanken sind, als dem eigenen Geschmacke. Frisch geharkte Kieswege und einige Vasen und Statuen vollendeten das Aussehen dieses Ziergartens, der sich wie ein buntes Präsentierbrett inmitten der alten Bäume breitmachte.

Schon während die Freunde durch die Vorräume geschritten waren, hatte die elegante Ausstattung ihre Aufmerksamkeit erregt. Sie hatten diese Einrichtung hier am allerwenigsten erwartet. Die schweren, geschnitzten Möbel waren stilvoll, weiche Teppiche bedeckten den Fußboden, und Kristallspiegel prunkten an den Wänden. Aber alles sah überladen aus und roch nach Neuheit. Statt ausgesuchter Eleganz lag etwas Zusammengewürfeltes in diesen Räumen, das das Auge auf sich zog und blendete, aber nicht befriedigte. Etwas Kaltes, wenig Anheimelndes ging von diesen breiten Möbeln aus, diesen ohne Verständnis ausgesuchten Öldruckbildern, diesen steifen, herausfordernd

leuchtenden Portieren und den mit peinlicher Gleichheit aufgestellten Damastfauteuils. Im Geiste glaubte man noch den Dekorateur zu sehen, wie er sich im Hintergrunde verbeugte und der Herrschaft verkündete, daß er fertig sei. Hin und wieder tauchte ein Möbelstück auf, das andere Zeiten verriet und eigentlich nicht hierher gehörte, welches man aber, um den Raum zu füllen, irgendwo zwischengepreßt hatte, ohne daran zu denken, daß der prahlerisch glitzernde Kronleuchter aus Kristall sein helles Licht in jeden Winkel warf.

Der alte Theodor, der sich mittlerweile einen schwarzen Rock angezogen und, wie Köppke erläutert hatte, die Dienste eines Faktotums und Portiers vertrat, und dessen Vertraulichkeit mit dem Alten den Gästen sofort auffiel, brachte Wein und Gläser. Alten Rüdesheimer Berg, wie Köppke ausdrücklich betonte! Theodor hatte die Angewohnheit, beim Abgange sich mehrmals umzudrehen und an der Türe stehen zu bleiben, als erwartete er noch irgendeine Anrede. Dasselbe tat er auch, als er nach einer Weile mit einem Brett voll kalter Speisen zurückgekehrt war und dieselben auf einem kleinen Tische serviert hatte. Er sagte kein Wort, aber etwas Stummes, Vorwurfsvolles lag in jedem Blick, den er auf den Herrn des Hauses richtete.

Heckenstett und Rigard ließen sich nicht lange nötigen, denn in dieser Umgebung befanden sie sich einigermaßen zu Hause. Sie stießen mit dem sonderbaren Gastgeber an und machten es sich dann auf den Fauteuils bequem. Da der Wein ganz vortrefflich war und sie sich verpflichtet fühlten, das zu äußern, so ruhte Köppke nicht eher, bis er ihnen auch die Hummern aufgenötigt hatte, die sehr einladend vom Tische aus winkten. Er lobte sie über die

Maßen und beeilte sich dabei, für zwei zu essen. Nebenbei vergaß er nicht, zum Trinken zu ermuntern und die Gläser aufs neue zu füllen. Theodor hatte bereits eine neue Flasche kalt gestellt und kam ungerufen mit dem Kühler herein. Alles, was er tat, geschah wortlos und in sehr gedrückter Stimmung, wie ein Mensch es zu tun pflegt, der jeden Augenblick eine heftige Anrede erwartet und davor zittert.

Der Hausherr bot echte Havannazigarren an, und so zeigte auch Rigard, der sich seit fünf Minuten über eine schlechte Landschaft an der Wand geärgert hatte, wieder ein anderes Gesicht. Er zeichnete und malte etwas und konnte daher die mangelhafte Perspektive auf dem Bilde nicht begreifen. Er hatte das Heckenstett diskret, aber sehr eindringlich auseinanderzusetzen versucht. Nun fiel sein Blick auf das Piano im Hintergrunde, und sofort beeilte er sich, einige Töne anzuschlagen. Als er dann gedämpft ein Lied von Schubert spielte, erkannte es Köppke als dasjenige wieder, das seine Jüngste noch kurz vor ihrer Reise eingeübt hatte. Er habe diese Melodie oft durch die Decke gehört, denn er halte sich größtenteils oben im ersten Stockwerk auf. Unten sei es ihm zu fein; hier hätten seine Frau und die Mädchen die Regierung. Er habe gewisse Gewohnheiten, von denen er nicht abgehen könnte, wenn er sich zu Hause befände. So zum Beispiel das Pfeifenrauchen usw.

Nachdem sie ungefähr dreiviertel Stunden zusammengesessen und sich in der rosigsten Weinstimmung über die verschiedensten Dinge unterhalten hatten, mahnte Heckenstett zum Aufbruch. Elf Uhr war längst vorüber, und er fing allmählich an müde zu werden. Köppke wollte sie

durchaus noch zurückhalten. Er war sehr laut geworden und redete nun auch Rigard mit „Herr Baron" an, was sich dieser auch ohne Widerspruch gefallen ließ. Schließlich zündete er die Lichter des Armleuchters an und lud sie zum Schluß noch ein, sich einmal die Nebenräume anzusehen. Beide lehnten aber dankend ab, da er in seinen Bewegungen etwas unsicher und seine Zunge sehr schwer geworden war. Dann wollte er durchaus Karten mit ihnen spielen und neuen Wein kommen lassen. Diesmal sollten sie den roten probieren. Plötzlich wurden alle diese Auseinandersetzungen durch lautes Wagengerassel unterbrochen, das unmittelbar vor dem Hause verstummte.

„Es scheint Besuch da zu sein, Mama," ließ sich eine weibliche Stimme deutlich vernehmen.

„Schwerenot, da ist meine Frau schon!" sagte Köppke und riß sofort die Tür nach hinten auf. „Theodor, Theodor!" rief er hinaus. Der Gerufene erschien; es gab eine wenig rücksichtsvolle Auseinandersetzung. Theodor hatte ganz vergessen, die am Nachmittag eingetroffene Depesche abzugeben. „Du bist und bleibst ein Schafskopf," raunte er ihm zu, so daß Heckenstett und Rigard es hören konnten. Beide hatten sich erhoben und bedauerten lebhaft, sich nicht früher verabschiedet zu haben, denn die kommende Situation erweckte schon jetzt ein unangenehmes Gefühl in ihnen.

Während einiger Minuten befanden sie sich allein im Zimmer. Durch die geschlossene Tür vernahmen sie fortwährend die Stimme des Hausherrn. Das Schlimmste war, wie es schien, daß die Girlanden und der Willkommensgruß noch nicht angebracht worden waren. Köppke erwähnte das im Vorzimmer mehrmals und gebrauchte da-

bei zweimal das Wort „Esel“. Es wurde nicht ersichtlich, wer damit gemeint sei, aber eine helle, vorwurfsvolle Stimme wehrte sich dagegen mit dem Bemerken, daß der Befehl erteilt worden sei, den Schmuck erst am andern Morgen anzubringen.

Dann wurden Tritte und eine energisch klingende Frauenstimme laut. „Das ist aber wirklich stark. Kein Mensch läßt etwas von sich hören!“ Schließlich vernahm man nur noch ein Murmeln. Der Hausherr schien den beginnenden Ausbruch des Unwillens im Keime erstickt zu haben. Dann klopfte es, und herein rauschten Mutter und Töchter, noch angetan mit den seidenen Staubmänteln.

Als nach der Vorstellung, die, soweit es sich um die Freunde drehte, von Köppke sehr laut und mit Nachdruck geführt wurde, dessen Frau mit einem liebenswürdigen Lächeln um Entschuldigung dafür bat, daß sie es sich sofort bequem mache, knackte der ganze Sessel. Während Heckenstett und Rigard ihrerseits einige höfliche Worte gebrauchten und auf den Augenblick warteten, wo sie sich mit Anstand empfehlen könnten, erfuhren sie noch die Veranlassung dieses unerwarteten Eintreffens. Frau Köppke hatte sich um einen Tag geirrt. Da die Vorbereitungen zur Abreise bereits getroffen waren, so wollte man nicht länger warten. Ihr ganzes Gesicht strahlte vor derber Gesundheit, als sie die wohlerhaltenen, weißen Zähne zeigte. Alles an ihr war rund und von Kraft strotzend: das Urbild der Jüngsten, die mit geröteten Wangen neben dem Vater stand. Am Kamin saß die Älteste etwas ermattet, wie es schien, und fixierte neugierig die beiden Freunde. Sie hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit Mutter und Schwester.

Endlich brachen die Gäste auf. Schon wollte sich Heckenstett zum letzten Gruß verbeugen, als ihm noch etwas einfiel. Der letzte Blick auf die Älteste hatte ihm diesen Gedanken eingegeben. Er bat um die Erlaubnis, sich am andern Tage nach dem Befinden der Damen erkundigen zu dürfen.

„Sehr angenehm, Herr Baron . . . Soll uns eine große Ehre sein.“ Das Ehepaar rief es fast gleichzeitig. Die Jüngste zuckte nicht mit der Wimper. Die Älteste aber schien Verständnis dafür zu haben, denn sie lächelte und nickte Heckenstett ermunternd zu.

In dieser Nacht ergingen sich Heckenstett und Rigard noch in sehr lebhaften Meinungsäußerungen, bevor sie sich trennten, um ihre im Potsdamer Viertel belegenen Wohnungen aufzusuchen.

---

## III.

Die Köppkes waren seit langer Zeit bereits in Schöneberg ansässig. Während des Dreißigjährigen Krieges wurde der Ort fast ganz verwüstet, so daß von den Hüfnern und den Kossäten nur etwa vier bis fünf Besitzer übrigblieben; die andern hatte die Kriegsfurie auf Nimmerwiedersehn in die Fremde getrieben oder im eigenen Lande zugrunde gerichtet. Seit jeher hatte der Segen des Dorfes in der Erde gesteckt, denn der Boden war fett und ersprießlich. Wer im Orte fest saß, der hatte sein gutes Auskommen. Um so fühlbarer machte sich plötzlich der Mangel an Wirten in den verödeten Höfen und auf den herrenlosen Feldern, deren letzte Halme von den bewaffneten Horden zertreten waren.

Um die Saaten wieder reifen zu sehen, zog man Leute aus fremden Ortschaften heran. Etwa ein Dutzend Bauern kamen der Aufforderung nach, und unter ihnen befand sich der Hüfner Stefan Köppke aus Köpenick. Das war Tatsache, nur war es nicht ganz erwiesen, ob die jetzigen Köppkes direkt von diesem Stefan abstammten; denn vor Beginn des Siebenjährigen Krieges sollte es noch einen Pferdeknecht gleichen Namens im Dorfe gegeben haben, der bei Leuthen geblieben war und Frau und Kind hinterlassen hatte. Als die Russen zwei Jahre später Schöneberg in Brand steckten, kam die Mutter dabei ums Leben. Der Stammhalter aber, der sich später sein Brot als Tagelöhner verdienen mußte und die Witwe seines Brotgebers, eines kleinen Kossäten, heiratete, sollte der Großvater des jetzigen Familienoberhauptes gewesen sein. Die Chronik des Dorfes sprach wenigstens dafür. Martin Hans, der jetzige Millionär, wollte nichts davon wissen; wenigstens bestritt er diese Verwandtschaft auf das entschiedenste. Köppke aus Köpenick klinge schon so überzeugend, daß jedermann die Abstammung von dem Hüfner einsehen müsse, meinte er. Damit wies er jede Beziehung dieser „Seitenlinie" weit von sich; am meisten aber den „Pferdeknecht", dessen Erwähnung er sich energisch verbat. Ja, in seinem Eigendünkel ging er so weit, fest und steif zu behaupten, daß der Name Köppke eng mit der Begründung von Köpenick zusammenhänge, und daß die Köppkes damals jedenfalls eine große Rolle gespielt haben müßten. Seitdem er diesen witzigen Einfall bekommen hatte, tischte er ihn jedermann auf, der sich für seine Familie interessierte. Eines Tages — es war vor zwanzig Jahren — hatte man ihm aber mit seinem Namendünkel gehörig heimge-

leuchtet, indem ein Bauer die Behauptung aufstellte, Köppke komme eigentlich von „fauler Kopp" her. Es gab viel Lachen darüber, und seitdem war er vorsichtiger geworden.

Alle diese kleinen unliebsamen Erinnerungen wurden jedoch mit der Zeit verwischt; sie tauchten nur noch in engeren Kreisen auf, bei den eingeborenen und langjährigen Bewohnern Alt-Schönebergs, die über die Verhältnisse von Hinz und Kunz unterrichtet und in jener Zeit aufgewachsen waren, als das Dorf noch losgetrennt von Berlin lag und sich seiner stillen ländlichen Ruhe erfreuen durfte. Damals war der Goldsegen über die Bauern noch nicht hereingebrochen. Er hatte erst seinen Anfang genommen, als die Potsdamer und Anhalter Bahn ihre Eisennetze über die Felder spannte, als der Steinkoloß unten am Berge sich reckte und dehnte und nach Westen immer größere Kreise schlug, um ein Riesenterrain nach dem andern in sein Bereich zu ziehen.

Die Gärten an der Landstraße verschwanden, ganze Ackerwirtschaften wurden in Baugrund verwandelt, und auf den grünenden Wiesen, wo einst die Jugend die Papierdrachen lustig im Winde flattern ließ, schossen die Mietskasernen gleich Pilzen aus der Erde. Allmählich stieg der Koloß auch den Berg hinan, füllte jede Lücke aus, vermengte „Neu-Schöneberg" mit dem alten und trug das rauschende Leben der Großstadt auf breiten Strömen in den einstigen unscheinbaren Vorort. Abgeschlossen von dieser lärmenden Welt lag nur nach wie vor der Botanische Garten mit seinen stillen Reizen und den ewigen Geheimnissen der Natur und sandte an den Sommertagen den Duft der Blumen in das Gewühl der Menschen und über die Dächer.

Es gab eigentlich keine Entfernung mehr zwischen Berlin und Schöneberg. Man bestieg die Pferdebahn oder spazierte von einer Grenze zur andern, wie man sich aus einer Straße in die andere begibt. Die Schöneberger fanden sich am schnellsten in diese Wandlung der Dinge, denn den größten Nutzen davon hatten sie allein. Das Geld kam ihnen über Nacht in den Schoß geflogen, und so wurden sie plötzlich von einem Spekulationsfieber ergriffen, das sich mit der Schnelligkeit einer Epidemie über das ganze Dorf verbreitete. Für diese Goldkrankheit waren die Kommissionäre und die Bauunternehmer die einzigen Ärzte, welche helfen konnten. Aus den Bauern wurden sehr gewiegte Rechner, die, wenn es auch sonst mit ihren Schulkenntnissen schlecht bestellt war, die Quadratruten an den Fingern berechneten und so lange mit den Werten multiplizierten, bis sie zu der Überzeugung kamen, daß von einem „Hineinlegen" nicht mehr die Rede sein könne.

Sie stellten den Pflug beiseite, kauften sich Großgrundbesitze, erbauten sich Villen und ließen eines Tages aus dem Bauer den „Rentier" entstehen. Trotzdem hing ihnen in der Öffentlichkeit der erstere immer noch an, was aber einigermaßen durch den „Millionär", den man hinzufügte, gemildert wurde. Die Wallfahrten nach dem alten Kreisgerichtsgebäude in der Zimmerstraße zu Berlin, in dem alle diese Geschäfte zum Abschluß gebracht wurden, hörten nicht auf, und an bestimmten Tagen konnte man die Bauerngefährte in einer langen Reihe auf der Straße halten sehen.

Es dauerte nicht lange, so befand sich fast das ganze sogenannte Unterland diesseits des Dorfes in festen Händen. Zu denen, die umfassende Besitzrechte an diesen

Wiesen und Äckern gehabt, hatte auch Köppkes Vater gehört, der gerade zur richtigen Zeit gestorben war, um seinem einzigen Sohne eine halbe Million Taler und die Ausnutzung des übrigen Grundeigentums zu hinterlassen. Diese halbe Million stammte aus dem Verkaufe eines Landstrichs an die Potsdamer Eisenbahn.

Damals war Hans bereits verheiratet. Er hatte sich die Tochter einer Frau genommen, die als Wirtschafterin bei einem vermögenden Gutsbesitzer im nahen Tempelhof in Diensten stand. Henriette hatte ihm nur einige hundert Taler mitgebracht, und durch die Erinnerung daran war er gleich nach Ausbruch des Goldregens außerordentlich geärgert worden, denn er hätte sich nun jedenfalls nach etwas Höherem versteigen können. Da es aber nicht mehr zu ändern war, hatte er sich in das Unvermeidliche gefügt und nunmehr sein ganzes Bestreben darauf gerichtet, seinen beiden Töchtern eine gute Erziehung zuteil werden zu lassen. Er hatte es ja dazu, brauchte also in dieser Beziehung nicht zu sparen. Leider ging seine Hoffnung auf einen männlichen Sprossen nicht in Erfüllung.

Der verstorbene Alte hatte bereits das Nachbargrundstück erworben, das im Besitz eines Gärtners gewesen war und ein sehr schönes, direkt an der Straße gelegenes Wohnhaus aufzuweisen hatte. Jahrelang bewohnte man dieses Haus, bis mit abermaligen Landverkäufen und den großen Summen, die sie einbrachten, der Ehrgeiz immer mehr stieg und eine gewisse Sucht, auch äußerlich zu prahlen, sich in der Familie bemerkbar machte. Drei Häuser weiter hatte sich Hennicke (der dicke August, wie man ihn allgemein nannte) ein palastartiges Wohnhaus gebaut. Noch sein Vater sollte die Kühe zur Weide nach Mariendorf getrieben und

er selbst in früheren Zeiten Milch nach Berlin gefahren haben.

Das könne man sich nicht bieten lassen, am allerwenigsten von diesem „Bauern", der seine ungehobelten Manieren niemals ablegen werde, meinte Frau Köppke, die bei einer solchen Gelegenheit nur zu gern erwähnte, daß sie zusammen mit der Tochter des Gutsbesitzers in Tempelhof unterrichtet worden sei.

So entstand denn diese herrschaftliche Besitzung, die eine Zierde der ganzen Gegend war. Wenn es allein nach Köppke gegangen wäre, so hätte man sich nach wie vor mit dem alten Hause begnügt und das Vermögen vorläufig noch ruhig aufgespeichert; denn trotzdem auch ihn die Eitelkeit mit der Zeit zu kitzeln begann, vermochte er sich von den alten Gewohnheiten schwer zu trennen. Wenigstens was sein häusliches Leben betraf. Wenn er daran dachte, wie einfach es im Hause seiner Eltern zugegangen war! In dieser Beziehung glich er dem Käfer, der trotz allem äußerlichen Glanze doch wieder in irgendeinem dunklen Winkel verschwindet. Die Hauptsache bei ihm war, die Tasche voll zu haben, das übrige ließ ihn ziemlich gleichgültig.

Wie die Frauen sich immer leichter den Verhältnissen anzupassen verstehen, so hatte auch seine Ehehälfte sich schnell in ihre neue Rolle gefunden, wobei die Töchter von großem Einflusse gewesen waren. Und da das Bewußtsein des Geldbesitzes auch den Mut verleiht, sicherer und kecker aufzutreten, so hatte sie sich mit der Zeit die Manieren einer großen Dame angeeignet. Was ihr noch fehlte, mußten äußerlicher Glanz und die Gegenwart der Töchter verdecken.

Um die Mädchen gab es einen ewigen Kampf zwischen den Eheleuten. Der Vater hätte sie gern an Leute nach seinem Geschmacke verheiratet, das heißt an Männer, die „die Nase nicht zu hoch trugen", wie er sich ausdrückte. Es mangelte auch keineswegs an Freiern. Von „dieser Sorte", wie Frau Köppke und die Älteste verächtlich einwarfen, sobald das Gespräch sich darum drehte.

Da war der Sohn von Hennicke, der seine Bewerbung sehr deutlich zu verstehen gegeben hatte und schließlich auch mit der Jüngsten vorlieb nehmen wollte, als Fräulein Marie ihm sehr geringe Beachtung schenkte. Er war „ebenso schwer", wie Köppke zu seiner Verteidigung sagte, womit er das Vermögen meinte. In dieser Beziehung wäre also von einer Mißheirat nicht die Rede gewesen. Da war ferner der älteste Sohn von Barnikow, dem „Bauschwindler", ein sehr netter Mensch, der jüngst sein Baumeisterexamen bestanden und allem Anschein nach eine Zukunft vor sich hatte. Trotzdem sein Vater, wie alle Welt wußte, nichts besaß, so war es doch kein Geheimnis, daß die Mutter um so mehr zu vergeben hatte. Da waren endlich noch ein Gutsbesitzer, ein Ingenieur und ein Tierarzt, — drei respektable junge Leute, die man seit ihrer Kinderzeit kannte, und die, wenn sie dereinst auch nicht viel zu erhoffen hatten, ohne Zweifel vorzügliche Schwiegersöhne geworden wären. Man hätte gar nicht viele Worte zu machen brauchen: ein Wink, und die Sache wäre erledigt gewesen.

Weshalb sollte es auch auf einige hunderttausend Mark ankommen! Das Geld war einmal da, und da die Töchter ebenfalls vorhanden waren und ihren natürlichen Bestimmungen entgegengehen mußten, so konnte man schon

ein Auge zudrücken und diesen Männern eine Existenz durch ihre Frauen verschaffen.

Frau Köppke war aber anderer Ansicht. Seitdem ihr von der Ältesten der Geschmack an Romanen und Theaterbesuchen beigebracht worden war, hatten sich hinter ihrer breiten Stirn romantische Ideen festgesetzt, die zwar in auffallendem Widerspruche mit ihrer robusten, wenig salonfähigen Erscheinung standen, denen sie aber mit Ausdauer anhing, weil sie ihrer Meinung nach zum guten Ton gehörten. Wozu habe man denn die Millionen, wenn man nicht durch sie einen hohen Beamten oder einen Offizier verlangen solle? Damit könne man sogar einem Grafen das Wappen vergolden!

Diese Phrase, die sie irgendwo gelesen hatte, gefiel ihr so außerordentlich, daß sie mit Vorliebe darauf zurückkam. Das wäre noch etwas: wenn ihr Mann einmal derartige Bekanntschaften aufzuweisen hätte. Aber mit seiner ganzen Schöneberger Sippe könne er ihr und den Mädels vom Halse bleiben! Die möchte sie einmal sehen, wenn hier keine Millionen zu finden wären. Diese armen Schlucker würden sich dann jedenfalls hüten, mit dem „gnädigen Fräulein" um sich zu werfen. Wenn man schon einmal mit dem Gelde nicht knausern wolle, dann könne man sich doch wahrhaftig die Schwiegersöhne nach Belieben aussuchen. Es sei jetzt übrigens Zeit, sich von den alten Bekanntschaften zurückzuziehen, an denen „gewisse Leute" noch immer wie die Kletten hingen.

Köppke hatte schwere Tage. So leicht er die Worte fand, wenn es sich um die Wahrnehmung seiner geschäftlichen Interessen handelte, so schwer vermochte er sie hervorzubringen derartigen Ergüssen gegenüber. Gegen die

Anschauungen dieser zielbewußten Frau, die ihn fast um Hauptes länge überragte und sich wie ein Pfau blähte, blieb er machtlos. So war er beständig auf der Suche nach Schwiegersöhnen, nur um Ruhe und Frieden im Hause zu haben und die Mädchen nicht „versauern" zu lassen, wie er sich ausdrückte.

Dieser Zustand verschlimmerte sich noch, als Blissing, einer der reich gewordenen früheren Ackerbürger in Mariendorf — jetzt nannte er sich Gutsbesitzer — seine einzige Tochter Katharina an einen Premierleutnant, den Träger eines bekannten altadligen Namens, verheiratete und der Braut die Kleinigkeit von einer Million Mark als Morgengabe mit in die Ehe gab. Alle Zeitungen brachten Notizen darüber; namentlich sollte das Hochzeitsmahl, das in einem der größten Hotels von Berlin stattfand, wahrhaft fürstlich gewesen sein.

Diese Verbindung erregte in den umliegenden Ortschaften großes Aufsehen und wurde vornehmlich in Schöneberg viel besprochen. Katharina hatte mit Marie Köppke dasselbe Pensionat in Berlin besucht. Um so mehr ärgerte man sich, daß keine Einladung zur Hochzeit erfolgt war. Natürlich sei man da drüben jetzt außerordentlich stolz geworden, seitdem man sich einen adligen Offizier „geangelt" habe, meinte Henriette. Was diese unscheinbare Person, die ihre schiefe Schulter trotz allem Gelde nicht verbergen könne, doch für ein Glück gehabt habe!

Acht Tage lang gab diese Heirat den Unterhaltungsstoff im Hause ab, so daß dem Alten schließlich der Kopf wirbelte von der Wiederholung der langen Geschichte, die man aus der kleinen Tatsache gemacht hatte. Er bekam alle Untugenden der Blissings zu hören, nur von den

guten Seiten erfuhr er nichts. Wenn ihm die Sache schließlich zu bunt wurde, ging er nach dem Obst- und Gemüsegarten hinter den Ställen, nahm eine Schaufel zur Hand und grub. Das tat er immer, wenn ihm die Luft im Zimmer schwül geworden war und er es für nötig hielt, das seelische und körperliche Gleichgewicht wiederherzustellen. Er konnte von der Erde ebensowenig lassen, wie von seiner Tabakspfeife. Natürlich, wenn ihn niemand sah.

Nach alledem war es erklärlich, daß Köppke nach einer vierwöchentlichen Frist der Ruhe und der Sammlung nicht gerade mit allzu freudigen Hoffnungen der Rückkehr seiner Familie entgegensah. Aber die Situation hatte sich mit einem Schlage zu seinen Gunsten geändert. Es gab an dem Abend nicht viel Auseinandersetzungen mehr, da Mutter und Töchter von der Reise ermüdet waren. Köppke zog sich zuerst zurück. Er hatte das Gefühl, nicht mehr in der richtigen Verfassung zu sein, Fragen, die von drei Seiten zugleich gestellt wurden, der Reihenfolge nach zu beantworten. Als er sich aber in das obere Stockwerk begab, nahm er doch die dunkle Empfindung mit, heute eine Tat begangen zu haben, die seine Frau, trotz des schlimmen Empfanges, sehr freundlich und zur Verzeihung geneigt gestimmt habe.

Und mit diesem Gefühl hatte er sich auch am andern Morgen erhoben und seine Grüße ausgeteilt.

Man saß beim Kaffee. Köppke, der bereits lange vor den Damen munter gewesen war, trank aus Gesellschaft noch einmal mit, um nichts von der Unterhaltung zu verlieren. Um die Stimmung zu einer recht rosigen zu machen, berichtete er zuerst über den glücklichen Abschluß

des neuesten Geschäfts. Diese Sache war schon lange im Gange gewesen, ohne daß man an eine schnelle Regelung gedacht hatte. Um so größer war die Überraschung für Mutter und Töchter.

„Ei was! So hat man also doch gegeben, was wir verlangt haben? Das ist ja herrlich! Du machst doch immer deine Sache ganz vorzüglich. Komm her, Papa."

Frau Köppke war so entzückt, daß sie sich vom Korbstuhl erhob und ihren Mann angesichts der Töchter herzhaft küßte. Das war auch für die Älteste und für die Jüngste das Signal, ebenfalls auf ihn zuzuflattern, um ihre kindlichen Pflichten zu erfüllen.

Alle drei befanden sich noch in ihren Morgenkleidern und hatten das Haar lose aufgesteckt. Da sie das Frühaufstehen niemals fertig brachten, so ließen sie auch mit der Toilette etwas lange auf sich warten, trotzdem zwei Zofen im Hause waren. Man war es gewöhnt, sehr lange beim ersten Frühstück zusammenzusitzen und die neuesten Lokalnachrichten in der Zeitung aufmerksam zu lesen. Wenn etwas ganz Interessantes oder Überraschendes kam, so suchte man sich zu überbieten, es laut vorzulesen. Es saß sich an den Sommermorgen in diesem nach der Seite des Parks hinausgehenden Balkonzimmer des ersten Stockwerks so anheimelnd, allen zudringlichen Blicken verborgen, daß man sich nicht eher erhob, bis die letzte Verlobungs- und Heiratsannonce einer Prüfung unterzogen worden war. Nur der Alte war derjenige, der fertig zum Ausgehen gerüstet am Tische erschien, einen guten Morgen wünschte, den Börsenteil der Zeitung überflog und sich dann verabschiedete. Er hatte immer wichtige Gänge, über welche er niemals sprach, und an die man sich bereits so ge-

wöhnt hatte, daß man selten nach ihrem Zweck fragte. Einige wollten ihn regelmäßig gegen elf Uhr in einem nicht weit entfernt gelegenen Gasthofe einkehren gesehen haben, an dessen Stammtisch sich regelmäßig eine Anzahl ehemaliger Bauern einfand, um beim Frühschoppen „günstige Konjunkturen“ zu besprechen und gemeinsame Pläne zu erörtern.

Anderthalb Millionen Mark! Das war ein Zufluß, den man sich gefallen lassen konnte. Henriette war ganz außer sich vor Freude. In einer derartigen Verfassung pflegte sie zum Schrecken ihres Mannes wie toll durch das Zimmer zu rauschen und sich ganz unsinnig zu gebärden. Mit der langen Schleppe des türkisch gemusterten Schlafrockes erschien sie ihm um einen halben Fuß größer. Alles zitterte unter ihren wuchtigen Tritten, denn sie hatte den eigentümlichen, schweren Gang eines Menschen, der mit der ganzen Sohle aufzutreten pflegt. Sie zog ihre Töchter abwechselnd an die Brust, tat zärtlich mit ihnen wie mit kleinen Kindern und kniff ihren Mann in die Wangen. Er kannte den Grund dieser Liebenswürdigkeiten, die alle darauf hinausliefen, ihn den Wünschen, die nun folgen würden, gefügiger zu machen.

Nun könne man sich auch einen neuen Wagen anschaffen, einen eleganten Landauer mit ein paar prächtigen Schimmeln davor, denn die Braunen seien sehr schwerfällig geworden. Natürlich auch mit silbernem Geschirr. Sie sehe nicht ein, weshalb Hennickes etwas vor ihnen voraus haben sollten. Die Alte mache sich immer auffallend breit, wenn sie hier vorbeifahre und hineinblicke, um sich zu überzeugen, ob man ihrer auch ansichtig werde.

„Nicht wahr, Kinder, ihr werdet den Papa recht schön

bitten, daß er es tut." Sie gab den Mädchen verstohlen einen Wink, der die Aufforderung enthielt, sich an seinen Hals zu hängen. Das war eine der schlimmsten Situationen, die der Alte sich denken konnte.

Die Jüngste zeigte sich weniger eifrig bei derartigen Bestürmungen. Merkwürdigerweise konnte sie diese Sucht nach äußerlicher Prahlerei niemals begreifen, trotz ihrer Ähnlichkeit mit der Mutter, wie Köppke zu sich sagte. Er hatte sie deshalb auch am meisten in sein Herz geschlossen. Wenn er sie so ansah, wie sie vor ihm stand, mit der etwas breiten Taille, die alle Schnürkünste nicht zierlicher zu machen vermochten, ein gutmütiges Lächeln im runden Puppengesicht, dessen rote Wangen wie frisch aufgetragene Farbe glänzten, dann freute er sich über diese unverfälschte Gesundheit, welche der Ältesten bei kleinen Plänkeleien nur zu oft Veranlassung gab, ihren Spott auszugießen. Selbst ihre Hände gefielen ihm, diese kurzen, fleischigen „Patschen", wie er sie nannte, die trotz aller Verschönerungsmittel niemals eine zarte Färbung bekamen. „Die Natur wehrt sich dagegen," war seine ständige Redensart, wenn er diese fruchtlosen Bemühungen beobachtete und sich im geheimen daran ergötzte.

Das war und blieb unverfälschte Rasse nach seiner Überzeugung; da konnte sich das Bauerntum nicht verleugnen, trotz Seide und Atlas, Geschmeide, Parfüm und der Bildungsdressur, deren Mangel ihm Henriette so oft vorwarf, wenn sie sich über irgend etwas an ihm geärgert hatte, und welche er daher mit der ganzen Zähigkeit haßte, deren ein Mensch fähig sein kann, wenn er sich zurückgesetzt fühlt. Er war ordentlich stolz darauf, in diesem Blute einen geheimen Verbündeten zu haben, der ihm

sichtbar vor Augen stand und wenigstens äußerlich seine Wirkung tat, sobald das geistige Übergewicht seiner Frau und der Ältesten sich zu sehr bemerkbar machte.

„Und dein Reitunterricht, Marie . . . willst du nicht gleich darum bitten?" fuhr Henriette in einem Atem fort.

„Gewiß, Mama. Ich bin überzeugt, daß Papa heute nicht imstande ist, uns irgend etwas abzuschlagen. Es ist doch gewiß nicht viel, was wir verlangen."

Die Älteste setzte sich auf seine Knie und erging sich nun in sehr eindringlichen Bitten, denen man die Benutzung der guten Stimmung des Alten nur zu sehr anmerkte. Sie war federleicht im Gegensatze zu ihrer Schwester und besaß einen feinen, fast durchsichtigen Teint, der ihren Vater immer aufs neue zu Betrachtungen darüber herausforderte, wie verschieden der liebe Gott bei Verteilung der Kinder zu Werke gehe, und die alle in dem Endresultat endeten, daß er niemals sich darüber einig werden konnte, ob dieses Mädchen nach ihm komme oder nach seiner Frau. Schon als sie noch ein Kind war, hatte ihm diese weiße Haut, die er auf ihre ewige Kränklichkeit zurückführte, in Erstaunen gesetzt. Solange er denken konnte, war sie zerbrechlich wie eine Puppe und trotzdem mit einem Eigensinn behaftet, der öfters zum Schrecken der Eltern wurde. Nichts war ihr gut genug; was sie erblickte, wollte sie besitzen.

Je älter sie wurde, je mehr steigerte sich diese Untugend, die schließlich in eine unbändige Eitelkeit ausartete. Selbst die Pensionszeit schien diese üblen Eigenschaften nur deshalb unterdrückt zu haben, um sie später mit um so größerer Gewalt zum Vorschein kommen zu lassen. Siebzehn Jahre war sie alt, als sie wieder ins Elternhaus zurückkehrte.

Und nun zeigte sie sich von Tag zu Tag unzufriedener und launenhafter, spöttelte sie über ihre Umgebung, mit der sie die Fühlung vollständig verloren hatte, benutzte sie jede Veranlassung, um irgendeinen Menschen im Hause zu ärgern. Gewährte man ihre Wünsche nicht, so bekam sie es fertig, tagelang kein Wort zu sprechen. Sie muckte mit allen, selbst mit den Dienstboten, mit denen sie in der Regel sehr unzart verfuhr. Ihr Hauptbedürfnis war das Lesen. Sie verschlang alle Romane der Marlitt und konnte stundenlang, ein derartiges seichtes Buch in der Hand, auf einem Flecke sitzen.

Dann setzte sie sich plötzlich in den Kopf, Sängerin zu werden. Der Alte, der diesen Gedanken einfach für verrückt erklärte, lachte ihr ins Gesicht. Sängerinnen und Schauspielerinnen waren für ihn nur „Pack“. Aber es half nichts: wirklich wurde ein Gesanglehrer ins Haus genommen, der viel Geld kostete, aber eines Tages von selbst fort blieb, als er beim besten Willen keine Stimme entdecken konnte. An diese zwei Monate dachte der Alte mit Schrecken. Sobald die Stunde herannahte, entfernte er sich und schritt über den Hof, um sich davon zu überzeugen, „ob die Pferde nicht scheu würden“, wie er boshaft zu Henriette sagte, die alle diese Tollheiten ihrer „süßen Märry“ begünstigte.

Mit dem Wunsche, das Lehrerinnen-Examen zu machen, setzte „Fräulein Unzufrieden“, wie das Gesinde sie im Verschwiegenen nannte, allem die Krone auf. Dieser Einfall war ihr mit dem Tage gekommen, an dem Theodor Wiemer auftauchte. Theodor war der Bruder von Frau Köppke und hatte bisher sein Dasein kümmerlich als Lehrer in einem unbedeutenden Dorfe der Mark gefristet.

als seine Schwester sich seiner großmütig entsann und mit ihrem Manne zu dem Entschluß kam, ihn ins Haus zu nehmen. Voll Dankbarkeit nahm er das Anerbieten an und gab sich anfänglich sehr großen Träumen hin, bis seine Schüchternheit und seine Bescheidenheit ihm den Platz im Hintergrunde anwiesen, den er heute noch innehatte. Als er den schlechten Tausch einsah, war es zu spät, und so genoß er tatsächlich das Gnadenbrot, das er sich durch seine Genügsamkeit und durch die philosophische Würde, mit welcher er sich in alles fügte, zu würzen versuchte. Er war sozusagen der schweigende Schatten, der im Hause umherging und durch seinen Anblick den Ehegatten die lustige Miene nahm, ohne daß sie sich dagegen zu wehren vermochten. Sie duldeten ihn, wie man etwa einen Menschen duldet, der einem längst überdrüssig geworden ist, den gehen zu heißen man aber nicht den Mut findet, weil man fürchtet, niemals einen Ersatz für ihn zu finden.

Diese Mißachtung reizte Marie gleich in den ersten Tagen zum Widerspuch, der schließlich so deutlich zum Ausbruch kam, daß sie den Onkel für den einzigen gebildeten Menschen im Hause erklärte, mit dem sie ein vernünftiges Wörtchen reden könne. Er sei doch immerhin Lehrer gewesen, und das müsse respektiert werden. Theodor mußte nun den ganzen Tag um sie herum sein, den Vorleser spielen und sich mit ihr über alle nur möglichen Dinge unterhalten, die ihrer Meinung nach über den Horizont der anderen hinausgingen. Um Anregung zu haben, ließ sie sich von ihm über seine frühere Unterrichtsmethode berichten und nahm wie ein kleines Schulmädchen alle jene Dinge noch einmal durch, die man mit „Anfangsgründe“ zu bezeichnen pflegt.

Dieser Spaß steigerte sich, als sie schließlich bemerkte, daß der gute Onkel über die notwendigste Elementarbildung nicht weit hinausgekommen war, und sie nun auf den Gedanken kam, selbst einmal die Lehrerin zu spielen und ihm alles das beizubringen, was sie wußte, ihm aber, der noch aus der alten Schule der Dorfpädagogen stammte, ein Brief mit sieben Siegeln war. Er sollte durchaus Französisch und Englisch lernen. Da sie für diese Sprachen immer ein besonderes Talent gezeigt hatte, so quälte sie ihn den ganzen Tag mit der Ausdauer eines hübschen, verzogenen Kindes, das gewohnt ist, seinen Willen durchzusetzen und geneigt erscheint, am Ende einer Puppe das Sprechen beizubringen. Aber dieser alte, bereits in den Sechzigern stehende, halbvertrocknete Mann, der mit rührender Geduld alle Ungezogenheiten seiner Nichte ertrug und beim jedesmaligen Anblick der fremden Grammatik die Miene eines Gemarterten zeigte, hatte während dreißig Jahren inmitten seiner Gemeindekinder einen so großen Verdummungsprozeß durchgemacht, daß er sich bereitwilliger gezeigt hätte, seinen Kopf herzugeben, als sein Gedächtnis besonders anzustrengen.

Als die sonderbaren Lektionen im Hause immer unerträglicher wurden und Frau Köppke unumwunden erklärte, Theodor müßte das Haus wieder verlassen, wenn seine Zeit noch fernerhin mit derartigen nutzlosen Dingen vertrödelt würde, hatte Marie, überzeugt von der Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen, endlich ein Einsehen. Sie hatte aber so viel Geschmack am Unterrichten gefunden, daß sie allen Ernstes äußerte, ihr Examen machen zu wollen; aber auch diese Laune legte sich, als Köppke ihr, wütend geworden durch die endlosen Quälereien der Familie, erklärte, sie

könnte sich dann auch ihr Brot als „gelehrte Schrulle" selbst verdienen.

Und jetzt war der Reitunterricht an die Reihe gekommen. Schon mehrmals hatte man ziemlich unverblümte Anspielungen gemacht, die aber von Köppke jedesmal mit Gelächter und spöttisch-derben Redensarten zurückgewiesen waren. Die Veranlassung zu diesem Wunsche hatte Katharina Blissingen gegeben, die eines Tages hoch zu Roß an der Seite ihres Gatten diese Straße passiert und in ihrem Reitkostüm einen imponierenden Eindruck gemacht hatte. Das junge Ehepaar wohnte in der Kurfürstenstraße, und so kamen sie öfters hier vorüber, wenn sie einen Spazierritt nach dem Herrenhause in Mariendorf machten.

Den Anblick des langen weißen Schleiers, der wie eine Siegestrophäe der Liebe vom Hute herab lustig im Winde flatterte, konnte Marie nicht vergessen, ebensowenig die neugierigen Blicke der Zuschauer und die stolze, herausfordernde Miene, mit der Katharina einen herablassenden Blick auf die Veranda warf, unter deren Zeltdach ihre ehemalige Pensionsgenossin, deren Mutter und Schwester saßen. Die Köppkes schienen für sie nicht mehr zu existieren.

Der Gedanke daran wurde jetzt in Marie wieder lebendig, und sie schmeichelte so unaufhörlich, daß der Alte sich kaum zu retten wußte. Aber er blieb noch fest, trotzdem ihm das „Ja" bereits auf der Zunge schwebte. Wenn er seine Zustimmung gegeben hatte, dann war es schwer, etwas rückgängig zu machen, denn alle wußten, daß er das hielt, was er einmal versprochen hatte. Er zuckte mit den Achseln und gebrauchte die Ausrede, die sie jedesmal in einem ähnlichen Falle zu hören bekamen: Pferd und Wagen gingen noch, und was den Reitunterricht anbetreffe, so

würde das Ende vom Liede die Anschaffung eines Reitpferdes sein, und bei den Kriegsaussichten ...

Auf das letztere hatten sie nur gewartet, um laut aufzulachen. Ewig glaubte er an einen Krieg, und wenn kein Mensch daran dachte, so blickte er trübe in die Zukunft. „Der politische Horizont ist umwölkt," war eine ständige Redensart bei ihm, die seine Angehörigen jedesmal zu hören bekamen, sobald man seine Kasse für extravagante Dinge in Anspruch nehmen wollte.

Henriettes Miene verfinsterte sich bereits, aber zum Glück trat Theodor nach einem leisen Klopfen ein. Es war selten, daß er hier heraufkam, um so überraschter blickten sie auf, als er mit gekrümmtem Rücken und wackelndem Kopfe, was ihm etwas ungemein Komisches gab, auf den Tisch zutrat, das Zeitungsblatt, das er in Händen hielt, vor Köppken ausbreitete und, schweigend wie immer, mit dem langen, knochigen Zeigefinger der Rechten auf eine Stelle deutete und die Zeile entlang fuhr. Gerade so hatte er früher den Dorfkindern nachgeholfen, wenn er ihnen das Buchstabieren beibrachte.

Es war das Lokalblatt, in welchem dem jüngsten Landverkaufe Köppkes ein Denkmal gesetzt worden war. „Unser geschätzter Mitbürger, der bereits als mehrfacher Millionär bekannte Rentier Hans Köppke, hat abermals usw." begann Marie, über die Schulter des Alten gebeugt, laut zu lesen. So wußte es also heute bereits ganz Schöneberg. Ei, dieser Ärger von Hennickes, Barnikows und all den Neidern, die den anständigen Leuten das ehrlich erworbene Geld nicht gönnten!

Nach fünf Minuten hatte er alles bewilligt. „So bleibe doch, Theodor, und trinke noch ein Täßchen mit uns!"

rief Henriette voller Freude ihrem Bruder zu, als er sich still und lautlos, wie er gekommen war, entfernen wolltet

„Onkel, du wirst doch noch nicht gehen! ... Hier setz. du dich hin! Und dann ißt du recht tüchtig von diesem Gebäck. Nicht wahr, Onkel, du freust dich doch mit mir, daß ich mein Reitpferd bekomme?"

Marie ergriff ihn und wollte sich in ihrem Übermut mit ihm durch das Zimmer drehen. Er lachte, ohne daß man etwas hörte, und zog mit einigen Stücken Gebäck, die man ihm endlich aufgedrängt hatte, von dannen, ohne Platz genommen zu haben. Er fühlte sich unter ihnen nicht wohl und wußte, daß er ihnen nur einen Gefallen tat, wenn er von ihrer Einladung keinen Gebrauch machte.

„Ja, aber so sage doch — —. Wo hast du denn eigentlich die Herren von gestern kennen gelernt?" fragte Henriette, als sie wieder unter sich waren.

Die Mädchen wurden still und wandten ihre Aufmerksamkeit dem Vater zu. Marie setzte sich ihm gegenüber und blickte gespannt auf sein Gesicht. Endlich würde sie es doch erfahren, woran sie während des ganzen Morgens gedacht hatte. Köppke geriet in Verlegenheit, er wußte nicht gleich, wohin er den Ort der Bekanntschaft verlegen sollte. Endlich aber hatte er es gefunden: er habe gestern nachmittag in einem vornehmen Restaurant in Berlin eine Zusammenkunft mit einem der Herren gehabt, die das Land erworben hätten, und da sei er durch Zufall mit den beiden bekannt geworden. Sehr lustige und feine Herren, die jedem Menschen gleich auf das liebenswürdigste entgegenkämen. Er erhob sich und trat auf den Balkon, um im hellen Lichte des Tages die Zeitungsnotiz noch einmal zu lesen. Eigentlich wollte er nur einen Vorwand haben, um

seine innere Heiterkeit zu verbergen, die bei dem Gedanken an den Tanzplatz in Wilmersdorf in ihm aufgestiegen war.

„Ein hübscher Mann, dieser Baron von Heck —. Wie heißt er doch?"

„Heckenstett, Heckenstett . . . Freiherr von Heckenstett. Kavallerieoffizier. Sehr alter Adel. Vater Major außer Diensten, und Bruder ebenfalls Offizier. Sind sogar verwandt mit irgendeinem kleinen Fürsten — da unten . . . Ich weiß nicht gleich wo."

Das Gesicht hinter dem Zeitungsblatt verborgen, sagte er alles das sehr laut und mit Betonung, etwa wie ein Beamter, der etwas zu melden hat und sorgsam darauf achtet, daß er nichts vergißt.

„Und der Kleine? Ist der auch Baron?"

„Nee, der ist nur von Adel. Der Freund von dem andern. Aber auch sehr vornehme, feine Familie."

Er mußte seinen Platz wieder einnehmen, um alles zu erzählen, was er wußte; aber es war nicht viel. Selbst das Regiment kannte er nicht, bei dem Heckenstett stehen sollte. Man drang auch nicht weiter in ihn, sondern begnügte sich mit dem, was man wußte. Es genügte schon, um die Erwartung auf das höchste zu spannen und der Visite mit erklärlichem Interesse entgegenzusehen. Die Zeit bis vier Uhr verrann sehr schnell, man mußte also die nötigen Vorbereitungen treffen, um den vornehmen Besuch würdig zu empfangen.

„Was für ein Kleid werde ich anziehen?" fragte Marie, die schon darauf gewartet hatte, um die Toilettenfrage zu erörtern.

„Natürlich dein Creme. Du weißt doch, wie vorzüglich es dir steht." Schade, daß man nicht immer den

Geschmack der Männer vorher kennt, fügte sie in Gedanken hinzu.

„Und ich?" fragte Anna. Henriette und Marie sprachen so lebhaft, daß sie diese Frage ganz überhörten; um so mehr hatte der Alte darauf geachtet. Er winkte die Jüngste zu sich heran und flüsterte ihr zu: „Um dich handelt es sich noch nicht. Zeige dich nur, wie du bist, dann tust du mir den größten Gefallen. Du guter Kerl du."

Er kniff sie in die volle Wange, nahm Hut und Stock und entfernte sich.

---

## IV.

„Nun, mein Sohn, wie hast du geschlafen? Es war wieder spät, ich habe dich kommen hören. Du solltest doch ein wenig Rücksicht auf deine Gesundheit nehmen."

„Also immer noch deine unruhigen Nächte, meine teure Mama? Es wird wirklich Zeit, daß du etwas dagegen tust. Ich werde ernstlich in Papa dringen ... Und doch, wie rosig du heute wieder aussiehst! Man möchte annehmen, diese schlaflosen Nächte erschienen dir nur im Traume."

„Ach, geh' doch, du Schmeichler! Ich sehe schon, du hast gestern einen guten Abend gehabt. Mir bei meinen zweiundsechzig Jahren so etwas zu sagen!"

„Zweiundsechzig? Mama, wer wird das laut sagen, wenn ein einziger Blick in den Spiegel genügt, um zu einer anderen Überzeugung zu kommen. Du kannst getrost zehn bis fünfzehn Jahre abstreichen, ohne in einen schlimmen Verdacht zu kommen. Ich schwöre dir, niemals an dein wirkliches Alter zu glauben."

„Du bist närrisch wie ein Kind," sagte die Majorin

endlich mit einer komisch-ärgerlichen Miene, der man aber doch die Genugtuung über diese Galanterie anmerkte, die sich jedesmal wiederholte, sobald der leichtsinnige Sohn seine in ihn vernarrte Mutter über irgend etwas beruhigen wollte.

Hugo küßte ihr die Hand, nahm dankbar und lachend den zärtlichen Schlag entgegen, den sie ihm versetzte, und erhob sich von ihrer Seite.

Um diese Zeit des Vormittags war man stets allein, denn der Major befand sich bereits auf seinem Morgenspaziergange, den er Sommer und Winter mit der Regelmäßigkeit eines Gewohnheitsmenschen um halb neun begann und auf beinahe drei Stunden ausdehnte. Gleich nach elf traf er wieder ein, um mit dem gesunden Appetit eines soliden Mannes, der es verschmäht, außer dem Hause zu essen, sein Frühstück einzunehmen. In früheren Zeiten hatte er zu diesem Erholungsgange nie mehr als eine Stunde gebraucht. Plötzlich aber war der jetzige Zustand eingetreten. Als man in der ersten Zeit nach seinem ungewöhnlich langen Ausbleiben fragte, gab er vor, kriegswissenschaftliche Studien in der Königlichen Bibliothek zu machen, deren Zweck man schon erfahren werde. Und so hatte man sich allmählich daran gewöhnt.

„Nun, wo bleibt denn heute das Mädchen?" Hugo trat an die Tür, die zum Korridor führte und drückte zum zweitenmal, diesmal etwas andauernd, auf den Knopf des Zimmertelegraphen, um endlich zu seinem Kaffee zu gelangen. Dann ließ er sich etwas gelangweilt auf einen Fauteuil nieder und blickte prüfend um sich im Kreise.

Trotzdem er jedes Möbelstück in diesem großen, hohen Erkerzimmer, das zu gleicher Zeit als Empfangssalon, Wohnzimmer und Boudoir seiner Mutter diente, zur Ge-

nüge kannte, unterwarf er, während er leise vor sich hin pfiff, alles einer Musterung, als befände er sich heute zum ersten Male hier. Sein Auge umfaßte die stark nachgedunkelten Ölporträts der Eltern über dem Sofa: der Vater als Leutnant mit langem Halse, etwas schmalbackig, aber mit wohlgepflegtem Schnurrbart und glänzend pomadisiertem Haar, und die Mutter im Brautstaate, mit einer Rose am Busen, und großen goldenen Ohrgehängen. Beide steif und würdevoll, gemalt wie von einem aristokratischen Photographen, dem der Stand alles ist und Lebenswahrheit nichts.

Dann das große, einen Meter lange Jagdbild an der entgegengesetzten Wand, auf dem drei Familienmitglieder derer von Heckenstett-Pfingst in grünen Röcken prangten und triumphierend auf einen toten Eber blickten. Den alten Flügel darunter, die unmodernen, fast schwarz gewordenen Mahagonimöbel, die chinesisch geblümten, aber verblaßten, seidenüberzogenen Sessel, den großen, abgetretenen, die einzelnen farblosen Webefäden zeigenden Teppich, der die Hälfte des Bodens bedeckte; die vergoldete, unter Glas prangende, von Amoretten getragene Pendule, den unmodernen messingenen Kronleuchter an der Decke, der durch die aufgeplatzten Nähte der Gazeumhüllung drei seiner Arme, bettelnden Händen gleich, hervorstreckte.

Und zum Schluß die unzähligen wertlosen Nippes, die überall umherstanden: auf dem Silberspinde, zu seiten der Stutzuhr auf dem Kamine, auf den Ecketageren und auf den Luxustischen, die man damit bedeckt hatte, nur, um diese unzähligen Kleinigkeiten unterzubringen und das Zimmer damit zu putzen.

Alles war sauber, mit Geschmack gestellt und angeordnet,

aber alles verriet den fahlen Glanz vornehmer Armut, die schlimmer ist als die wirkliche, weil sie das stete Bestreben zeigt, sich zu verdecken, — jener Armut, die man nur vollständig sieht, wenn eines Tages die Gardinen und Rouleaus heruntergenommen sind, wenn das Dämmerlicht verschwunden ist und der helle Strahl des Tages in alle die Risse und schadhaften Stellen dringt, welche die Folgen eines Menschenalters sind.

Zum Schluß glitt sein Blick geradeaus zum breiten Erker hinüber, dessen Stufen hinaus soeben die Majorin schritt, um ihren Lieblingsplatz einzunehmen. Hier, hinter den beiden geschnitzten Säulen, welche die Zinkbüsten der verstorbenen Kaiser trugen, das feine Profil scharf abgerissen von dem bunten Fenstervorsetzer, der viel zu schmal für die riesige Scheibe war, brachte sie die größte Zeit des Tages zu, abwechselnd mit einem Buche und mit einer Handarbeit beschäftigt oder zur Lorgnette greifend und zwischen den Gardinen hinunterspähend auf die Straße.

Zuweilen, nach dem Mittagsschläfchen, nahm der Major ihr gegenüber Platz; aber er blieb nicht lange, denn er war ein starker Raucher und zog sich daher bald wieder auf sein Zimmer zurück, um zwei Stunden lang ununterbrochen hinter verschlossenen Türen zu arbeiten. In dieser Beschäftigung ließ er sich von niemandem stören, selbst von der Majorin nicht, welcher es bisher noch niemals vergönnt war, sich persönlich von seiner Tätigkeit zu überzeugen.

Seit etwa anderthalb Jahren gab der Major vor, an seinen Kriegserinnerungen zu schreiben, von denen er sich einen großen buchhändlerischen Erfolg verspreche, und zu deren Abfassung er der größten Ruhe und Vertiefung be-

dürfe. Von dieser epochemachenden Arbeit hatte man bis jetzt allerdings noch nichts gesehen, denn wie alle zielbewußten und mißtrauischen Schriftsteller, die es nicht lieben, vor der Zeit ihre besten Gedanken preiszugeben, verschloß er die Schreiberei sorgfältig in seinen Arbeitstisch, bevor das Zimmer seiner Umgebung wieder zugänglich gemacht wurde.

Diese Arbeit bekam mit der Zeit so viel Geheimnisvolles und Hoffnungerweckendes, daß die Majorin für die größte Geräuschlosigkeit in der Wohnung Sorge trug und ihren Mann mit einer gewissen Ehrfurcht empfing, sobald er sich ihr wieder zeigte. Sie staunte dann über die großartige Korrespondenz, die dieses auf drei Bände berechnete Werk ihm verursache, denn regelmäßig trug er ein Paket Briefe in der Hand, die selbst auf die Post zu befördern er sich nicht nehmen ließ, und von denen sie annahm, daß sie einen lebhaften Meinungsaustausch mit ehemaligen Kriegskameraden und „Fachgrößen" enthielten, — alles nur zu dem Zweck, um die „Denkwürdigkeiten eines deutschen Kriegers" zu den gründlichsten und unanfechtbarsten zu machen.

In Wirklichkeit machte der Major weder Studien auf der Bibliothek, noch hatte er jemals daran gedacht, sich unter die Literaten zu begeben. Da er gewöhnt war, sehr teure Zigarren zu rauchen, und sich zur gänzlichen Untätigkeit noch zu kräftig fühlte, so hatte er das ihm unter Zusicherung strengster Diskretion gemachte Anerbieten einer angesehenen Firma, an Standesgenossen seines ausgebreiteten Bekanntenkreises Weinverkäufe zu vermitteln, angenommen und sich dadurch zu einem nicht unwesentlichen Nebeneinkommen verholfen, von dem aber im Hause nie-

mand etwas wissen durfte. Er zitterte förmlich bei dem Gedanken, daß seine Frau, die eine derartige Beschäftigung für den Träger eines freiherrlichen Namens als unerhört erklärt hätte, jemals etwas davon erfahren könnte.

Des Vormittags machte er den Kunden seine Aufwartung, nachdem er ihnen diesen Besuch bereits vorher angekündigt hatte. Trotzdem vergab er sich nichts, blieb er immer derselbe in gemessener Zurückhaltung sich bewegende, etwas polternde Haudegen, dem das höfliche Entgegenkommen nur dazu diente, seinen Zweck zu erreichen und zu verstehen zu geben, daß er alles das nur tue, um sich Bewegung zu machen und den Leuten einen Gefallen zu erweisen.

„Nun, du seufzst ja, mein Sohn. Erst so lustig, und jetzt —"

In diesem Augenblick trat Karoline, ein starkknochiges, eckiges Geschöpf, das bereits seit zehn Jahren die Rolle eines Mädchens für alles im Hause spielte, herein, setzte das Service mit dem Kaffee auf den Tisch und verschwand wieder.

Der Seufzer, den er unwillkürlich ausgestoßen hatte, hing eng mit der soeben vorgenommenen Musterung zusammen. Er hatte Vergleiche angestellt zwischen hier und dem Reichtum, den er gestern zu sehen bekommen hatte, und dadurch war er gegen seine Gewohnheit sehr trübe gestimmt worden. Ein Gefühl des Mißbehagens, das den Menschen überkommt, wenn er einer entscheidenden, gegen sein besseres Selbst gerichteten Tat entgegengeht, war in ihm aufgestiegen; aber es hielt nicht lange an, denn Hugo gehörte zu den glücklichen Naturen, die das Leben von der leichtesten Seite nehmen und niemals an den neuen Tag denken, solange der alte noch vorhanden ist.

Während er langsam den Kaffee schlürfte, kehrte die alte Stimmung wieder zurück. In den nächsten Minuten malte er sich aus, wie anders die Verhältnisse sich hier gestalten würden, wenn er imstande wäre, über die Hunderttausende zu verfügen, zu denen ihm Rigard in der vergangenen Nacht beim Abschiede etwas boshaft gratuliert hatte.

Er erhob sich, trat ans Fenster und blickte hinaus. Dieses Eckhaus, in dessen zweitem Stock die aus fünf Räumen bestehende Wohnung sich befand, lag am Ende einer der neuangelegten Straßen, die sich jenseits des Kanals, links von der Potsdamer Straße, bis in das freie Feld hinein ausdehnten. Von dieser Seite aus hatte man eine freie Aussicht bis zu dem Kreuzberg, auf dessen höchster Spitze das Denkmal der Befreiungskriege deutlich zu erkennen war. Überall bemerkte man im Entstehen begriffene Straßenzüge, an denen sich die einzelnen Neubauten wie weit hinausgeschobene Vorposten scharf markierten.

„Sage mal, Mama ... gehört diese Gegend hier zu Schöneberg?"

„Wie kommst du gerade darauf, mein Sohn?"

„Es ist nur ein Einfall."

„Nein, wir gehören noch zu Berlin. Aber dort drüben, rechts, ist Schöneberger Grund und Boden. Es ist horrend, was für Preise dafür gezahlt werden. Erst heute steht wieder in der Zeitung von einem derartigen Landverkaufe. Anderthalb Millionen hat dieser Mensch dafür bekommen. Formidabel. Wenn man bedenkt, ein Bauer!"

„Ja, scheußlich ... Aber zu den Bauern kann man diese Leute eigentlich nicht mehr rechnen. Sie verheiraten ihre Töchter bereits an adlige Offiziere. Mir sind mehrere derartige Fälle bekannt."

„Ja, es ist schlimm, daß der Adel von heute sich so fortwirft und den Tanz ums goldene Kalb mitmacht. In meiner Jugend war das anders. Die Rasse wurde rein gehalten."

Hugo schwieg. Er hätte sehr viel darauf zu erwidern gehabt, aber er wollte seiner Mutter, deren Standpunkt er zur Genüge kannte, nicht wehe tun. Vielmehr interessierte ihn im Augenblick die erwähnte Notiz, die er nun las. Trotzdem in dieser Berliner Zeitung der Name fortgelassen war, sagte er sich doch, daß nur Köppke damit gemeint sein könne. Er empfand eine gewisse Befriedigung darüber, den glücklichen Besitzer dieser Millionen kennen gelernt zu haben, so lächerlich ihm das auch erschien. Und von diesem Gedanken geleitet, hatte er auch die Frage vorhin gestellt. Seitdem er sich vor einer Stunde erhoben hatte, drehte sich sein ganzes Denken um Schöneberg, und so war es erklärlich, daß sein Blick unwillkürlich im Hintergrunde jene „Sandgrube" suchte, in der noch die zukünftigen Millionen Köppkes stecken sollten.

Nach einer Weile des Schweigens fragte die Baronin ihren Sohn, ob er die Absicht habe, vor dem Mittagessen noch fortzugehen. Es war eine zarte Andeutung, den Wunsch des Hausherrn zu erfüllen, der darin bestand, Hugo möge sich endlich energisch nach einem andauernden bürgerlichen Berufe umsehen. Eigentlich war in dieser Andeutung die Bitte enthalten, dem Vater wenigstens den Willen dazu zu zeigen und sich des Vormittags auf einige Zeit zu entfernen, um dem Alten, wenn er nach Hause käme, keine Veranlassung zum Ärger zu geben. Denn es gab Stunden, in denen der Major sich in sehr übler Stimmung befand, gewöhnlich an solchen Tagen, wo seine Vormittagsbesuche von einem schlechten Erfolge gekrönt waren.

„Wirst du heute Geld brauchen?“ Auf den eben angedeuteten Umwegen kam die Majorin auch regelmäßig zu dieser Frage, auf welche Hugo sich stets vorbereitet hatte. Er ließ denn auch nicht lange auf die Antwort warten. Du mein Gott! Es sei ihm eigentlich unangenehm, schon wieder an das gute Herz seiner lieben Mama appellieren zu müssen, aber es werde doch hoffentlich recht bald die Zeit kommen, wo er imstande sei, alles mit tausendfältigem Danke zurückzuerstatten; vielleicht schon in ganz kurzer, wollte er hinzufügen, besann sich aber sofort, um jeder Frage danach zu entgehen.

Seit einigen Tagen befand er sich in einer ganz bedenklichen Klemme, die auf das letzte Rennen in Westend-Charlottenburg zurückzuführen war. Konnte er auch etwas dafür, daß „Norma“, diese braune Stute, auf welche er alle seine Hoffnungen gesetzt hatte und die ihm von vornherein so außerordentliche Chancen bot, kurz vor der Tribüne eine ganze Pferdelänge zurückblieb und als zweite durch das Ziel ging? War er dafür verantwortlich zu machen, daß „Nachtwächter“, der sich beim Beginn so vortrefflich hielt, an der obersten Hürde plötzlich seinen Reiter abwarf und sich das Genick brach? Wieviel hätte ihm dieser vortreffliche Hengst eingebracht, wenn er diese Dummheit nicht gemacht hätte! Man mußte eben resignieren und sich auf das nächstemal vertrösten.

Die Majorin half, wo sie helfen konnte. Allvierteljährlich holte sie die Zinsen ihres kleinen, sicher angelegten Vermögens, eine Summe, — es waren kaum zweihundert Mark, — die dem Major so gering erschien, daß er niemals Anspruch darauf erhob, sie vielmehr ganz seiner Frau überließ, die ihre Toilettenbedürfnisse damit bestritt. Als

es sich um den Abschied Hugos vom Militär gehandelt hatte, war die Majorin nahe daran, das ganze Kapital für ihren Sohn zu opfern, und nur mit Mühe vermochte sie der Major davon zu überzeugen, daß diese Summe sich nur als ein Tropfen auf einen heißen Stein erweisen würde.

Solange Hugo im Hause war, hatte die Majorin sich längst auf die allergeringsten Ausgaben beschränkt und auch die Zinsen regelmäßig seinem Wohle geopfert. Sie knappste nach Kräften am Wirtschaftsgeld, sie erübrigte, wo sie konnte, und gerade dadurch hatte der Major, der alles das wußte und hinnahm, ohne viel dagegen zu sagen, sich veranlaßt gefühlt, seine jetzige Geschäftspraxis, die er so vortrefflich geheim zu halten wußte, aufzunehmen. Jedoch ahnte er nicht, daß seine Frau seit einem Jahre bereits das Kapital angegriffen hatte, um ihren Sohn so lange über Wasser zu halten, bis der Stern der Heckenstetts aufgehen werde. Eines Tages mußte er doch zu leuchten beginnen!

In ihrem wichtigen Gespräch wurden beide plötzlich durch das Rasseln des Schlüssels in der Korridortür gestört. Gleich darauf ließen sich schwere, gedämpfte Schritte vernehmen.

„Ruhig, der Major!“ Die Baronin liebte es, den militärischen Rang ihres Mannes niemals außer acht zu lassen. Dann trat er ein: eine mächtige, breitschultrige Erscheinung mit jugendlich geröteten Wangen und scharf geschnittenen Zügen. Was besonders an ihm überraschte, war das üppige, schneeweiße Haar, das seidenen Flocken gleich sein Haupt bedeckte, und welches von so wunderbar gleichmäßiger Färbung war, daß man zuerst auf den Gedanken kommen mußte, er trage eine Perücke. Seltsam

dagegen nahm sich der noch dunkle Schnurrbart aus, dessen lange Spitzen den kurzgestutzten, leichtergrauten Backenbart weit überragten. Man hätte den Major nur in eine Rüstung zu stecken brauchen, um eine jener kräftigen und zugleich ehrwürdigen Rittergestalten des Mittelalters vor Augen zu haben, wie man sie häufig auf alten Gemälden sieht.

„Nun, hat man ausgeschlafen?" wandte er sich in anscheinend guter Laune an seinen Sohn. „Da, ein Brief für dich. Der Postbote begegnete mir gerade. Wieder von einem dieser verdammten ... wie es scheint." Er kannte bereits diese viereckigen, blauen Kuverte, die in gewissen Zeitabschnitten eintrafen und nur Mahnungen enthielten. Dann trat er auf seine Frau zu und überreichte ihr die mit Rosapapier umhüllte Flasche, die er in der Hand hielt.

„Hier, meine Liebe, etwas ganz Exquisites. Er soll geradezu delikat sein."

Zweimal in der Woche, wenn er ein gutes Geschäft gemacht hatte, pflegte er seine Frau mit einem derartigen Geschenk zu überraschen, das jedesmal in einer Flasche alten, teuren Weines bestand, die er von seiner Handlung mit großer Vergünstigung bekam und bis zur Abrechnung ankreiden ließ. Die Majorin war aber in dem Glauben, daß er den Wein extra für sie gekauft habe, und machte ihm daher regelmäßig über diese Aufopferung wohlmeinende Vorwürfe, im Innern jedoch von tiefer Dankbarkeit gegen ihn erfüllt.

„Aber, mein Lieber, immer diese Kosten. Es ist unrecht", erwiderte sie, indem sie ihm die Hand entgegenstreckte.

„Nur keinen Dank, nur keinen Dank ... Laß ihn dir schmecken. Es ist sehr alter Kap-Constantia. Die reine Medizin." Ähnliches sagte er jedesmal, wobei er hinzu-

fügte, daß er einen Gelegenheitskauf gemacht habe. Zu einem Spottpreise!

„Nun, und warst du fleißig auf der Bibliothek, geht's rüstig weiter mit deinem Werke? Ich hatte heute noch keine Gelegenheit, danach zu fragen."

„Danke, danke", polterte er hervor, indem er sich abwendete. „Es reift, aber es geht langsam. Die vielen Notizen, die mannigfachen Auszüge. Man muß alte Erinnerungen auffrischen, — du kannst dir denken."

„Wollte Gott, du hättest Glück!"

Er murmelte etwas Unverständliches und nahm dann seinem Sohne gegenüber Platz. Bevor er seinen Heimweg antrat, pflegte er auf ein halbes Stündchen eine Konditorei aufzusuchen, wo er die Offizierrangliste studierte und den Inseratenteil einiger Zeitungen überflog, um nach einer passenden Beschäftigung für seinen Sohn zu suchen. So nahm er auch jetzt wieder seine Brieftasche hervor, in welcher er sich die betreffende Notiz gemacht hatte, fühlte sich aber betroffen von dem finsteren Gesicht Hugos, der den Brief des Gläubigers bereits zum dritten Male gelesen hatte.

„Hast du eine unangenehme Nachricht bekommen?" Diese Frage und die darauf folgende Stille veranlaßten die Majorin, sich teilnahmsvoll zu ihnen zu gesellen.

Die Mitteilung, die Hugo empfangen hatte, war allerdings keine angenehme, im Gegenteil ganz und gar dazu geschaffen, ihn in nicht geringe Erregung zu versetzen und ihm zu ernstem Nachdenken Veranlassung zu geben. Es handelte sich um die Kleinigkeit von fünfunddreißigtausend Mark, die er bis jetzt immer noch zu bezahlen vergessen hatte, wie die Ausrede zu sich selbst lautete. Kaum die

Hälfte dieser Summe hatte er empfangen, als er noch die Uniform trug; damals aber war er mit allem einverstanden gewesen und unterschrieb freiwillig Wechsel und Ehrenschein, nur um so rasch als möglich zu barem Gelde zu gelangen. Hatte er doch immer gehofft, daß der selige Onkel die Pistole, die man ihm auf die Brust setzte, gnädig ablenken werde. Wenn er nur daran dachte, was ihn die Pasewalker Rennen gekostet hatten! Wer konnte auch ahnen, daß dieser liebe alte Onkel Eduard, der eins der schönsten Rittergüter Pommerns besaß, sich in derartige faule Spekulationen einlassen würde; obendrein, ohne vorher ein Wort davon zu sagen!

Zwei Jahre lang hatte er diesen Hauptgläubiger zu trösten vermocht mit dem Hinweis auf eine reiche Heirat, die er bestimmt zu machen hoffe. Die Ehrenscheine wurden vorläufig für nicht bindend erklärt, die Wechsel aber stets verlängert und auf jeden neuen die Zinsen zum Kapital gerechnet. Und nun verlor dieser merkwürdige Ehrenmann die Geduld und besaß die Keckheit, ihm kurz und bündig zu erklären, er werde das in acht Tagen fällige Papier nicht mehr verlängern, sondern ihn unverzüglich zur eidlichen Angabe seines Besitztums zwingen. Schon diese bloße Andeutung war Hugo geneigt, in Gedanken für äußerst unverschämt zu erklären. Einer derartigen Schmach sollte er sich aussetzen? Niemals! Im Geiste sah er sich bereits vor dem Richter stehen, hörte er diesen die Fragen an ihn richten: Sie heißen Eberhard Hugo Freiherr von Heckenstett ...? Wollen Sie den Eid ablegen, nichts zu besitzen?

Und das geschah womöglich öffentlich, in Gegenwart von Leuten, die ihn mit Blicken einer höhnischen Kritik

unterzogen und ihn mit derselben Gleichgültigkeit behandelten, als stünde da ein ganz gewöhnlicher Mensch vor ihnen und nicht jemand, der die Leutnantsuniform Seiner Majestät des Königs mit Stolz getragen hatte. Nein, nochmals: der Tag dieses skandalösen Eklats durfte nicht kommen. Noch niemals hatte er einen Entschluß so schnell gefaßt, wie in diesem Augenblicke.

„Es ist nichts Besonderes, liebe Mama. Ein kleines Mißverständnis, das durch wenige Zeilen beseitigt sein wird.“ Damit ließ er das blaue Kuvert in seine Seitentasche verschwinden. Der Alte glaubte ihm nicht recht, die Majorin aber atmete erleichtert auf und schritt mit dem ihr eigentümlichen stolz-elastischen Gang, der in so großem Widerspruch zu ihrem Alter stand, dem Erker zu, verfolgt von dem Blick ihres Sohnes. Hugo bekam eine Anwandlung von Rührung, als er dieses ausgediente, verschossene Kleid sah, das sie tagtäglich im Hause trug, immer unter dem Vorgeben, es sitze ihr am bequemsten. Er allein wußte, das dies nur eine Ausrede war, um den Mangel an neuer Garderobe zu verdecken. Der Major war in dieser Beziehung blind: er glaubte fest an den gefüllten Schrank im Toilettenzimmer.

Die Baronin war sehr erstaunt, als Hugo gleich nach drei Uhr, mit besonderer Sorgfalt gekleidet, in schwarzem Rock und hellen Glacés, den Zylinderhut in der Hand, stark nach Parmaveilchen duftend, zu ihr ins Zimmer trat, um Adieu zu sagen. Der Major saß bereits wieder unnahbar in seinem Zimmer, in eine große Dampfwolke gehüllt und verrichtete sein tägliches Pensum.

„Nun, so feierlich, — hast du einen Besuch zu machen?“

„Mich jemandem vorzustellen, liebe Mama.“

„So plötzlich ist das gekommen? Und dazu taucht man sich in so viel Parfüm? Ei, ei, mein flatterhafter Herr Sohn, dahinter steckt etwas Besonderes."

Er wurde einige Augenblicke verlegen, nahm aber statt jeder Antwort ihre schlanken, weißen Hände, die glatt und weich wie die einer vierzigjährigen Frau waren, zwischen die seinigen und küßte die Finger. Dabei überlegte er. Sollte er ihr alles eingestehen, sollte er ihr sagen, was für einen Weg zu machen er im Begriff sei, wie bald möglicherweise eine Wendung in ihrem Leben eintreten werde? Er fühlte sich seines Erfolges so sicher, daß es ihm vorkam, als ginge es bereits zum Notar, um den Ehekontrakt zu unterzeichnen. Aber weshalb schon jetzt ihr diese Überraschung bereiten. Die Freude würde nur halb sein, und außerdem verlor er Zeit dabei. So verstieg er sich nur zu der in scherzhaftem Tone gemachten Bemerkung, daß sich große Dinge abspielten, die er aber vorläufig noch nicht verraten dürfe.

Die Majorin gab sich zufrieden und drang nicht weiter in ihn, erinnerte sich aber jetzt einer wichtigen Angelegenheit, die sie beinahe vergessen hätte. Sie schritt zu dem Silberschrank, hinter dessen Scheibe ein mächtiges Trinkhorn die Aufmerksamkeit auf sich zog, öffnete die Glastür und entnahm diesem Horn eine Börse, deren Inhalt sie einer Prüfung unterzog, immer den Blick auf die Zimmertür gerichtet, als könnte der Major bei Abfassung seines berühmten Werkes plötzlich den Faden verloren haben und wider Erwarten hier hereintreten, um Anregung zu suchen.

„Hier . . . Und nun viel Glück, mein Junge."

„Tausend Dank, teure Mama." Noch ein herzhafter Händedruck, und er war verschwunden. Als er in ge-

hobener Stimmung auf der Straße angelangt war und, ohne sich besonders zu beeilen, langsam der belebteren Gegend zuschritt, fiel ihm plötzlich etwas ein. Um sieben Uhr wollte ihn Dora, die reizende Kleine von gestern, ziemlich entfernt von hier, unten am Belle-Allianceplatz erwarten. Wer konnte wissen, wie lange man ihn bei Köppkes festhalten würde. Und er kannte weder ihren Familiennamen, noch wußte er, wo sie wohnte. Es war wirklich fatal, selbst wenn man so ernsten Dingen entgegenging, wie er es zu tun im Begriff war. Trotzdem konnte man sich doch noch nach wie vor amüsieren, bevor man ein Joch auf sich nahm, dessen Schwere man trotz des vergoldeten Schmuckes noch nicht kannte. Wer konnte wissen, ob der ganze schöne Traum sich nicht in nüchterne Wirklichkeit auflöste, und dann hatte er weder die eine noch die andere.

Während er nachsann, ohne einen Ausweg zu finden, und sich immer mehr der Potsdamer Straße näherte, winkte ihm plötzlich die Erlösung. Er erblickte Rigard, der ihm entgegenkam. „Du kommst mir wie gerufen.“ Nachdem sie schnell einen Gruß ausgetauscht und einige gleichgültige Worte gewechselt hatten, wurde die Sache zwischen ihnen erledigt. Rigard sollte Heckenstett bei der Kleinen entschuldigen und sie bitten, am anderen Tage um dieselbe Zeit dort zu erscheinen.

„Erfinde irgendeine Ausrede. Ich hätte Zahnschmerzen bekommen oder das große Los gewonnen. Was du willst! Nur laß sie nicht warten. Wenn sie nicht kommen kann, so bitte um ihre Adresse. Nun Adieu, ich muß eilen ... Heda, Kutscher!“

Eine leere Droschke erster Klasse fuhr vorüber und hielt

sofort. Und nachdem er hineingesprungen war und dem Kutscher das Ziel der Fahrt angegeben hatte, rief er noch, mit der Hand winkend, zurück: „Mache mir aber keine Dummheiten. Auf Wiedersehen!“

„Ein Teufelskerl, dieser Heckenstett,“ dachte Rigard bei sich, als er ihm noch einen Blick nachsandte. „Ich glaube, er holt sich doch den Goldfisch und trinkt mit Köppke Brüderschaft. Ja, wenn man Talent zum Heiraten hat...“

---

## V.

Dieses Talent besaß Heckenstett allerdings, soweit es sich um denjenigen Begriff des Heiratens handelte, den man mit dem Worte Spekulation in Verbindung zu bringen pflegt. Nicht etwa, daß er das letztere sich selbst oder irgendeinem zweiten zugestanden hätte — keineswegs; dazu war er viel zu sehr Gefühlsmensch, glaubte er viel zu sehr an die Wahrheit des Trostspruches, daß die Liebe in der Ehe komme. Er dachte nicht daran, sich nur des Geldes wegen mit einem Wesen zu verbinden, dem er weder Anziehung noch Leidenschaft hätte entgegenbringen können, hier aber schien der Zufall ihm entgegenzukommen und die Ansprüche, die er an Weib und Geld stellte, gleichmäßig verteilt zu haben.

Als die Droschke vorfuhr, winkte ihm Köppke bereits vom Garten aus zu und lud ihn mit einer Handbewegung ein, den vorderen Eingang zu benutzen. Das geschah so familiär, als kennten sie sich bereits seit Jahren. Seit zehn Minuten war der Alte in einiger Aufregung um das Blumenbeet geschritten, immer mit der Hoffnung beschäftigt, Heckenstett könnte in Uniform erscheinen. Nun war

er allerdings etwas enttäuscht, freute sich aber doch, als er ihn erblickte. Die Damen, die bei dem herrlichen Wetter auf der Veranda saßen, gerieten in Bewegung, und Frau Köppke hieß ihn so überaus herzlich willkommen, daß er bald in eine zwanglose Unterhaltung geriet. Seine Vermutung, daß sich dieser erste Besuch länger ausdehnen werde, als es eigentlich schicklich war, bestätigte sich.

Gleich bei seinem Eintritt in den Salon konnten seinen scharfen Augen die Vorbereitungen nicht entgehen, die man getroffen hatte; jedenfalls seinetwegen. Dafür zeugten der herrliche Blumenschmuck auf den Tischen und die duftigen Toiletten der Mädchen. Namentlich Marie erschien ihm in ihrem geschmackvollen Kleide ungemein zart, so daß er überrascht war von dem Eindruck, den sie im Gegensatz zum vergangenen Abend auf ihn machte.

Er war ehrlich genug, sich zu sagen, daß sie ihm anfänglich des großen Reichtums ihrer Eltern wegen begehrenswert erschienen sei; nach einer halben Stunde aber mußte er sich gestehen, daß die Tochter des ehemaligen Bauern diejenigen Vorzüge besitze, die selbst ein anspruchsvoller Mann bei seiner zukünftigen Frau voraussetzen dürfe. Er war sozusagen angenehm enttäuscht, denn statt eines Mädchens, von dem er angenommen hatte, es werde in seinem Auftreten die üblen Eigenschaften des Vaters und womöglich auch der Mutter zeigen, fand er eine junge Dame von durchaus guter Erziehung und gesellschaftlicher Bildung vor, die allerdings sehr launenhafter Natur war und dem Außergewöhnlichen zuzuneigen schien.

Zuerst behagte ihm dieses Temperament nicht, diese nervöse, immer sprungbereite Unruhe, die wie das Quecksilber stieg und sank, dann aber entdeckte er, daß darunter

sich eigentlich die Sucht nach Entfesselung aus dieser engherzigen Umgebung verberge: eine schlecht verhüllte Unzufriedenheit mit ihrem Geschick, und vor allem das bestimmte Bewußtsein, durchaus etwas anderes zu sein als Eltern und Schwester.

Es lag nicht gerade Hochmut in diesem Verhalten, aber Heckenstett fühlte doch heraus, das vieles an Vater und Mutter sie in seiner Gegenwart unangenehm berühre, und daß sie in steter Angst schwebe, es könnte von dieser Seite aus etwas Unschickliches, sie selbst Beschämendes begangen werden. Sie kam ihm wie ein Mensch vor, der jeden Augenblick um Verzeihung für die Verstöße anderer bitten möchte, es aber aus Zartgefühl nicht tun darf. Das gerade gefiel ihm, denn es gab ihm die Gewähr, daß sie sich in seine Kreise sehr schnell zu finden wissen werde.

Sie führte die Unterhaltung fast ganz allein, erzählte von Heringsdorf und schilderte einige Bekanntschaften, die sie dort gemacht hatte, so überaus satirisch, daß er sich dabei amüsierte, während ihre Mutter, die im grauen Seidenkleide den ganzen Sessel ihr gegenüber bedeckte, voller Vergnügen über diesen Redefluß breit und laut lachte und hin und wieder, wenn ihr die Schilderungen zu stark schienen, die wohlmeinenden Worte: „Aber, Marie, wie kann man nur!“ einwarf.

„Im allgemeinen war es recht langweilig. Vierzehn Tage Regen und sehr viel Börsenmenschen mit Uhrketten, an denen man die stärksten Bären hätte anbinden können,“ fuhr sie fort.

Köppke, der sich im Hintergrunde aufhielt und die etwas anhöfliche Manier zeigte, bis zur Tür und zurück zu wandeln, knöpfte plötzlich den unteren Teil des schwarzen

Rockes zu, denn er witterte fortwährend Anzüglichkeiten von seiten der Ältesten. Diese ganze Unterhaltung interessierte ihn sehr wenig. Und als Marie ganz ungeniert das Gespräch auf einen hageren ehemaligen Hauptmann brachte, dessen kahlgeschorene, wie Möpse dahinschreitende Zwillingssöhne allen Damen die Cour zu schneiden versucht hätten, hustete er so merklich, daß seine Frau ihn verstand, sich erhob und zum Kaffee einlud, der mittlerweile auf der Veranda von einem Mädchen aufgetragen worden war.

Heckenstett kam nicht fort, trotzdem er bereits dreimal den Versuch gemacht hatte, um der Anstandspflicht zu genügen. Er fand das auch ganz vortrefflich, denn alles schien dazu geschaffen, ihm das Eindringen in diese Familie so leicht als möglich zu machen.

Nach vierzehn Tagen hatte er bereits bedeutende Fortschritte gemacht: eine Einladung zum Mittagessen, die er sich genötigt sah anzunehmen und bei welcher Gelegenheit er mehrere ihm sehr gleichgültige Damen und Herren kennen lernte; die Sendung eines Bukets Alpenveilchen, nach denen Marie sich gesehnt hatte, und wofür ihm brieflich ein herzlicher Dank wurde, und eine Fahrt mit den Damen nach dem Grunewald, im neuen Landauer, dessen feurige Schimmel von Wilhelm in vornehmer Livree: weiße Lederhose, Reitstiefel, schwarzen Rock mit purpurroten Aufschlägen und Zylinderhut mit gleichfarbiger Kokarde, geschickt gelenkt wurden. Köppke kam später mit der Dampfbahn nach, ärgerte sich aber, als die anscheinend lustige Unterhaltung bei seinem Erscheinen verstummte.

Und an diesem Abend war es auch, als bei beginnender Dunkelheit für Hugo und Marie die Gelegenheit sich

fand, am See, der unterhalb des Lokals mitten im Walde lag, ungestört auf einige Zeit allein zu sein. Eine Weile wandelten sie nebeneinander wie zwei Menschen, die ein gleichgültiges Gespräch über den herrlichen Sommerabend nur deswegen führen, um ihren bedeutungsvollen Gedanken um so stärker nachgehen zu können. Er hatte bereits längst aus ihren Blicken, aus all den kleinen Erscheinungen, wodurch ein Weib dem scharfen Auge ihr tieferes Interesse für einen Mann bewußt und unbewußt zu erkennen gibt, bemerkt, daß er ihr nicht gleichgültig geblieben war. Und auch jetzt glaubte er aus ihrer Schweigsamkeit, die in großem Widerspruch zu ihrer sonstigen Lebhaftigkeit stand, zu ersehen, daß sie auf etwas warte, was der Unterhaltung eine bestimmte Richtung gäbe.

„Fräulein Marie —"

„Herr Baron —?"

Sie befanden sich ganz allein. Er ergriff ihre Hand, und sie wußte genug. Als er trotz des Dunkels ihr gewährendes Lächeln bemerkte und die halbverschleierten Augen zucken und leuchten sah, fand er die Worte zu seinem Geständnis. Es fiel ihr nicht ein, zu widersprechen, oder sich zu sträuben, als er sie kraftvoll an sich zog und ihr heiße Worte der Liebe zuflüsterte. Sie wußte auch im Augenblick kaum, ob sie dieses Gefühl zu erwidern imstande sei; aber das empfand sie: daß sie sich glücklich fühlte, daß der Arm, der sich um ihre Schultern legte, einem schönen Manne gehörte. Und während sie mit geschlossenen Augen eine Minute lang an seiner Brust lag, dachte sie plötzlich an Katharina Blissing, an ihr Reitpferd und an das Aufsehen, das ihre öffentliche Verlobung mit Eberhard Hugo Freiherrn von Heckenstett in

ganz Schöneberg und weit darüber hinaus machen würde. Ehrgeiz und Eitelkeit arbeiteten so mächtig in ihr, daß sie nur mit Mühe den Ausruf des Entzückens unterdrücken konnte.

„Ach, ich liebte Sie . . . dich ja längst,“ preßte sie endlich hervor.

Als beide zurückkehrten, sah Frau Köppke sofort an der Verwirrung ihrer Tochter, daß etwas vorgefallen sein mußte, und gleich nach der Ankunft zu Hause zog sie Marie beiseite und fragte, ob Heckenstett sich erklärt habe.

Also doch! Sie konnte nicht begreifen, daß dieses gute, hübsche Kind erst nach eindringlichen Bitten mit der Wahrheit zum Vorschein kam, die das große Glück ihres Lebens enthielt. Endlich bekam sie einen Schwiegersohn nach ihren Wünschen, nun hatte man den Verkehr, nach welchem man sich so lange gesehnt hatte, und nun sollten Barnikows und Hennickes erfahren, was die Köppkes für Leute waren.

„Hans, bist du da?“ rief sie ins Nebenzimmer hinein, in welchem sie ihren Mann vermutete. Die ganze Familie befand sich bereits im ersten Stockwerk, um sich zur Ruhe zu begeben. Köppke hatte es sich in seinem Zimmer bequem gemacht. Im Schlafrock, die kurze Pfeife im Munde, die er vor dem Schlafengehen zu rauchen pflegte, steckte er den Kopf durch die Tür. „Nun, was gibt's?“

„Es ist wohl doch besser, wenn ich zu dir —“. Sie hatte bemerkt, daß Marie rot geworden war und sich abwendete, und daß die Kleine, die hereingetreten war, eine neugierige Miene zeigte. Außerdem konnten die Dienstboten jeden Augenblick auf der Bildfläche erscheinen. Sie ersuchte die Mädchen, sich in ihr Zimmer zurückzuziehen, ging dann zu ihm hinein und verzog sofort die Nase. „Was für ein Qualm! Aber geniere dich nicht, rauche ruhig weiter.“

Er blickte sie etwas mißtrauisch von der Seite an, denn es war unerhört, daß sie sich um diese Zeit hier hereinwagte und den Geruch dieses Tabaks ertrug, den sie mehr als einmal als ihren Tod bezeichnet hatte, den er aber trotz seiner Millionen außerordentlich angenehm fand, etwa wie ein Mensch, der immer wieder zu seiner alten Liebe zurückkehrt. Es mußte also etwas Außergewöhnliches vorgefallen sein. Da er aber wußte, daß ihre Gesinnung in derartigen Dingen unberechenbar war, so stellte er das Rauchen ein und öffnete die Fenster.

„Der Baron hat Marien seine Liebe gestanden, und sie hat mir gesagt, daß sie nicht mehr von ihm lassen könne. Nun wird er wohl bald um ihre Hand anhalten." Sie hätte ebensogut „Heckenstett" sagen können, aber der Titel klang gewichtiger und gab der Unterhaltung einen vornehmeren Anstrich.

„So. Dann wird er sie wahrscheinlich auch heiraten wollen," erwiderte er ohne ersichtliche Erregung, während er auf und ab schritt.

„Und das überrascht dich gar nicht?" fuhr sie lauter werdend fort. Sie hatte nach dieser Enthüllung ganz etwas anderes erwartet.

Er zuckte mit den Achseln und überzeugte sich davon, daß die Pfeife noch dampfte. Seit einigen Tagen war in seiner Begeisterung für Heckenstett eine gewisse Abkühlung eingetreten, die auf die Erkundigungen zurückzuführen war, die er als vorsichtiger Mann über ihn eingezogen hatte. Alles was Fritz ihm in Wilmersdorf berichtet hatte, war ihm bestätigt worden, nur das nicht, worauf er den meisten Wert gelegt hatte: die Aktivität Hugos als Offizier. Die Verwandtschaft der Familie mit einem Fürsten konnte noch

nicht ganz nachgewiesen werden, jedoch hätte er schließlich darauf verzichtet, wenn die Uniform nur vorhanden gewesen wäre. Von einem Vermögen hatte er von vornherein abgesehen, und so war in seinen Augen weiter nichts übrig geblieben, als der Freiherrntitel und der alte Adel, den er mit seinem blanken Gelde „spicken" sollte, wie er in seiner Gedankensprache sagte. Alles das hätte er schließlich übersehen, denn er konnte sich nicht verhehlen, daß der persönliche Eindruck Heckenstetts auch ihn immer mehr zu fesseln begann, und daß dessen geschmeidiges Entgegenkommen ihn angenehm berührte, trotzdem er ganz genau wußte, wo hinaus das alles zielte. Aber er ärgerte sich außerordentlich, gefoppt worden und derjenige zu sein, der Heckenstett zuerst sein Haus geöffnet hatte. Und nun hatte der kurze Verkehr bereits diese Wendung genommen! Der Protz in ihm, der die Macht des Geldes zur Genüge kennen gelernt hatte, bäumte sich auf. Er vermochte es nicht zu vergessen, daß er die Lüge eines Kellners mit einer Mark bezahlt hatte. Hundert würde er jetzt gegeben haben, wenn er, Hans Köppke aus Schöneberg, nicht um das Renommee der Offiziersuniform gekommen wäre. Das Schlimmste war, daß er diesen Ingrimm verschlucken mußte, um sich seiner Frau gegenüber, deren Hohn er fürchtete, wie sie seinen Tabak, keine Blöße zu geben. Er mußte die Sache von einer anderen Seite anfassen.

„Hat es dich denn überrascht? Du wußtest doch, worum es sich von Anfang an handelte," sagte er mit der Ruhe eines Kaufmanns, der mit seinem Kompagnon eine geschäftliche Angelegenheit bespricht. Und als sie schwieg, fuhr er fort: „Weißt du denn auch, ob er sie liebt?" Während er ihr den Rücken drehte, kniff er das linke Auge

zusammen und schnitt eine lustige Grimasse, die so viel bedeuten sollte als: Das war schlau von dir. Nun sitzt sie fest. Aber er hatte sich verrechnet. Diese Frau wußte immer etwas zu sagen, wenn es sich um das Durchsetzen ihres Willens handelte.

„Aber sie weiß es, und das ist die Hauptsache."

Mit diesem Thema hatte er gerade das Richtige getroffen, denn Henriette bot ihre ganze Zungengeläufigkeit auf, um ihm zu beweisen, daß es überhaupt nicht einer zu großen Liebe bedürfe, um eine glückliche Ehe zu schaffen. Das sehe er doch an ihnen beiden. Hätten sie sich wohl jemals wie Verrückte gebärdet und den Versuch gemacht, sich gegenseitig vor Liebe aufzuessen? Sie seien sich gut gewesen, hätten gefunden, daß sie zueinander paßten, daß sie derselben Ansicht seien (bei diesen Worten blieb Köppke stehen und blickte sie groß und verständnislos an) und hätten niemals Nahrungssorgen gehabt. Und da das letztere bei ihrer Tochter ebenfalls der Fall sein werde und Marie klug genug sei, ihren Mann genügend im Zaume zu halten, so dürfe man getrost annehmen, daß sie ein ganz prächtiges Paar abgäben. Das andere müsse man der Zukunft überlassen.

Köppke konnte es nicht länger aushalten. Er nahm die bereits halberkaltete Pfeife und tat ein paar Züge, um die erlöschende Glut neu zu beleben. Das mußte er zugeben: seine Frau konnte sehr deutlich werden, wenn es sich um ihr eheliches Glück handelte. Es hätte nur noch gefehlt, daß sie von ihrer Erziehung mit der Tochter des Gutsbesitzers in Tempelhof zu sprechen begönne. Aber sie tat es nicht, setzte vielmehr ihrem lauten Erguß den Dämpfer auf, mit dem sie die geistigen Ohrfeigen, die sie

ihm versetzte, immer gutzumachen versuchte. Sie erhob sich, trat auf ihn zu, faßte mit beiden Händen an den Kragen seines Schlafrockes und schüttelte ihn liebevoll.

„Sage mal, Alterchen, — wir sind uns doch immer gut gewesen?"

„Nun ja. Mit Ausnahme der Gewittertage."

„Ach, du bist ein unzufriedener Brummbär." Nach einer Pause fuhr sie fort: „Marie ist in den Jahren, wo ernstlich an eine Heirat zu denken ist. Das muß den Ausschlag geben. Du wirst dich also als vernünftiger Mann zeigen, wenn der Baron um ihre Hand anhält. Du versprichst mir das, nicht wahr?"

„Ja, ich werde ihn fragen, wie er sich die Mitgift vorgestellt hat," erwiderte er sehr bestimmt.

„Das wirst du nicht tun, denn das wäre unanständig. Aber natürlich, du! Gebildete Leute erledigen derartige Dinge auf andere Art und Weise." Sie hatte ihn losgelassen und näherte sich grollend der Tür.

„Du hast mich ja niemals zu den Gebildeten gerechnet."

„Allerdings nicht. Den Beweis dafür gibst du jetzt wieder," fiel sie boshaft werdend ein. „Dann werde ich die Sache in die Hand nehmen, und ich will doch sehen..." In heller Aufregung verließ sie ihn und schloß unsanft die Tür hinter sich.

Köppke lachte mit vergnügtem Gesichtsausdruck halblaut hinter ihr her. Sie hatte ihn in dem Genuß des Rauchens gestört, und er hatte ihr dafür eine unruhige Nacht verschafft. Da derartige Szenen ihm nicht neu waren und schnell vergessen wurden, so faßte er die Plänkeleien nicht sehr tragisch auf, freute sich vielmehr, seinem Ärger Luft gemacht zu haben. Während er die Pfeife ausklopfte und

sich eine neue stopfte, dachte er darüber nach, wie viel unangenehme Stunden ihm diese ewigen Heiratspläne schon bereitet hatten. Es war wirklich an der Zeit, sich endlich einmal Ruhe zu verschaffen. Gott sei Dank handelte es sich nicht um die Jüngste, der er die Torheit, sich in einen ausgedienten Offizier zu verlieben, niemals verziehen hätte! Was in seinen Kräften stand, wollte er tun, um diese wenigstens vor einer derartigen Verirrung zu bewahren. Vielleicht wäre es ihretwegen ganz gut, wenn die Älteste so schnell als möglich aus dem Hause käme. Trotzdem nahm er sich vor, mit Marie ein offenes Wort zu reden und ihr wenigstens den Gedanken an die Offiziersfrau zu nehmen.

Er kam erst nach mehreren Tagen dazu, mußte aber zu seinem Erstaunen erfahren, daß sie alles wußte und plötzlich ziemlich wegwerfend von dem „bißchen Uniform" sprach, das ihrer Meinung nach allein die Mädchen nicht glücklich mache. Heckenstett habe sie bereits über seine Verhältnisse aufgeklärt, und sie sei zu der Überzeugung gekommen, daß er ein durchaus ehrenhafter Mann sei, dem man auch ebenso begegnen müsse. Daß er Schulden habe? Du lieber Himmel, wieviele junge Männer in seiner Lage hätten nicht welche. Es sei immer noch schön, wenn man das vor der Verlobung eingestehe. Würde Graf Bolzenberg wohl die schiefe Katharina Blissing geheiratet haben, wenn er nicht zwei über und über verschuldete Rittergüter gehabt hätte, von welchen ihm nicht mehr der Ziegel auf dem Dache gehörte? Das sei doch bekannt genug. Eines Tages hätte er doch den bunten Rock ausziehen müssen, wenn die Mitgift nicht zur rechten Zeit gekommen wäre.

„Aber ich bitte dich, lieber Papa! Gerade die reichen

Mädchen sollten sich die Männer nach ihrem Geschmack wählen, ohne Rücksicht auf das Vermögen. Das Geld würde dann weit mehr an die richtige Adresse kommen, während es jetzt immer aufgehäuft wird, wo schon genug vorhanden ist."

Das war seiner Meinung nach wieder eine ihrer überspannten Ideen, von denen sie nicht zu heilen war. Und als nun auch Henriette, die hinter der Tür alles mit angehört hatte, plötzlich ins Zimmer trat und ihr lebhaft zustimmte, wurde es ihm klar, daß seine Meinung hier nichts mehr zu bedeuten hatte. Diese Weiber! Sie wechselten ihre Ansichten im Handumdrehen und hielten den Mann noch an der Schnurrbartspitze fest, wenn er ihnen gefiel. Seit dieser Stunde hatte Köppke das Gefühl, daß ihm jener lustige Abend in Wilmersdorf noch sehr teuer zu stehen kommen werde.

Heckenstett hatte sich in der Meinung, daß weder Köppke noch seine Frau von der plötzlichen Wendung der Dinge etwas wüßten, drei Tage lang im Hause nicht sehen lassen; dafür war er aber zweimal mit Marie im Hippodrom zusammengetroffen. Und bei dieser Gelegenheit hatte er sich von dem entlastet, was ihn bedrückte. Ein herrliches, verständnisvolles Mädchen! Wie natürlich sie das alles fand und wie wenig das ihre Neigung zu ihm beeinflußte! Sie liebte ihn stark und fest, daran brauchte er nicht mehr zu zweifeln. Und wie keck und stolz sie schon zu Pferde saß, wie energisch sie den Zügel führte, gleich einer Aristokratin von Geburt. Nicht lange mehr, und er jagte an ihrer Seite durch den Tiergarten und hinaus in die Felder. Was für eine köstliche Perspektive eröffnete sich seinen Blicken: eigene Ställe, Mitglied der Rennklubs, und im

Hintergrunde Landgut und Jagd. Und nicht zuletzt das Glück von Vater und Mutter. Aber diese Schwiegereltern und alles, was ihnen anhing! Das war der stete Gedanke, der den Mißklang schuf.

Die Majorin bekam jetzt Gelegenheit, ihrem Opfermut ein glänzendes Zeugnis auszustellen, denn es verging fast kein Tag, ohne daß das Trinkhorn im Silberspinde nicht in Anspruch genommen wurde. Auch jetzt noch konnte Hugo es nicht über sich gewinnen, etwas von den „großen Dingen" zu beichten, über welche er jedesmal Andeutungen machte, sobald es sich um Geld handelte. Er brauchte jetzt mehr denn je. Da waren hin und wieder kleine Aufmerksamkeiten zu erweisen und größere Ausgaben zu machen, sobald er mit Mutter und Töchtern etwas unternahm.

Als er erfuhr, daß Frau Köppke in alles eingeweiht sei, beschloß er mit ihr, als sie ganz unter sich waren, die Verkündung der Verlobung, sobald er an einem der nächsten Tage mit Köppke gesprochen haben würde. Bis dahin wurde ihm die Situation sehr erleichtert, denn während seiner Anwesenheit ließ sich der Alte merkwürdigerweise niemals sehen, oder, falls es doch geschah, tat er so, als wisse er noch gar nichts davon, daß die Herzen sich bereits gefunden hatten. Aber jedesmal, wenn er unten sprechen hörte, erkundigte er sich bei Theodor, ob der „Herr Baron im Frack erschienen" sei. Und wenn dann Theodor mit seiner Leichenbittermiene das verneinte, atmete er auf und fühlte sich beruhigt.

Eines Tages, als Hugo mit den Damen zum Vergnügen nach Potsdam fahren wollte und seine Mutter um eine verhältnismäßig große Summe bat, erklärte die Majorin mit zaghafter, zitternder Stimme, die fast an das

Weinerliche streifte, daß sie augenblicklich nichts mehr geben könne, weil ihre Börse leer sei. In der Tat waren die tausend Mark, die sie sich zuletzt von ihrem Bankier geholt hatte, sehr schnell verschwunden. Und nun fand sie nicht den Mut mehr, hinter dem Rücken ihres Mannes das Kapital aufs neue anzugreifen. Mit Tränen in den Augen gestand sie ihm, daß sie es dem Major schuldig sei, ohne dessen Einwilligung nichts mehr zu erheben. Man sei alt, es könnten unvorhergesehene Ereignisse eintreten, Krankheit usw., und dann brauche man die geringen Mittel, die sie noch besitze. Sie schauderte vor dem Augenblick, wo der Major die ganze Tragweite ihrer Handlungsweise erfahren könnte.

Hugo geriet in Verzweiflung, denn das hatte er nicht erwartet. Es müsse unter allen Umständen Rat geschafft werden.

Er bat und flehte; schließlich, als sich alles das als nutzlos erwies, ließ er sich zu einem Geständnis herbei. Entweder gelinge es ihm jetzt, sich herauszureißen, oder niemals. Hunderttausende seien zu erwarten.

Die Majorin war eine Weile sprachlos; sie wußte nicht, ob mehr vor Glück, oder vor Überraschung. „Wie, du stehst vor der Verlobung? Und eine solche Partie. O, mein lieber Junge, da sei deine Mutter die letzte, die dein Glück durchkreuzte. Gewiß, du mußt auf alle Fälle die Summe haben."

Mit vor Freude geröteten Wangen und verschlungenen Händen blickte sie ihn bewundernd an. So hatte der liebe Gott sich der Heckenstetts doch zur rechten Zeit erinnert, gerade um dieses schwergeprüften Sohnes wegen, der nach ihrer Ansicht unter seiner zerstörten Karriere so viel zu leiden hatte. Dann geriet sie in Bewegung.

Das Gespräch wurde morgens um acht Uhr geführt, als der Major gerade bei der Toilette war. In dreiviertel Stunden mußte Hugo auf dem Bahnhof sein, wo man sich zu treffen verabredet hatte. Wohin? Woher? waren die einzigen Fragen, welche die Baronin in diesem Augenblick bewegten. Der Major mußte helfen. Er riß die Augen groß auf, als sie ihn mit fliegender Hast in das Geheimnis einweihte. Aber so schnell wolle man heiraten? Das ließe sich hören. Ob denn die Sache auch gewiß sei, fragte er, während er schnell in seine Beinkleider schlüpfte. Er traute diesem Bruder Leichtsinn nicht, der ihm schon so viel Kopfschmerzen bereitet hatte. Als seine Frau aber die Bürgschaft für die Summe übernehmen wollte, ließ er sich erweichen. Er besaß die fünfzig Mark, um welche es sich handelte, ebenfalls nicht, da der Termin der Pensionserhebung vor der Tür stand. Aber er stürzte sich schleunigst in seinen Rock, stülpte den Hut auf und ging fort, um nach einer Viertelstunde wieder zurückzukehren und das Geld in blanken Goldstücken auf den Tisch zu legen. Die Majorin dachte in ihrer Herzensfreude gar nicht daran, ihn nach der Quelle, aus welcher er geschöpft habe, zu fragen. Erst später fiel ihr ein, daß er das Geld von einem Verleger als Vorschuß auf sein berühmtes Werk geholt haben könnte!

---

## VI.

Am Vormittage eines der nächsten Tage befand sich Köppke mit sehr wichtigen Dingen beschäftigt in dem großen Zimmer, das über dem Salon lag. Er saß an einem breiten, eichenen Diplomatentisch und wühlte in einem

Haufen Papiere, die sich durch den Stempel als gerichtliche Urkunden erwiesen. Dieses Zimmer, an dessen einer Wand die Türen eines Geldschrankes klafften, und das sehr behaglich und elegant ausgestattet war, nannte er mit Vorliebe sein Kontor, denn hier empfing er die Bauunternehmer und Geldleute, mit denen er zu tun hatte. Vor dem einen Fenster stand ein langer, mit grünem Tuch überzogener Tisch, auf dem sich ein großes, mit einem Bauplan bespanntes Zeichenbrett befand. Hin und wieder hatte hier ein junger Techniker Platz genommem, entwarf Grundrisse und machte Berechnungen.

Hinter Köppke stand Theodor, der fast in jeder Woche einige Schriftstücke zu kopieren hatte, da er wie gestochen schrieb und daher zur Ersparnis für derartige Dinge viel beitrug. Nicht selten kam es vor, daß Köppke ihm einen soeben geschriebenen Brief mit den Worten übergab: „Bitte, lies das noch einmal durch, und dann schreibe es ab. Ich werde unterzeichnen." Bei einer solchen Gelegenheit behandelte er den Schwager sehr liebenswürdig und bedachte ihn sogar mit einer Zigarre von der Sorte, die „man mit Verstand" rauchen müsse. In diesem Raume war die Pfeife verpönt, und auch Köppke leistete sich hier nur das beste Kraut, das er mit Vorliebe den Besuchern bei der Nase vorbeiblies, um seinen guten Geschmack zu beweisen.

Theodor stellte dann das Zeichenbrett beiseite, langte die große, mit kreisrunden Gläsern versehene Brille hervor und schrieb nun stundenlang, ohne aufzublicken, die Anfangsbuchstaben schön und schwungvoll wie ein Kalligraph malend. Er zuckte nur zusammen, wenn Köppken die Sache nicht schnell genug ging, oder wenn dieser vor seiner Entfernung lautklirrend den Geldschrank verschloß.

Diese Vorsicht beleidigte den Dorfschulmeister im Innern auf das tiefste, denn er sagte sich, daß er ein derartiges Mißtrauen nicht verdient habe.

Endlich hatte Köppke das Richtige gefunden und übergab es seinem bescheiden und erwartungsvoll hinter ihm stehenden zeitweiligen Sekretär. Plötzlich tippte ihn Theodor von hinten zaghaft auf die Schulter und deutete stumm nach der Straße hinüber. Durch das geöffnete Fenster erblickte Köppke einen alten Offizier, der allem Anschein nach soeben von dem noch haltenden Pferdebahnwagen gesprungen war und nun, bei dem feinen, seit dem frühen Morgen bereits herniederrieselnden Septemberregen den lose über die Schultern geworfenen Paletot mit beiden Händen unten zusammenhaltend, so daß die Orden auf der Brust zu sehen waren, auf den Zehen behutsam über den Damm schritt. Am Gitter bückte er sich, um das Schild zu lesen; dann zog er an dem Knopf der Klingel.

Köppke beobachtete nur noch, wie auf dem Perron des weiterfahrenden Wagens sich einige Köpfe neugierig wendeten, um dem blankgeputzten Helm, der sich etwas klein auf dem großen Kopfe ausnahm, nachzublicken; dann sagte er: „Das ist wohl der Major schon. Gehe und öffne. Sage meiner Frau, daß ich den Herrn hier herauf bitten ließe."

Theodor, der, ohne daß man es ihm sagte, in alle Dinge des Hauses eingeweiht war und daher auch von dem angekündigten Besuche des Majors wußte, nickte und entfernte sich, prallte aber an der Tür mit seiner jüngsten Nichte zusammen, die ganz außer Atem mit den Worten: „Papa, der alte Baron kommt!" ins Zimmer stürzte.

Köppke hatte sich zuerst vorgenommen, bei diesem weittragenden Ereignis ohne Aufregung zu bleiben, nun aber

machte die militärische Erscheinung, die soeben feierlichen Schrittes über den Kies daherkam, doch einen gewissen Eindruck auf ihn, und so eilte er in das Nebenzimmer, um das Hausjackett mit dem schwarzen Rock zu vertauschen.

Unten war der Major bereits von Frau Köppke und Marie empfangen worden. Er hielt sich aber nicht lange auf, sondern ließ sich durch Theodor die Treppe hinaufgeleiten, nachdem er mit der reservierten Höflichkeit eines Mannes, der den Hausherrn zu sprechen wünscht und nicht die Frau, den Beginn der übereifrigen Auseinandersetzungen Henriettens freundlich, aber bestimmt zurückgewiesen hatte. An den wenigen Tagen im Jahre, wo er sich genötigt sah, die ihm mit der Zeit etwas eng gewordene Uniform anzuziehen, fühlte er sich vom Scheitel bis zur Sohle als der Abkömmling eines der ältesten Adelsgeschlechter, das bereits im elften Jahrhundert den goldenen Stier auf schwarzem Grunde als Stammesabzeichen unter der Ritterschaft hatte leuchten lassen, und als ehemaliger Bataillonschef, der in dreizehn Schlachten gestanden und mit Ehren seinen Abschied genommen hatte.

„Ich habe wohl das Vergnügen, Herrn Köppke ...? Freiherr von Heckenstett", stellte er sich dann mit einer leichten Verbeugung vor, ohne seine ernste Miene zu verändern.

„Sehr willkommen, Herr Major. Freut mich, Sie kennen zu lernen", fiel ihm Köppke sofort ins Wort und streckte ihm wie einem alten Bekannten die Rechte entgegen. Der Major aber, der noch immer, den Helm in der Hand, steif und würdevoll an der Tür stand, zeigte sich anfänglich nicht geneigt, diese seiner Ansicht nach zudringliche Art der Begrüßung zu erwidern. Erst als der Arm sich durchaus nicht senken wollte, ließ er mit dem

Ausdruck unverkennbarer Herablassung die Spitzen zweier Finger in die dargereichte Handfläche sinken.

„Bitte, machen Sie es sich bequem, Herr Major. Legen Sie ab.“ Während er ihm behilflich war, den Mantel abzunehmen, und ihm einen Sessel entgegenrollte, richtete er seinen Blick immer aufs neue auf den zukünftigen Verwandten. Es waren nicht die zahlreichen Orden, die ihn jetzt so aufmerksam fesselten, selbst nicht das Eiserne Kreuz, das ihm gleich beim Eintritt des Freiherrn großen Respekt eingeflößt hatte, sondern das Gesicht des Majors, das ihm außerordentlich bekannt vorkam, ohne daß er sich im Augenblick entsinnen konnte, wo er es schon gesehen habe. Er hätte wetten mögen, dem Baron bereits begegnet zu sein, ja selbst mit ihm schon gesprochen zu haben. Und auch Heckenstett war sichtlich überrascht und von denselben Gefühlen geleitet. Da aber beide ihrer Sache nicht ganz gewiß waren, so fanden sie keine Veranlassung, darüber ein Wort zu verlieren, konnten aber den Gedanken an ein bereits stattgefundenes Zusammentreffen nicht los werden. Der Major fühlte sich dadurch sehr gepeinigt, denn in derartigen ungewissen Situationen pflegte er sehr stark an die Doppelstellung, die er im Leben einnahm, zu denken. Aber in seiner Uniform fühlte er sich heute gegen alle Mißdeutungen gewappnet.

Es wurde ihm schwer, die echte Zigarre, die ihm Köppke anbot, mit höflichem Danke abzulehnen, um so mehr, als der Millionenbauer sich ungeniert eine anzündete, den blauen Rauch in großen Wolken ins Zimmer blies und abwechselnd die Havanna der Nase zuführte, als wollte er sich als Kenner dieses teuren Krautes aufspielen. Heckenstett beneidete ihn im Innern außerordentlich um diesen

Genuß, ärgerte sich auch schließlich, das harmlose Anerbieten abgelehnt zu haben, blieb aber seinem Vorsatz, jede intimere Annäherung vorläufig abzulehnen, getreu.

„Mein Sohn hat die Absicht, morgen um die Hand Ihrer ältesten Fräulein Tochter anzuhalten", begann er, als sie sich gegenübersaßen. Und als Köppke mit einem kaum merklichen verschmitzten Lächeln nickte, fuhr er fort: „Er hat mich gebeten, den Fürsprecher bei Ihnen zu machen. Und ich unterziehe mich dieser Bitte um so lieber, als mir Gelegenheit dadurch geboten wird, Ihnen von vornherein meine Stellung zu dieser Heirat zu präzisieren. Ich mißbillige nämlich diese Eheschließung . . . Bitte, bitte — erlauben Sie", fiel er schnell mit einer beruhigenden Handbewegung ein, als Köppke erstaunt aufblickte und ein gedehntes „So —" einwarf. „Nur keine üble Deutung! Ich mißbillige nicht die Wahl meines Sohnes an und für sich — beileibe nicht! Die glänzenden Eigenschaften Ihrer Tochter mögen diese Wahl erklärlich machen . . . Sondern vielmehr die Tatsache, daß bei dieser Heirat das Geld eine so große Rolle spielt."

Diesmal betrachtete ihn Köppke mit einem sehr mißtrauischen Blick, sagte aber nichts, sondern paffte ruhig weiter, in der Erwartung, bald hinter die Verstellung dieses ordenbehangenen Herrn zu kommen.

Der Major zog eine Weile den wohltuenden Geruch des Zigarrendampfes ein und begann dann aufs neue: „Ich weiß nicht, was Ihnen Hugo über seine augenblicklichen Verhältnisse mitgeteilt hat —"

„Mir gar nichts, mir gar nichts", fiel Köppke ihm ins Wort. „Das hat er alles mit meiner Frau abgemacht."

„So. Dann bin ich überzeugt, daß er nichts verheimlicht hat . . . Soweit ich ihn kenne . . .“

„Gott bewahre, ist ihm nicht eingefallen! Was will denn das überhaupt heißen — dreißigtausend Mark Schulden bei einem so jungen Manne. Läpperei! Die zu verdienen, ist schon 'ne andre Sache. Aber das kommt manchmal mit den Jahren.“

Er hielt die Zigarre fest zwischen den Zähnen, streckte die Beine von sich und versenkte die Hände in die Hosentaschen. Das geschah weniger absichtlich, als aus seiner unausstehlichen Gewohnheit, gegen die er sich nicht zu wehren vermochte. Der Major zuckte leicht zusammen und wurde noch röter, als er von Natur aus bereits war. Durch diesen direkten Hinweis auf die Schulden seines Sohnes fühlte er sich beschämt, überhaupt verletzt durch das ganze Gebaren Köppkes, das noch zweifelhaft ließ, ob es eine spöttische Herausforderung bedeuten solle oder angeborene Taktlosigkeit sei. „Ein richtiger Bauer in seinem Benehmen“, dachte er bei sich, und das erstickte die energische Abweisung, die er gebrauchen wollte, im Keime. Ruhig und gemessen fuhr er mit seiner tiefen Stimme, der man noch die früheren Kommandotöne anzuhören glaubte, fort:

„Ja, gerade die Schulden. Das ist es eben, worauf ich zu sprechen kommen wollte. Es könnte den Anschein erwecken, als hätte mein Sohn, nur um diese loszuwerden, sich um Ihre Fräulein Tochter beworben.“

„Ja, das tun doch die meisten jungen Leute von Stand und Ansehen“, stieß Köppke rücksichtslos hervor, führte die große rechte Hand, auf deren Zeigefinger ein riesiger Siegelring prangte, dem Munde wieder zu und biß dann von der Zigarre ein Stück ab, das er ausspie.

„Mein Herr! Ich muß doch bitten! Sie würden mich sonst nötigen, das Gespräch sofort abzubrechen. Die Heckenstetts gehören nicht zu denen, die sich Vorteile auf Kosten ihres Namens und ihrer Geburt zu erschleichen versuchen. Viel eher findet man das bei Leuten, die das Geld gerade genug achten, um sich hochgeborene Schwiegersöhne damit zu kaufen."

Der Major erhob sich, als wollte er gehen. Zu gleicher Zeit aber auch stand Köppke auf; er tat nun sehr verdutzt.

„Aber ich bitte, Herr Baron, nehmen Sie wieder Platz. Fiel mir nicht ein, Sie zu beleidigen. Offenheit gegen Offenheit! Ich habe Ihrem Sohne zugemutet, sich der Mitgift wegen zu verheiraten, und Sie glaubten, ich wollte mir einen adligen Schwiegersohn angeln. Also sind wir quitt ... Allen Respekt vor Ihnen, das muß ich sagen. Aber sehen Sie, wir haben beide unsre Kinder lieb und treten für sie ein, und deshalb darf eigentlich einer dem andern nichts übelnehmen. Jetzt aber bitte — die Friedenszigarre. Und dann ein Gläschen Wein. Ich denke, wir werden schon einig werden."

Er drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel und fertigte Theodor ab, der sofort erschienen war. Diese Erregung des Majors hatte er nicht erwartet, noch viel weniger dessen Stolz, den er zuerst für gemacht hielt, durch welchen er aber schließlich etwas eingeschüchtert wurde. Nicht um deswegen, weil er sich vor ihm gebeugt fühlte; denn ewig mißtrauisch wie er war, sobald es sich um den Geldbeutel handelte, sagte er sich, daß man ihn zuletzt doch noch täuschen könnte, sondern vielmehr um deswegen, weil er einen Eid darauf hätte ablegen mögen, daß hinter der Tür zum Nebenzimmer Henriette stand, um alles mit an-

zuhören. Jedenfalls hatte sie bereits mehr als eine drohende Faust gegen ihn erhoben. Der Tag würde wenig würdevoll für ihn enden, wenn diese Unterredung nicht zu einem zufriedenstellenden Resultat führte.

Der Major beruhigte sich und nahm wieder Platz. Diesmal lehnte er die Zigarre nicht ab, und schon nach den ersten Zügen kam jene zufriedene Stimmung über ihn, die den Menschen stets gefangen nimmt, sobald er sich seinem Lieblingsgenusse hingeben kann. Der strenge Ausdruck in seinem Antlitz war verschwunden, und um seine Mundwinkel machte sich ein Zug des reinsten Wohlwollens bemerkbar. Gerade so blickte er drein, wenn er daheim im abgeschlossenen Zimmer an seinem geheimnisvollen Werke tätig war.

„Nun, wie schmeckt sie, Herr Baron?"

„Danke, danke. Ganz vorzüglich", erwiderte er schmunzelnd, indem er den Rauch von der vorgehaltenen Hand abprallen ließ, um ihn der Nase zuzuführen.

„Ja, um darauf zurückzukommen", begann er nach einer Pause. „... Es ist meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß mein Sohn von seinen Eltern niemals etwas zu erwarten hat, und daß er augenblicklich eigentlich ... eigentlich gar nichts ist. Aber es dürfte mir nicht schwer fallen, vermöge meiner Verbindungen in hohen Kreisen, ihm zu einer angesehenen Position zu verhelfen, wenn er nur erst ... Sehen Sie, werter Herr Köppke, was nützt die ganze Schwimmkunst eines Menschen, wenn er nicht das Wasser findet, in dem er sich bewegen kann. Die Heckenstetts haben ihre großen Taten stets auf dem Felde der Ehre verrichtet, und Hugo ist der einzige, der ... sagen wir, Pech gehabt hat. Er starb für die Armee

sozusagen an seinem Onkel. Ich bin überzeugt, er wäre ein großer Heerführer geworden."

Theodor kam mit dem Weine herein und stellte das Tablett auf einen kleinen Tisch, die Augen immer auf die Orden des Majors gerichtet. Und noch an der Tür warf er einen langen Blick zurück, der die ganze Hochachtung vor den silbernen Litzen und den blanken Knöpfen enthielt.

„Ei, von Ferner und Kompanie beziehen Sie?" Der Major hatte das Etikett bereits von weitem erkannt und nahm nun die Flasche in die Hand, um sie näher zu betrachten. „Alte renommierte Firma. Kenne ich. Beziehe auch von dort", fügte er sehr ernst, aber doch mit jenem inneren Wohlgefallen hinzu, das man beim Anblick eines guten, lieben Freundes empfindet. Er ergriff das Glas, roch, nahm einen vollen Schluck, schnalzte mit der Zunge, hielt den Wein gegen das Licht und zeigte die bedächtige Miene eines Kenners, dessen ganzes Denken im Augenblick sich um den Gegenstand dreht, den er einer Prüfung zu unterziehen hat. In diesen Minuten vergaß er ganz seine Uniform, befand er sich in der Situation, wo er gewöhnlich in die Brusttasche zu fassen pflegte, um den Preiskurant hervorzuziehen.

„Was zahlen Sie für diesen Larose, wenn ich fragen darf?" Er vertiefte sich nun in eine seiner Überzeugung nach lehrreiche Auseinandersetzung über verschiedene Weinsorten und die Geschäftspraxis der „Plantscher", die er an den Galgen wünschte. Köppke hörte sehr aufmerksam zu, weniger aus Interesse an der Sache, als aufs neue mit dem Gedanken beschäftigt, wo er ganz dieselbe Rede bereits gehört haben könnte. Je mehr der Major ins Feuer geriet, je bekannter klang ihm die Stimme, je mehr

vergegenwärtigte er sich einen Herrn, mit demselben ehrwürdigen Haupte, in schwarzem Rocke, das Ordensband im Knopfloch, im Begriff, die Adresse Hennickes zu notieren. Aber wo war das? Endlich glaubte er auf der richtigen Fährte zu sein.

„Sagen Sie, Herr Baron . . . Wir müssen uns schon gesehen haben. Im vorigen Winter, eines Abends, am Stammtisch bei Lange — unten in der Potsdamer Straße."

Der Major zuckte leicht zusammen, beherrschte sich aber sofort. Die großen blauen Augen fest auf Köppke gerichtet, strich er mit der Rechten langsam den Schnurrbart und erwiderte sehr bestimmt: „Irrtum, mein lieber Herr Köppke, Irrtum. Bin niemals in meinem Leben dort gewesen. Weiß aber bestimmt, daß ich einen Doppelgänger habe . . . So einen früheren Postschweden, der mir zum Verwechseln ähnlich sieht. Kerl hat mir schon unangenehme Dinge bereitet. Ist, glaube ich, Vertreter einer Essighandlung. Lassen wir ihn trotz alledem einmal leben."

Durch den Wein etwas angeheitert, lachte er laut, und Köppke fiel ein und stieß klirrend mit ihm an. Er hatte plötzlich Gefallen an diesem alten Offizier gefunden, der anfänglich wie der Kriegsgott selbst vor ihn getreten war und nun bei Wein und Zigarren den Menschen hervorkehrte und den Beweis gab, daß die Heckenstetts im Grunde genommen ganz zugängliche Leute waren. Unwillkürlich mußte er wieder an Wilmersdorf denken, wie man ihn dort zuerst von oben herab behandelt hatte, um schließlich doch zu ihm hinunterzusteigen. Trotzdem er der festen Überzeugung war, daß unter diesem aristokratischen Stolze des Vaters sich nur die Sucht verberge, möglichst Vorteile für den Sohn zu erzielen, fühlte er sich durch

den vertraulichen Ton, den der Freiherr allmählich anschlug, geschmeichelt. Aber das hinderte ihn nicht, nach wie vor die Sache von der Person zu trennen. Für ihn bestand die Ehre im Geldsack, und je größer der letztere war, je mehr Hochachtung hatte er vor der ersteren. Daß jemand offen und ehrlich eine Geldheirat für ein Unglück erklären könnte, um so mehr, da es sich um die Zukunft seines eigenen Kindes handelte, vermochte er nicht zu begreifen oder wenigstens nicht als völlig natürlich aufzufassen. Er wäre nahe daran gewesen, den Major für verrückt zu halten, wenn ihn sein Mißtrauen nicht auf andere Gedankenwege geführt hätte.

Dieser alte Freiherr von Heckenstett war jedenfalls ein Pfiffikus, der außerordentlich vornehm und selbstverleugnend tat, um die Goldfüchse für seinen Herrn Sohn um so leichter zu angeln. Aber er, Hans Köppke aus Schöneberg, ließ sich nicht so leicht verkaufen, selbst dann nicht, wenn man seinen Wein und seine Zigarren lobte.

Er erhob sich, warf die erst halbverbrauchte Havanna, die er mehr zerkaut als geraucht hatte, in den Aschbecher, wo bereits ähnliche Überreste vorhanden waren, und zündete sich eine neue an. Dann schritt er einigemal im Zimmer auf und ab und sagte:

„Nun, Herr Baron, wollen wir ernstlich über die Heirat reden. Ich meine über den Geldpunkt. Die Sache muß doch zuerst in Ordnung gebracht werden. Meine Tochter behauptet nun einmal, ohne Ihren Sohn nicht leben zu können, und da Ihr Herr Sohn derselben Ansicht ist, so werden Sie es mir nicht übel nehmen, wenn ich Sie bitte, mir zu sagen, wieviel Ihr Sohn in der nächsten Zeit gebraucht, um in geordnete Verhältnisse zu kommen."

Plump und breit, die Zigarre zwischen den Zähnen, die Hände auf dem Rücken, stand er da und sandte ihm aus den kleinen geschlitzten Augen, deren Pupille man selten ganz zu sehen bekam, einen lauernden Blick zu.

Der Major sah diesen Blick nicht, denn seine Augen verfolgten die Windungen eines Schnörkels auf dem Teppich, aber er fühlte, wie bei jedem Worte die Hitze immer lodernder in sein Antlitz stieg und wie es in den Schläfen zu hämmern begann. Niemals hatte er die Empfindung einer größeren Entwürdigung gehabt; nicht deswegen, weil der Bund zweier Menschen für das ganze Leben wie ein Geschäft behandelt wurde, denn darüber hatte er sich bereits beruhigt. Er hatte den Stolz der Heckenstetts diesen Protzen fühlen lassen und war um längeres Bleiben gebeten worden; dadurch war sein Gewissen beruhigt worden. Und selbst die Majorin hätte mit diesem Triumph zufrieden sein können. Nun aber hatte das Gespräch eine entscheidende Wendung zu nehmen. Es handelte sich nicht allein darum, die Zukunft seines Sohnes sicherzustellen, sondern auch das Ansehen seines Namens zu bewahren; denn morgen war der Tag, wo Hugo vor dem Richter stehen sollte, um Rechenschaft über seinen Besitz abzulegen.

Alle Auseinandersetzungen, Vertröstungen und Hinweise auf die bevorstehende Wandlung der Dinge hatten nichts genützt. Der Gläubiger war hart geblieben. Man mußte also heute oder spätestens morgen früh zahlen. Die Majorin hatte schlummerlose Nächte gehabt und in ihrer Einbildung den Namen Heckenstett auf öffentlichem Platze am Pranger stehen sehen. Hugo war wie ein Rasender im Zimmer auf und ab gelaufen und zuletzt mit der

Drohung hervorgerückt, sich zu erschießen. Diesen Heroismus auf Kosten derer von Heckenstett hatte die Majorin in ihrem Innern zwar bewundernswert gefunden, aber sie war in ein so anhaltendes Weinen ausgebrochen, daß ihr Mann zu der Überzeugung gekommen war, er als Familienoberhaupt müsse den entscheidenden Schritt tun. Eine ganze Stunde hatte er sich mit seiner Uniform beschäftigt, und es wäre eine Studie, würdig Meister Knaus gewesen, zu sehen, wie er eigenhändig die Knöpfe des Waffenrockes und den Helm geputzt hatte, um am andern Tage in tadellosem, militärischem Wichs zu erscheinen. Selbst die Haare hatte er sich schneiden lassen und das Geld für neue Handschuhe nicht gescheut.

Er schämte sich und vermochte kurze Zeit kein Wort zu sagen. Dann aber erwachte der alte Soldat in ihm, und er ging direkt auf sein Ziel los, verschwieg aber vorläufig noch, was bevorstünde, wenn die Zahlung nicht erfolgte.

„Sehen Sie, mein bester Herr Köppke, man gibt Versprechungen, damit sie gehalten werden. Mein Sohn hat versprochen, noch heute diesen dunklen Ehrenmann zu befriedigen. Wenn Sie also eine Abschlagszahlung auf die Mitgift leisten wollen, so nehmen Sie meinen Dank, der von Herzen kommt."

Diese schnelle Erledigung machte Köppke stutzig, denn sofort witterte er eine Unaufrichtigkeit, aus der man Vorteil schlagen wolle. Eigentlich hatte er dieses Eingehen auf die Vermögensverhältnisse nur als eine vorläufige Besprechung betrachtet, deren Folgen noch der Überlegung bedürften. Und nun faßte man die Heirat bereits als eine Hetzjagd auf und trat mit einer bestimmten Forderung an ihn heran, deren Erfüllung man ohne weiteres verlangte.

„Nee, Herr Baron, so schnell geht das nicht. Wenn man gut fahren will, muß man auch gut schmieren. Derartige Dinge müssen immer überlegt werden ... Und wenn auch, so viel Geld habe ich nicht im Hause. Das hat überhaupt kein vernünftiger Mensch ... Und dann sehen Sie, — wer wird denn mit so einem Halunken von Wucherer so viel Umstände machen ... So 'n Kerl muß kommen und bitten. Wir sind doch ehrliche, anständige Leute. Da heißt es: So viel verlangst du, und so viel bekommst du. Und nun sei vergnügt und halte dein ... Maul. Meinetwegen auch Mund. Je nachdem. Sagen Sie mir die Adresse, und dann wollen wir weiter sehen."

„Aber es muß heute sein, Herr Köppke. Ich sage muß." Der Major hatte drei Glas Wein hinuntergegossen und sah dunkelrot aus, so daß das weiße Haar sich wie Schnee von seinem Antlitz abhob. Er zitterte bei dem Gedanken, sich vergebens bemüht zu haben.

„Nochmals, Herr Baron, — so schnell kann ich Ihnen nicht entgegenkommen. Ich finde auch den Grund dazu nicht ... Übrigens ist die Verlobung noch gar nicht bekannt gemacht worden ... Trotz meiner Hochachtung vor Ihnen, Herr Major, sehe ich noch immer nicht ein, weshalb die Sache so eilt."

„Nicht eilt, nicht eilt! Herr, begreifen Sie nicht, wie schwer es mir geworden sein muß, diese Bitte an Sie zu richten, und begreifen Sie nicht auch, daß dringende Gründe vorliegen müssen, wenn ein Edelmann und Offizier Ihnen die bestimmte Erklärung abgibt, daß diese Schuld bis morgen früh geregelt sein müsse?"

„Nee, Herr Major, das begreife ich nicht. Ich habe nichts gegen die Heirat und habe mir auch vorgenommen,

eine offene Hand zu zeigen, schon weil es sich um das Glück meiner Tochter handelt. Aber die Pistole auf die Brust setzen, — das lasse ich mir nicht. Mein Geld ist sauer verdient, und wenn ich es fortgebe, dann soll es auch freiwillig geschehen und nicht gezwungen. Marie bekommt eine reiche Aussiattung und am Hochzeitsmorgen eine halbe Million, aber keinen Heller mehr. Und dann können die beiden machen, was sie wollen. Und nun bitte ich Sie, bleiben Sie noch gemütlich sitzen und kosten Sie einmal von der andern Flasche."

Der Major hatte sich wieder erhoben und nach dem Helm gegriffen, aber er nahm ihn nicht vom Tisch, sondern ließ die Hand auf ihm ruhen. Eine halbe Million! Wenn dieser Mann vor ihm, dessen Manieren jeden wohlerzogenen Menschen verletzen mußten, das so bestimmt aussprach, als betrachte er damit die Mitgiftfrage, um die sich für Hugo eigentlich alles drehte, als erledigt, so würde er sich jedenfalls auch erweichen lassen, wenn man ihm die tieferen Gründe für die Pression un-umwunden darlegte. Zu Hause wartete die Baronin klopfenden Herzens, um den Ausgang dieser Unterredung gleich dem Urteilsspruch eines obersten Gerichtshofes entgegenzunehmen. Wenn er nun hereinträte, trüben Gesichts wie nach den Vormittagsgängen, die ohne Erfolg geblieben waren ... Nein, das ging nicht. Er war immer nur als Sieger aus den Gefechten hervorgegangen, und ein Soldat weiß, daß eine erlittene Schlappe noch keine Niederlage bedeutet.

Den Ungezogenheiten dieses Menschen mußte man mit Diplomatie begegnen. Er setzte sich wieder, tat so, als hätte ihn die Mitgiftenthüllung nicht besonders berührt

und gab Köppken nun die nötige Aufklärung, ruhig und klar, in dem glaubwürdigen Ton eines Mannes, der voraussetzt, daß man begreife, wie man einen derartigen Fleck unmöglich auf dem Namen einer Person von Stande sitzen lassen könne, und welcher von dem andern so viel Verständnis voraussetzt, um einzusehen, daß nicht nur die Ehre eines Menschen, sondern auch dessen Leben dabei auf dem Spiele stünde.

„Es ist skandalös, daß Leute von Erziehung gezwungen werden können, einem derartigen Affront entgegenzugehen. Doch das ist nicht zu ändern. Sie werden nun einsehen, bester Herr Köppke, daß es eine Notwendigkeit ist, die . . . Übrigens werden Sie sich der Tatsache nicht verschließen können, daß auch Ihr Name indirekt dabei beteiligt ist. Sie als zukünftiger Schwiegervater werden doch nicht —"

„Das ist aber gar nicht so schlimm, wie Sie denken, Herr Major," unterbrach ihn Köppke, der, die inzwischen erkaltete Zigarre im Munde, die immer kürzer wurde, ohne daß er sie rauchte, ruhig zugehört hatte. „Das kommt unter den feinsten Leuten vor. Sogar bei solchen, die sehr viel Geld besitzen."

„Wa—as?! Sie meinen wirklich bei Leuten, die Geld besitzen?" Heckenstett blickte ihn überrascht an. In diesem Augenblick glaubte er wirklich, ihn nicht richtig verstanden zu haben.

„Nun ja. Eigentlich haben sie nichts; aber darüber verfügen können sie doch. Das ist eine alte Geschichte . . . Wer es mit gutem Gewissen tun kann, der sollte den Eid leisten. Er bleibt anständig dabei."

„Aber, mein Herr, der Name, der Name! Vergegenwärtigen Sie sich doch einmal diese ganze peinliche Situ-

ation ... Das kommt in die Register, wird zu den Akten gelegt, kommt womöglich an die Öffentlichkeit."

„I, keene Spur. Leider Gottes nicht! Ich habe schon manchen dazu getrieben."

„Sie? Ist nicht möglich. Sie wollen mir etwas vorreden. Wie kann nur ein Mensch mit Gefühl — —"

„Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Major, — in Geldsachen hört die Gemütlichkeit auf. Was diesen Punkt betrifft, so könnte ich Ihnen nette Geschichten erzählen."

Er hätte allerdings viel berichten können. Selbst der Name Barnikow schwebte ihm auf der Zunge, aber er besann sich aus Klugheitsrücksichten und schwieg. Dafür weidete er sich aber um so mehr an der Verblüffung des Majors. Der Hohn prägte sich in seinem Gesichte aus, aber es war jener versteckte, der sich unter äußerlichem Gleichmut verbirgt. Ei, da hatte er ja eine ganz erbauliche Enthüllung bekommen. Also so stand es mit diesem jungen Herrn, der an jenem Nachmittage so getan hatte, als gehörte ihm ganz Wilmersdorf samt den hübschen Frauenzimmern, die dort herumliefen. Und gerade in ihn mußte sich die Älteste verlieben — sie, die nur „Ja" zu sagen brauchte, um einen „schweren Jungen" aus der Nachbarschaft zum Manne zu erhalten! Es war wirklich, um den Humor zu verlieren.

Aber er wollte wenigstens seine Genugtuung haben. Unwillkürlich richtete er seinen Blick nach links, auf die Tür zum Nebenzimmer. Wenn Henriette wirklich dahinterstand, so lernte sie die zukünftige Verwandtschaft gründlich kennen, und das gab die Möglichkeit, daß durch ihren Einfluß die Älteste sich noch rechtzeitig besann und vorläufig auf das „von" verzichtete. Der Major, der sich

von seinem Erstaunen wieder erholt hatte, aber mit leisem Grauen an die künftige Verwandtschaft mit diesem Manne dachte, drang aufs neue in ihn, jedoch vergeblich.

„Aber so nehmen Sie doch Vernunft an. Sie könnten es zu bereuen haben . . . mein Sohn wird die Schmach nicht überleben, denn er weiß, was er seinem Namen schuldig ist."

„Und anderen auch," fügte Köppke in Gedanken hinzu, ließ sich aber nicht erweichen. „Muß bedauern, Herr Baron. Später, heute nicht."

Heckenstett sah ein, daß seine Mission nunmehr zu Ende sei. Mit keinem Worte mehr kam er auf die peinliche Angelegenheit zurück. Er erhob sich, warf sich den Mantel um die Schultern, beachtete dieses Mal die Hand gar nicht, die ihm Köppke mit den Worten: „Aber darum keine Feindschaft nicht, Herr Baron," entgegenstreckte, verneigte sich steif und förmlich und ging stolz und würdevoll, wie er gekommen, die Treppe hinunter. In dieser Verfassung, mit einem unterdrückten Fluche auf den Lippen, beißendes Feuer in den Wangen, hätte er sich am liebsten einer Kompagnie feindlicher Soldaten entgegengeworfen, um unter den Bajonetten diesen Tag für ewig vergessen zu machen. Er, Ernst Rochow Freiherr von Heckenstett, weiland Bataillonschef im siegreichsten Heere der Welt, Träger des Eisernen Kreuzes, hatte sich entwürdigen müssen, ohne sich dagegen wehren zu können.

Unten im Vorzimmer, das durch eine Glastür vom Seitenflur getrennt war, angelangt, erblickte er in einer geöffneten Tür Marie. Sie hatte auf sein Herunterkommen gewartet und zeigte nun ein verwundertes Gesicht, als sie ihn ohne Begleitung dahinstürmen sah. Mechanisch machte er Honneur und schritt wortlos dem Ausgange zu.

Kaum sah Köppke die eine Tür sich schließen, als die andere, links, geöffnet wurde und seine Frau eintrat.

„Du Bauer du! Ist das der Dank, den du mir schuldest, mein Leben an das eines Affen gefesselt zu haben? Wirst du denn niemals Lebensart annehmen! Was wärst du denn, wenn deine Sandberge, auf denen kein Halm gestanden hat, nicht so nahe bei Berlin gelegen hätten? Gleich läufst du ihm nach und machst die Sache wieder gut. Gib ihm einen Scheck über die Lappalie. Nein, ist das ein Mensch! ... Sie wird sich töten, wenn sie davon erfährt."

So voller Wut hatte er sie noch nie gesehen. Jeder Blutstropfen war aus ihrem, sonst von Robustheit strotzenden Gesicht gewichen. In dieser Verfassung flößte sie ihm Angst ein, so daß er einige Schritte zurückwich. Also das war die Wirkung ... Und er hatte eine ganz andere erwartet! Diese adligen Habenichtse mußten ihren Verstand verwirrt haben.

„Ja, aber sage mal —"

„Kein Wort mehr, oder du fliegst zum Fenster hinaus." Wie eine gereizte Löwin durchfegte sie das Zimmer, so daß die Dielen zitterten. Und währenddessen sprach sie in gesteigerter Erregung: „Ist mir so etwas vorgekommen! Behandelt diesen alten Herrn wie seinesgleichen! Versteht gar nicht, wie hoch diese Leute über ihm stehen. Als wenn Geld zu haben eine besondere Auszeichnung wäre! Natürlich, wenn man nicht einmal richtig schreiben kann!"

„Du, es ist genug," wagte er jetzt halblaut einzuwerfen. Sie hatte seinen wundesten Punkt getroffen.

„Nun, was denn — du!" schrie sie überlaut. „Was

ist denn? Ich habe recht. Du wirst nie lernen zu begreifen, daß deine Kinder Bildung genossen haben."

Plötzlich packte sie ihn am Arm, zog ihn mitten ins Zimmer und deutete nach der Wand. „Da — sperre deine Mädels in den Geldschrank und laß sie zeitlebens verkümmern. Stelle dich womöglich davor und warte, bis es geschehen ist. Und dann erzähle aller Welt deine Heldentat," rief sie ihm fast ins Ohr hinein. „Du aber gehe jeden Sonnabend nach wie vor deinen Schlichen in Berlin nach. Da kann es etwas kosten, wie? Aber warte, man wird den „wilden Mann" an den Ohren nach Schöneberg ziehen."

„Aber schreie doch nicht so." In diesem Augenblick sah er den alten Heckenstett um das Blumenbeet schreiten, der Gittertür zu. Er besann sich nicht lange, beugte sich zum Fenster hinaus und rief hinunter: „Herr Major . . . Herr Major, einen Augenblick, wenn ich bitten darf."

Heckenstett schritt weiter, ohne sich umzudrehen.

„Aber so hören Sie doch, Herr Major. Ich habe mich besonnen, ich begleite Sie." Mit dem Gedanken an seinen Sohn beschäftigt, bannte Heckenstett seine Schritte und blieb stehen. Um keinen Preis der Welt wäre er jetzt umgekehrt. Wenn man etwas von ihm wünschte, konnte man diesmal zu ihm kommen. Nach zwei Minuten war Köppke an seiner Seite, um ihm zu sagen, daß er mit ihm zur Bank wolle.

„So kaufen wir uns eine Droschke," sagte der Major, um sehr viel milder gestimmt. Er hatte seine Gründe dafür, denn es hätte ihm einer seiner vielen Kunden begegnen können.

„Ich denke, wir gehen erst eine Strecke," erwiderte Köppke,

der zu diesem Wunsche ebenfalls von einer bestimmten Absicht geleitet wurde. Der Dummstolz war plötzlich über ihn gekommen. Es machte sich ganz nett, an der Seite von Uniform und Orden mitten durch Schöneberg hinunter nach Berlin zu schlendern. Es fand sich dabei Gelegenheit, viel gesehen und begrüßt zu werden.

---

## VII.

Einige Stunden später kehrte der Major nach Hause zurück. Beim Bankier hatte sich die Regelung der Angelegenheit etwas verzögert, da zu dieser ungewöhnlichen Zeit weder der Chef noch der Kassierer anwesend war. Und so hatte sich Berlin mittlerweile in die Dämmerung des Abends gehüllt, die sich an diesem regenschweren, grau in grau gemalten Tage sehr früh bemerkbar machte. Es war die Zeit, wo die Gaslaternen noch nicht brennen und die Menschen sich minutenlang schweigenden Schatten gleich durch die Straßen bewegen, bis plötzlich tausend Lichter mit einmal aufflammen und sich wie ein feuriges Riesenspinngewebe über die Stadt verbreiten.

Aus diesem Grunde wäre der Major vor der Tür beinahe mit einer jungen Dame zusammengeprallt, die langsam auf und ab promenierte und gerade aus diesem Hause jemanden zu erwarten schien. Hinter dem Halbschleier blitzten ihm große, strahlende Augen entgegen, die ihn bis zur ersten Stufe der Treppe verfolgten. Wäre seine Eile nicht eine so große gewesen, so hätte ihm mindestens das Lächeln, mit dem sie ihn, wie einen alten Bekannten, begrüßte, auffallen müssen. In dieser wichtigen Minute jedoch befanden sich seine Gedanken nur in der Brusttasche

seines Waffenrockes, gegen welche er während der ganzen Zeit der Droschkenfahrt unablässig die rechte Hand gehalten hatte, um sich von der Anwesenheit der Kassenscheine zu überzeugen. Und noch im Entree tastete er, um das Knittern des Papiers zu vernehmen. Im Familiensalon erschallte eine fremde Stimme, es mußte also Besuch gekommen sein. Er ging nach hinten und ließ durch das Mädchen seine Frau nach seinem Zimmer bitten.

„Da bist du ja, mein Lieber." Zaghaft, blaß vor Aufregung und Angst, trat sie näher und versuchte aus seinen Zügen, die sie selten so feierlich ernst gesehen hatte, den Erfolg seiner Bemühungen zu erraten. Sie bebte vor dem Augenblick, wo er ihr sagen könnte, daß sein Gang vergeblich gewesen sei.

„Wer ist vorn?"

„Herr von Rigard. Er wollte Hugo —". Sie besann sich und vollendete den Satz nicht. Denn jetzt einzugestehen, daß er gekommen sei, um seinen Freund mit ins Theater zu schleppen, hielt sie nicht für angebracht.

„Vielleicht entschuldigt er sich auf einige Augenblicke. Bitte, hole ihn." Sie war so von Furcht erfüllt, daß sie keine Frage an ihn zu richten wagte, aber sofort verschwand. Nach kaum einer Minute kehrte sie mit Hugo zurück.

„Hier zähle das nach, und dann gib mir eine Quittung. Du wirst wissen, was du heute noch zu tun hast. Eine Kugel für dich, wenn du die Sache nicht ordnest."

Mit aufgeknöpftem Waffenrock stand er da und deutete auf die Reihe Banknoten, die er, fünfunddreißig an der Zahl, sorgfältig nebeneinander gelegt hatte. Und um seiner Sache ganz sicher zu sein, begann er noch einmal langsam, aber laut und vernehmlich, zu zählen. Während

dieser ganzen Zeit hörte man außer seiner Stimme nur die raschen Atemzüge der Baronin, welche die ganze Entlastung ihres Seelenleids enthielten. Als er das Wort „fünfunddreißig" gesprochen hatte, trat er vom Tische zurück, mit der Gebärde eines Menschen, der sich soeben von etwas befreit hat, was ihn schwer bedrückte, und das er nicht zum zweitenmal berühren möchte. Schweigend drehte er sich um, trat auf die Toilette zu und wusch sich die Hände. Die Majorin allein glaubte ihn zu verstehen; sie zuckte zusammen und preßte die Lippen aufeinander. Aber die Freude, ihren Sohn gerettet zu wissen, überwog schließlich die Bitternis, die sich möglicherweise an dieses Kapital knüpfen konnte. Sanft drängte sie Hugo, der vor Überraschung stumm geblieben war, dem Tische zu.

Endlich geriet er in Bewegung. Er rückte an seinem Pincenez und beugte sich weit über die Scheine. „Teufel, das sieht schneidig aus. Tausend Dank, lieber Papa... Bist du gut fertig geworden mit ihm?" Die Majorin stieß ihn an, um jede weitere Erörterung über diese Angelegenheit für heute unmöglich zu machen. Aber der Alte hatte nur auf eine Gelegenheit gewartet, um seinem Grolle die Zügel schießen zu lassen.

„Ja, sehr gut, sehr gut! Ich gratuliere dir zu diesem Schwiegervater. An diesen Scheinen klebt die Erniedrigung der Heckenstetts."

„Ich glaube, du siehst zu schwarz, Papa. Ich setze voraus, daß du sofort gesehen hast, mit was für einem Knoten man es zu tun hat ... Es stimmt. Fünfunddreißigtausend Mark. Hoffentlich ist kein falscher dabei."

Er häufte die Scheine mit vergnügter Miene zusammen und überlieferte sie seinem Notizbuch, blitzschnell dabei er-

wägend, daß, wenn er nur dreißigtausend Mark zurückgäbe, man sich auch damit vorläufig zufrieden geben würde. Oder vielleicht noch weniger? In diesem Falle konnte er seiner Mutter mit Dank das zurückerstatten, was sie bisher für ihn geopfert hatte. Das war ja alles so schnell gegangen, das man von nun an mit dem größten Vertrauen der Zukunft entgegengehen konnte. Er sah nach der Uhr. Wenn er sich etwas beeilte, so käme er noch gerade zur richtigen Zeit, um mit dem Notar die Sache schnell zu erledigen. Er äußerte das und setzte sich dann an den Schreibtisch, um mit einigen flüchtigen Zeilen zu quittieren.

Der Major hatte ein rauhes Lachen ausgestoßen. Dann sagte er, während er, ihm zugewandt, sich die Hände abtrocknete: „Und mit einer solchen Meinung willst du in verwandtschaftliche Beziehungen zu ihm treten? Du warst Offizier, hast bisher nur in den besten Kreisen verkehrt.“ Sie waren jetzt beide allein, denn die Baronin hatte es nicht für schicklich gehalten, Rigard noch länger allein zu lassen.

„Du mein Gott, Papa! Ich heirate doch nicht den Alten, sondern die Tochter. Und Marie kann doch nun einmal nichts dafür, daß sie einen solchen Vater besitzt. Wir werden uns ihn schon vom Leibe halten ... So, bitte, Herr Major. Sie haben befohlen und ich zu gehorchen. Du erlaubst doch, daß ich von deinen Zigarren ... ich bin total abgebrannt in dieser Beziehung. Ich werde mich bei der ersten Gelegenheit revanchieren. Apropos — hast du gelesen? Unser Zettwitz hat den Roten Adler dritter erhalten, und von der Lanken ist der Abschied mit dem Roten vierter bewilligt worden. Nun wird er wohl nächstens hier antanzen, denn seine Sehnsucht ging immer

nach Berlin. Rellheim hat ein Regiment in Posen bekommen."

Er sagte das alles sehr gleichgültig, aber nicht ohne eine gewisse Absicht, denn er wußte, daß ein Gespräch über derartige Dinge stets eine wohltuende Wirkung auf den Alten ausübte. Und nachdem er ein brummendes „Sooo" zur Antwort bekommen hatte, fuhr er, die Zigarre in Brand setzend, fort: „Hat Köppke ... sonst noch etwas ... gesagt?"

„Ja. Er wird dir die Fünfunddreißigtausend von der halben Million abziehen." Er war mittlerweile in seinen Schlafrock geschlüpft und hatte sich ebenfalls eine Zigarre angezündet. Nach dieser Umwandlung kam der friedliebende Weinreisende wieder zur Geltung.

„Eine halbe nur? Das ist wenig genug. Aber es wird mehr werden, verlaß dich darauf. Dort hat die Frau die Hosen an. Ich bin persona grata bei ihr. Nun adieu ... Soll ich dich empfehlen bei Rigard? Denn du wirst doch wohl nicht —"

Der Major hatte noch zu arbeiten, und so nickte er.

Nach fünf Minuten schritt Hugo in Gesellschaft Rigards die Treppe hinunter, nachdem er der Mutter das Versprechen abgenommen, dem Vater von dem Vergnügen des Abends nichts zu sagen, und ihr das seinige gegeben hatte, vor allen Dingen das Geschäft zu erledigen. Bereits mehrmals war es ihm aufgefallen, daß Rigard sehr unruhig getan, einigemal durch das Fenster auf die Straße geblickt und zum Gehen gedrängt hatte. Nun blieb er mitten auf der Treppe stehen und ersuchte ihn, keinen Schreck zu bekommen, falls er da unten auf eine Überraschung stieße. Aber er könne nicht dafür, denn Dora habe ihn seit Wochen

bereits gequält, sie mit ihm zusammenzuführen, geschähe es auch nur auf ein Stündchen beim Glase Bier.

„Was, die Kleine aus Wilmersdorf?" Seit jenem Abend war Hugo ihrer nicht mehr ansichtig geworden, trotzdem er sich mehr als einmal vorgenommen hatte, die flüchtige Bekanntschaft fortzusetzen. Und auch mit Rigard war er, seitdem er sich durch ihn bei jenem verabredeten Rendezvous hatte vertreten lassen, wenig zusammengekommen. Nur einmal hatte er ihn flüchtig gesprochen und dabei in Erfahrung gebracht, daß der Freund ihm für das geschenkte Vertrauen gar nicht undankbar sei, und daß Hartwig eine Art platonisches Verhältnis angebandelt habe, das allerdings seiner schwärmerischen Natur ganz entsprach. Hugo war mit seinem Heiratsplan so überaus stark beschäftigt, daß das reizende Gesichtchen Doras beinahe seinem Gedächtnis entschwunden war. Was ihn aber hauptsächlich abhielt, auf einen Liebesscherz einzugehen, war die moralische Anwandlung, die er plötzlich bekommen hatte. Als zukünftiger Ehemann fühlte er sich verpflichtet, die Würde aller jener jungen Lebemänner zu zeigen, die sich nach Ruhe sehnen und den Tag herbeiwünschen, wo sie sich der Welt nur von der besten Seite zeigen können. Außerdem begann ihn die Liebe Mariens zu rühren. Vor allem aber fürchtete er, daß sich aus einer leichtsinnigen Anknüpfung zarter Bande unangenehme Dinge entwickeln könnten, die geschaffen wären, seine Hoffnungen zu zerstören.

Noch ehe sie unten anlangten, sah sich Rigard veranlaßt, ihm weitere Mitteilungen zu machen. Es klang wie Eifersucht, oder doch wie die vorherige Ankündigung zu erwartender unerwünschter Auftritte, als er sagte: „Ich

bitte dich aber, vorsichtig zu sein. Sie ist ein anständiges Mädchen, das sogar eine gute Schule besucht hat. Ich hatte bereits Gelegenheit, ihre Mutter kennen zu lernen. Signatur: etwas Beschränktheit, viel Leichtlebigkeit, aber durchaus gutbürgerlicher Gesinnung."

Heckenstett lachte auf, denn dieses Geständnis erweckte in seiner Phantasie eine weite Aussicht. „Also so weit seid ihr bereits gekommen. Scheinheiliger Verräter!... Lieber Junge, du wirst noch einmal gründlich hängen bleiben. Ich habe es dir immer gesagt. Bei deiner menschenfreundlichen Anschauung von der Welt —".

„Ruhig, da ist sie." In ihrer dunklen Kleidung erschien sie Heckenstett etwas fremd. Um Rigard nicht zu kränken, behandelte er sie ausgesucht höflich, entschuldigte sich wegen seines Unsichtbargewesenseins mit Unpäßlichkeit und dringenden Geschäften und hielt sich sehr reserviert. Es lag ihm vor allem daran, zum Notar seines Gläubigers zu gelangen. Später konnte sich die Situation immer noch ändern. Er war aber überrascht, als sie ihm die Hand entgegenstreckte und sofort sehr lebhaft wurde. „Also sieht man Sie doch einmal wieder, Herr Baron! Ich glaubte schon, daß Sie nicht mehr Zeit hätten, an eine so unbedeutende Person, wie ich bin, zu denken." Ihre Freude war unverkennbar, trotz des bitteren Beigeschmackes in den letzten Worten. Sie strahlte förmlich in der Wonne dieses Wiedersehens, auf das sie so lange hatte warten müssen.

Rigard schien gar nicht mehr für sie zu existieren, so daß Heckenstett in Verlegenheit geriet und schließlich den Freund in Verdacht hatte, daß das eine abgemachte Sache sei, um ihn zu überrumpeln. Er brauchte nur in ihre

leuchtenden Augen zu sehen, an den Druck ihrer Hand zu denken, um sich sofort zu sagen, daß sie den ersten glühenden Kuß noch nicht vergessen, daß sie seinen Schmeicheleien und sinnbetörenden Redensarten eine größere Bedeutung, als er es vorausgesetzt, beigelegt habe, und daß ihr Verkehr mit Rigard nur dazu gedient haben könne, um nach ihm, Hugo, im geheimen um so mehr zu schmachten. Er hatte bereits einmal ganz dasselbe erlebt, und der gute Rigard, der nicht immer aus seiner Schüchternheit herauskam, weil er nicht bei jeder Gelegenheit Kognak trinken konnte, war ganz dazu geschaffen, gerade dort blind zu sein, wo andere sehr klar sahen.

Heckenstett vermutete in der Tat richtig. So oft Dora Tietz, die seit dem Tode ihres Vaters zu Hause Tapisseriearbeiten machte und eine kleine Meisterin in der Perl- und Goldstickerei war, mit Hartwig zusammengekommen war, hatte sie sich nach Hugo erkundigt. „Nun, was macht Ihr Freund?" war die erste Frage, die sie mit dem reizenden Lächeln eines hübschen Berliner Vorstadtmädchens stellte, das gewitzt genug ist, um die tieferen Gründe unter der äußerlichen Gleichgültigkeit zu verbergen. Endlich hatte er sie zu überreden vermocht, mit ihm ein Theater zu besuchen. Sie wollte erst nicht, gab aber dann die Einwilligung dazu unter der Bedingung, daß Heckenstett mitginge. Sie habe mit ihm noch „ein Hühnchen zu rupfen" und wolle ihm persönlich ihren Dank sagen, daß er sie damals so schön „versetzt" habe. Du lieber Himmel, sie mache sich ja gar nichts aus ihm, aber wenn ein Dritter dabei sei, unterhalte man sich viel besser. „Gewiß, Herr von Rigard, ich kann Sie sehr gut leiden, aber Sie sind immer so ernst. Und ich sehe gern heitere Gesichter."

Sie hatte ihn immer gern, wenn er von seinem Freunde sprach!

Schließlich hatte er nachgegeben und sogar die Verwegenheit besessen, die vier Treppen im Südosten von Berlin zu erklimmen, um der vor Glück strahlenden Frau Tietz das Versprechen zu geben, Dora wieder munter und gesund zu Hause abzuliefern. Wenn er an die vielen Visitenkarten dachte, die dort oben an allen Türen des nicht ganz reinlichen Flures klebten! Soviel er sich entsinnen konnte, hatte er zweimal das Wort „Musiklehrerin“ und je einmal „Artistin“ und „Komiker“ gelesen. In dieser künstlerischen Umgebung mußte Dora mit der Zeit der Sinn für ihn aufgehen!

Nach etwa zwei Stunden saßen sie alle drei in einer Loge des Reichshallentheaters, für welches man sich auf Doras Wunsch entschieden hatte. Heckenstett war erst nach den beiden eingetroffen. Nachdem er unterwegs einem Blumenladen einen Besuch abgestattet, um einige „Wagenräder“, wie er zu Rigard geäußert hatte, für den andern Morgen zur Sendung nach Schöneberg zu bestellen, da das jüngste Fräulein Köppke Geburtstag feierte, kaufte er noch Handschuhe und weiße Binde für die wichtige Visite am andern Tage und langte dann gerade vor Schluß des Bureaus bei dem Notar an. Was er vorausgesetzt hatte, traf ein: man war überhaupt froh, Geld zu sehen, was man gar nicht erwartet zu haben schien, und so wurde es nicht schwer, mit Fünfundzwanzigtausend loszukommen, nachdem der Notar keinen Zweifel mehr hegte, daß in nicht zu langer Zeit der Rest folgen werde. So schied man sehr befriedigt voneinander; der Notar mit einer tiefen Verbeugung, und Heckenstett mit der selbstbewußten, stolzen Höflichkeit eines Mannes, der nur in die

Brusttasche zu fassen braucht, um weitere Zehntausend auf den Tisch zu legen, falls man es wünscht.

Gleich nach seinem Eintritt in die Loge fing Rigard an, etwas verstimmt zu werden, denn es gehörte nicht viel Scharfsinn dazu, um zu bemerken, daß Dora ihr Interesse sofort Heckenstett zuwandte und ihr verlockendstes Lächeln zeigte, das er jemals an ihr bewundert hatte. Sein größter Ärger war, daß Hugo das ganz selbstverständlich fand, seine liebenswürdigste Seite zeigte und so tat, als wäre sie seine Begleiterin und nicht die eines andern.

Heckenstett fühlte sich allerdings plötzlich wieder zu ihr hingezogen, und dafür konnte er nicht, denn ihr Anblick war ein wahrhaft bezaubernder. Er hatte nicht vorausgesetzt, sie noch schöner und reizender zu finden, als bei der ersten Begegnung, wo das duftige Kleid die erste Herausforderung zu seiner Annäherung war und die Umgebung seine Dreistigkeit entschuldigen mußte. Nun, in dem kokett sitzenden Barett, unter dem das schwere Haar wie ein goldblonder Strom hervorquoll, in dem geschmackvollen, marineblauen Kleide, das ihr wie angegossen saß, und in dem sie sich mit natürlicher Anmut bewegte, erschien sie ihm weit anziehender, gereifter, weiblicher.

Das Kleinbürgerliche, das ihr im Garten und im Tanzsaale angehaftet, hatte einer andern Art des Benehmens Platz gemacht; das Mädchen aus dem Volke fühlte sich jetzt als große Dame, der man es nicht ansehen durfte, daß sie während des ganzen Tages über den Stickrahmen gebeugt saß und mit der Nadel die mühselige Arbeit des Perlenaufziehens verrichtete. Bis auf die feinen Glacés und silbernen Schlangenarmbänder zeigte sich alles an ihr einfach und elegant; selbst der Fächer fehlte nicht. Und

doch machte sich nichts Zweideutiges in ihrem Wesen bemerkbar, schien sie sich nur völlig der offenen Freude hinzugeben, einmal das Vergnügen eines derartigen Abends in vollen Zügen zu genießen. Nur Frische, Lebenslust und unschuldige Sehnsucht nach erlaubten Genüssen sprachen aus ihren Zügen, aus jedem strahlenden Blick, den sie umhersandte.

„Ah, Fräulein Lange", sagte sie plötzlich, als der Vorhang wieder in die Höhe ging und eine nicht mehr jugendlich aussehende, aber ebenmäßig gebaute Chansonette in geschmackvollem Trikot die Bühne betrat und mit einer Klatschsalve begrüßt wurde. Heckenstett hatte den Zettel zur Hand genommen, um den Namen zu suchen. „Hier steht Delangée", sagte er leichthin.

„Ja, so nennt sie sich. Eigentlich heißt sie aber Lange. Sie wohnt mit uns auf einem Flur. Ihr Mann ist Komiker und spielt wo anders. Denken Sie nur, diese Person hat behauptet, ich hätte Stimme und könnte es zu etwas bringen, wenn ich mich ausbilden ließe. Mama hat sie aber auf den Schwung gebracht. Sie hat ihr einfach gesagt, daß ich zu gut dazu sei. Ich und singen!" fügte sie leise lachend hinzu, nachdem sie ihre Mitteilung sehr lebhaft hervorgebracht hatte.

Heckenstett, der hinter beiden saß, stieß Rigard leise an, dieser aber wandte sich erstaunt seiner Nachbarin zu. „Haben Sie wirklich Talent dazu?" fragte er, in seinem Innern entzückt von dem Gedanken, daß er derjenige sein könnte, der ihr zunächst unentgeltlich Unterricht geben dürfte. In einer halben Minute machte seine Phantasie einen kolossalen Sprung, schwebte ihm ein Gefühl von ewiger Liebe und Dankbarkeit von seiten Doras vor.

„O gewiß, sehr viel. Ich bin sogar musikalisch und drehe den Leierkasten“, gab sie zurück und kehrte sich lachend Heckenstett zu, dessen heißen Atem sie während der ganzen Zeit auf ihrem Halse fühlte. Dann bat sie sich von Rigard das Theaterglas aus und begann die Flurnachbarin eifrig zu fixieren.

Der Vortrag war zu Ende. Von unten herauf erscholl betäubendes Klatschen. Man sah nur ein Meer von Köpfen und in Bewegung geratene Hände. Diesem Begeisterungsschlachtfeld entstiegen große Wolken Zigarrendampfes und schufen eine dicke Luft, durch welche alles wie in einem blauen Nebel glitzerte und flimmerte: die Strahlen des elektrischen Lichtes, die jeden Winkel taghell erleuchteten, der vergoldete Stuck der Säulen, das riesige in der Luft schwebende Fangnetz, und die ganze buntbewegte Menge, die sich reckte und dehnte, die Hälse streckte und so lange tobte und brüllte, bis die trikotfarbenen Beine sich wieder zeigten und Augen und Ohren neue Nahrung bekamen.

Mitten im Gesang ertönte in der Nebenloge, die der Bühne näher lag, ein Poltern, und zwei ältere Herren im Paletot, mit stark geröteten Gesichtern, stiegen die Stufen hinab und nahmen, Schirm und Hut in der Hand haltend, auf den beiden Sitzen an der Brüstung, die leer geblieben waren, Platz.

Alle drei hatten zuerst nur ihre Rücken sehen können, da sie ebenfalls ziemlich vorn saßen und die linke Seite der andern Loge besetzt war. Nach etwa fünf Minuten erschallte nebenan ein so kräftiges Klatschen, daß alles aufblickte und sich der Stelle zuwandte, wo die beiden saßen. Gleich darauf sagte jemand ganz laut: „Die is jut, was?“

Heckenstett erkannte sofort Köppke an der Stimme, wurde sehr unruhig und beugte sich so weit über die linke Schulter Doras, daß beider Wangen sich berührten. Als Dora sich dann mit der Frage an ihn wandte: „Ist das nicht der dicke Herr aus Wilmersdorf?" wurde auch Rigard auf ihn aufmerksam.

Köppke kehrte ihm gerade das Gesicht zu. Die halbverrauchte Zigarre ohne Feuer im Munde, das goldene Pincenez auf der Nase, sah er gerade so unternehmungslustig aus wie damals, als er durchaus mit ihnen nach Berlin fahren wollte. Er hatte auch alle Ursache dazu, denn heute war Sonnabend, sein sogenannter „Tag", den er sich selbst regelmäßig in der Woche schenkte, wie er zu sagen pflegte, und „um Berlin unsicher zu machen", wie Hennicke, sein steter Begleiter, hinzufügte. Er befand sich an seiner Seite: ein Mann mit einem Stiernacken, auf dem der große, kahlgeschorene Kopf zwischen den Schultern eingekeilt saß, so daß vom Halse nur ein schmaler Streifen, der hinten wie ein rotes Band leuchtete, zu sehen war. Wie ein Stück Wand zeigte sich sein Rücken den hinter ihm Sitzenden; die Hälfte seines Körpers ragte weit in den Durchgang hinaus. Er machte den Eindruck eines Riesen auf einem Kinderstuhle.

„Heda, pst!" rief Köppke laut dem im Hintergrunde stehenden Kellner zu, als der Vorhang sich wieder gesenkt hatte, und spreizte zwei Finger der erhobenen rechten Hand, um anzudeuten, wieviel Bier er wünsche. Er schien hier ebenso bekannt zu sein wie in Wilmersdorf, denn als die Tulpen gebracht wurden, zeigte der Kellner sich sehr höflich und entgegenkommend und wartete, um die Gläser, die in einem Zuge geleert wurden, sofort wieder mitnehmen zu können.

Heckenstett teilte Rigard mit, daß er sich leider verabschieden müsse. Rigard konnte das anfänglich nicht begreifen, bis Heckenstett die Ausrede gebrauchte, er fürchte eine zu laute Begrüßung, denn daß die beiden genug hätten, sehe man doch auf den ersten Blick. In Wahrheit schämte er sich, gerade jetzt Köppken sichtbar zu werden. Übrigens mußte er sich gestehen, daß er mit diesem Schwiegervater niemals gesellschaftliche Ehre einlegen werde. Rigard, der seine Nähe zu fürchten begann, freute sich bereits, mit Dora auf einige Zeit allein bleiben zu können, und machte den Vorschlag, sich später irgendwo zu treffen, als die Kleine, die das letztere gehört hatte, zum Mitgehen drängte. Sie fand es plötzlich langweilig und erklärte, für die nun folgende Akrobatengesellschaft kein besonderes Interesse zu haben.

Rigard zeigte ein ärgerliches Gesicht, gab aber schließlich nach. Heckenstett hatte sich glücklich dem Ausgange genähert, als Rigard und Dora erst das Anlegen ihrer Garderobe beendeten. Sie wollten gerade gehen, als Köppke sie erkannte. „Herr Baron! Guten Abend, wie geht's? Schon gehen? Bleiben Sie doch noch", schrie er bei den Klängen der Musik mit überlauter Stimme. Er hatte sich erhoben und winkte ihnen vertraulich mit der Hand zu. Es war dieselbe Genugtuung, die er empfunden hatte, als er am Nachmittage an der Seite des Majors durch die Straßen gegangen war. Mit einer gewissen Befriedigung blickte er um sich, um die Wirkung dieser Bekanntschaft zu sehen.

Rigard war froh, als er sich in der frischen Luft befand. Nach einigen Bitten ließ sich Dora bewegen, mit in ein Restaurant der Leipziger Straße zu gehen. Man

verbrachte noch zwei Stunden sehr gemütlich zusammen, bis Rigard sich für verpflichtet hielt, sein Versprechen, das er Frau Tietz gegeben hatte, einzulösen. Der Zufall wollte, daß Heckenstett und Dora auf einige Minuten allein waren.

„Ich gratuliere auch noch zu Ihrer bevorstehenden Verlobung", sagte sie. Heckenstett war sehr betroffen. So hatte also Rigard geplaudert! Man konnte sich wirklich auf keinen Freund mehr verlassen. Als sie sein verlegenes Lächeln bemerkte, fuhr sie schnell fort: „Ich habe keine Ahnung, mit wem und will's auch gar nicht wissen. Aber es war schändlich von Ihnen, mir damals so viele schöne Dinge zu sagen, trotzdem Sie bereits eine Braut hatten."

„Aber Fräulein —" Als er sie ansah, bemerkte er, daß ihre Augen feucht waren. „Sie sollten gar nicht heiraten", sagte sie dann wieder leise mit zitternder Stimme. „Sie passen nicht zum Ehemann, deswegen werden Sie niemals glücklich werden". Unter Tränen lächelnd blickte sie zu ihm auf. Diese Worte hatten ihn so überrascht gemacht, daß er nichts zu erwidern vermochte. Zum Glück blieben sie nicht mehr allein. Beim letzten Händedruck trafen sich ihre Blicke. Der seinige war ebenso verlangend und brennend heiß, wie an jenem Abend, wo er sie stürmisch an sich gepreßt hatte, um ihr betörende Worte zuzuflüstern.

## VIII.

Bis zwei Uhr morgens saß man beim Champagner zusammen, um die Verlobung im engsten Kreise zu feiern. Außer der Familie und Hugo waren nur noch die Baronin und Rigard anwesend. Für die Einladung des letzteren hatte sich Köppke ganz besonders interessiert.

Dieser kleine Kerl! Das war einer von den Menschen, die man sich gefallen lassen konnte, denn der machte nicht viel davon, wenn er mit einem hübschen Mädchen auf Seitenwege ging.

Heckenstett war die Anwesenheit des Freundes ebenfalls angenehm, denn wenn Rigard fidel wurde, gab es etwas zum Lachen, und das schützte gegen die Langeweile, die möglicherweise hätte eintreten können. Außerdem spielte er vorzüglich Klavier und besaß einen Tenor, der nicht zu unterschätzen war. Wenn er ins Singen geriet, dann konnte man sicher sein, sämtliche Opern kennen zu lernen. „Die weiße Dame" namentlich pflegte er mit einer Liebe und Ausdauer vorzutragen, als wollte er sich an dem ganzen weiblichen Geschlecht für die Zurücksetzung rächen, die man ihm stets zuteil werden ließ.

Der Major war nicht erschienen, hatte sich vielmehr „wegen über Nacht eingetretenen Unwohlseins" entschuldigen lassen. Eigentlich fehlte ihm nichts, aber er war von dem ersten Besuch noch so verschnupft, daß er zu seinem Sohne die Unpäßlichkeit heuchelte. Seiner Frau gegenüber hielt er jedoch mit seiner Offenheit nicht zurück. Er nannte Köppke einen „unausstehlichen Kerl", der Manieren wie ein Rekrut besitze, der soeben aus der Wasserpolakei angelangt sei. Er möchte ihn um alles in der Welt nicht mit Messer und Gabel hantieren sehen. Das beste an ihm seien noch der Wein und die Zigarren, aber die könne man sich schließlich auch zu Hause leisten. Er werde in den nächsten Tagen den Damen seinen Besuch machen, nachdem Hugo mit seiner Braut erschienen sein werde. Dann wünschte er den Tag herbei, wo die Hochzeit vorüber sei. Wer könne wissen, was da alles zu-

sammenkomme! Vielleicht Krethi und Plethi der Bauernwirtschaft. Er an Hugos Stelle würde für ein Diner im Familienzirkel sein, damit die Geschichte einigermaßen anständig verlaufe.

Die Majorin hatte ihn noch im letzten Augenblick beschworen, mitzugehen, aber er blieb fest. Hugo war ganz außer sich darüber und ahnte sofort die tieferen Gründe, schließlich aber, als der Major an diesem Nachmittage die Tür nicht verschloß und sich wie ein schwerleidender Mensch auf das Sofa legte, blieb ihm weiter nichts übrig, als dem Alten gute Besserung zu wünschen.

Henriette und die Mädchen bedauerten das Ausbleiben des alten Heckenstett sehr und hegten nicht das geringste Mißtrauen, nur Köppke hatte wieder seine eigenen Gedanken, die zu seiner Frau zu äußern er sich auch nicht scheute. Der und krank? Da müsse man denn doch früher aufstehen, um ihm das weiszumachen! Jetzt habe der Major die Fünfunddreißigtausend für seinen Sohn weg, und nun spiele er wahrscheinlich noch den Beleidigten und möchte sich womöglich kniefällig bitten lassen, noch einmal die Wohnung der Plebejer zu zieren. In ihrem Innern dächten derartige Leute doch nicht anders von dem „reichen Bürgerpack". Vorher aber, da habe er sehr schön bitten können! Man solle ihn, Hans Köppke, doch nicht für dumm halten. Die „klugen Menschen" (damit meinte er natürlich seine Frau und die Älteste) würden schon sehen, was sie sich auf den Hals geladen hätten. Er wüsche seine Hände in Unschuld, wenn es eines Tages schief ginge.

Eigentlich verbarg sich unter diesem Poltern weiter nichts als der bitterste Ärger. Er hatte es sich so schön

ausgemalt, wie herablassend er sich diesmal dem Major gegenüber werde benehmen können, denn er setzte voraus, daß der Freiherr sich den ganzen Abend über in gedrückter Stimmung befinden werde. Teufel auch! Es war keine Kleinigkeit für einen Offizier und Mann von vornehmer Geburt, als Bittender zu kommen. Ei, das wäre so schön gewesen: Vater und Sohn einmal gründlich fühlen zu lassen, — wenn auch nur durch die Blume, — was er, Hans Köppke, an ihnen getan habe, und daß sie sich samt ihrem Adelsstolz in seinen Händen befänden. Und Rigard sollte dabeisitzen, alles mit anhören und sich über die Behandlung wundern. Auf die anderen gab er nicht viel, denn in dieser Beziehung hatten sie bereits Augen und Ohren verloren. Und nun hatte man ihm diesen Possen gespielt!

Allerdings war die Majorin gekommen, aber sie zeigte sich während des ganzen Abends so liebenswürdig und trug eine so große Zurückhaltung und Unnahbarkeit zur Schau, daß es unmöglich war, ihr irgendeine Demütigung zuzufügen. Sein einziger Triumph war, daß er noch vor dem Schlafengehen vernahm, wie seine Frau, ohne daß er es hören sollte, zu der Ältesten die Bemerkung machte, die Majorin tue doch gar zu vornehm und nicke so oft mit einer gewissen Herablassung, wenn man sich mit ihr unterhalte. Noch im Bette hatte er still und boshaft vor sich hin gelacht und die Bekehrung der „Weiber" vor der Hochzeit gewünscht.

Als die Verlobung bekannt wurde, steckte ganz Schöneberg die Köpfe zusammen. Das war unter den alten, erbangesessenen Einwohnern wieder ein Ereignis, das wert war, eingehender besprochen zu werden. „Was die Köppkes

doch für ein Glück haben," dachten diejenigen, welche die inneren Verhältnisse nicht kannten und nur nach dem Glanze des Namens urteilten. Und dieser alte Sünder, der eigentlich über den Sandbauer niemals hinausgekommen war, hatte noch bis vor ganz kurzer Zeit so heimlich getan, als wüßte er von nichts! Und wie hatte er stets auf den Adel geschimpft! Man entsann sich noch ganz gut, was für ein „Hallo" er machte, als Blissing seine Tochter verheiratete. Er eins seiner Mädels einem derartigen noblen Herrn geben, der doch nur auf seine Gelder spekulieren würde, und für den er doch nur zeitlebens schlechte Luft blieb? Niemals! Eher bevorzugte er einen Schlächter, der das Fleisch im Hause habe.

Und nun hatte er ganz dasselbe getan. Der Hochmut mußte über Nacht dort eingezogen sein. Jedenfalls wußte man nun, was man fernerhin von seiner Aufrichtigkeit zu halten hatte. Nur einige Mißtrauische, welche die Erfahrung klug gemacht hatte, erklärten, Köppke immer für einen ganz „geriebenen Jungen" gehalten zu haben, der bei allem, was er tue, die Spekulation im Auge habe. Dieser Freiherr werde wohl auch so ein Habenichts sein, der auf die Millionen spekuliere und dafür die Familie mit seinem Namen zu ehren glaube.

Natürlich konnten diejenigen, die das behaupteten, nur Neider sein. Man halte gewiß nicht viel von Köppke, aber das habe er doch wahrlich nicht nötig, seine hübsche Tochter, die ein Pensionat besucht, dem ersten besten adligen Windbeutel zu geben. Auch vornehme Leute mit Vermögen wüßten, daß Geld niemals rieche, und daß von einem „Bauern" nicht mehr die Rede sein könne, wenn an jedem seiner Rockschöße ein Beutel mit zwei Millionen hänge.

Als Köppke aber an dem Vormittage, an dem die Neuigkeit zuerst an die Öffentlichkeit gedrungen war, wie gewöhnlich am Stammtisch zum Frühschoppen erschien, tat er so, als wäre gar nichts Besonderes vorgefallen. Er nahm die Gratulationen mit der Ruhe eines kleinen Fürsten entgegen, der alles bereits kommen sah und für jeden ein herablassendes Kopfnicken und ein gnädiges Lächeln bereit hat. Höchstens, daß er so beiläufig die Bemerkung machte, er habe sich um einen derartigen Schwiegersohn niemals beworben. Seine Tochter hätte noch weit höher hinausgehen können, wenn der Baron nicht gerade der richtige gewesen wäre. Man müsse eben mit der Zeit fortschreiten und dürfe hinter anderen nicht zurückstehen. „Derartige Herren" hätten ihm fast das Haus eingelaufen. Die Mädels seien im letzten Winter auf den Bällen so umlagert worden, daß sie sich vor Auszeichnung gar nicht zu retten gewußt hätten.

„Dieser Halunke, wie dumm er sich jetzt stellt", — dachten die ehemaligen Bauern in der Runde und machten äußerst derbe Anspielungen. Er steckte sie ruhig ein und schwieg sich aus. „Kinder, ihr seid ja doch nur neidisch. Holt euch auch so einen, und dann wollen wir mal sehen," war alles, was er sagte. Erst bei der dritten Lage, die er freiwillig zum besten gab, taute er auf und begann die freiherrliche Familie derer von Heckenstett auf den Gipfel seines Lobes zu heben. „Alter Adel, sehr viel Geld. Alte Rittergutsbesitzerfamilie. Große Jagden und mehrere Schlösser . . . Sogar verwandt mit einem kleinen Fürsten da unten." Man solle ihn doch nicht für so „dösig" halten, seine Tochter einem armen Schlucker zu geben. Da müßte er sich ja selbst ohrfeigen. Sie wüßten doch,

daß er niemals in seinem Leben ein faules Geschäft gemacht habe.

Diesmal blickten die Bauern erstaunt auf und hörten ihm aufmerksam zu, denn einer derartigen Verstellung hielten sie ihn nicht für fähig; um so weniger, als sie ihn nur als einen guten Rechner kennen gelernt hatten. Selbst der alte, schwerhörige Kraatz, auch einer von den Nachkommen der Kossäten, der eine runde Million — „Taler", wie jedermann hinzufügte, — gut angelegt hatte, ein kleiner, vertrockneter Mann mit großer Habichtsnase die niemals rein vom Tabak wurde und wie ein glühender Alpengipfel aus dem gefurchten Gesicht ragte; welcher Winter und Sommer am Ofen des verräucherten Gasthofzimmers stand und von hier aus die Unterhaltung führte, — selbst er hielt es für notwendig, auf seinen wackelnden Beinen näher zu kommen und sich am Tische niederzulassen.

„He, du! Wenn du eenen Fürschen zum Verwandten kriegst, dann kannst du ooch 'was für die Armen geben. Hem, ja," sagte er mit seiner hellen Froschstimme, indem er Schnupftabaksdose und blaues Taschentuch, die selten aus seinen Händen kamen, vor sich hinlegte.

„Gib du doch zuerst 'was," erwiderte Köppke. Die anderen lachten, denn der Geiz des Alten, der obendrein keine Kinder besaß, war sprichwörtlich.

„Er frißt lieber Tobak," warf Hennicke ein, der zu der Gemeindearmenverwaltung gehörte und jede Gelegenheit benützte, dem „schmierigen Filz", wie er Kraatz nannte, einen Denkzettel zu geben. Er war bereits kirschrot im Gesicht und pustete wie eine kleine Dampfmaschine. Kraatz hatte ihn nicht ganz verstanden.

„Wie meinst du?“ fragte er, indem er die linke Hand wie einen Hörtrichter an das Ohr legte.

„Du hältst den Daumen stets auf den Sack,“ schrie Hennicke jetzt laut über den Tisch hinüber.

„Der Köppke ist ein Geizhals? Ach so. Ja, ja. Du hast recht.“ Mit ernster Miene erhob er sich, ergriff Tuch und Dose und schritt wieder dem Ofen zu, verfolgt von dem brüllenden Gelächter der übrigen, die recht gut wußten, daß er die Schwerhörigkeit öfter heuchelte, um die Pfeile auf andere zurückprallen zu lassen. Aber soviel man auch lärmte, er blieb taub, drückte die kalten Kacheln, nahm alle drei Minuten eine Prise und genoß das bereits schal gewordene Bier wie eine teure Medizin.

Im Hause Köppkes herrschte um dieselbe Zeit eine ähnliche Aufregung, die sich allerdings in einer ganz anderen Art äußerte. Theodor hatte sich bereits in aller Frühe auf die Beine machen müssen, um von dem halben Dutzend Zeitungen, in denen man die Verlobung bekannt gemacht hatte, je ein Exemplar nach Hause zu bringen. Und nun saßen Mutter und Töchter, noch halb verschlafen, in ihren gewöhnlichen Morgenanzügen um den Kaffeetisch und studierten mit Wohlbehagen die Inserate. Es war eigentlich immer dasselbe, aber der verschiedenartige Druck, die Stellen, an welchen die Zeilen untergebracht worden waren, gaben Veranlassung zu allerlei Bemerkungen, die eigentlich wenig Interessantes enthielten, aber durch die Familienfreude entschuldigt werden konnten.

„Es ist doch ein Skandal,“ sagte Marie plötzlich und zeigte ein böses Gesicht. Eine große politische Zeitung hatte aus dem K ein H gemacht, so daß viermal hintereinander Höppke statt Köppke zu lesen war. „Das müssen

doch große Esel sein," fuhr sie fort und reichte das Blatt hinüber. „Ich werde sofort eine Berichtigung schreiben, Theodor kann sie besorgen ... Wenn ich mich nicht irre, so halten Blissings das Blatt. Das wäre ja recht nett!"

Sie erhob sich und suchte ihr Zimmer auf, aus dem sie nach wenigen Minuten zurückkehrte, aber nur, um neuem Ärger entgegenzugehen. Diesmal erging sich Frau Köppke in derben Ausdrücken. In einer anderen Zeitung folgte der Verlobungsanzeige unmittelbar eine Todesnachricht, was Henriette für ein böses Zeichen erklärte. Man hätte doch etwas anderes dazwischenschieben können, meinte sie voller Entrüstung. Wenn man schon an diesem Tage keine Verehelichungsanzeigen bekommen hätte, so wäre man doch verpflichtet gewesen, wenigstens eine zu erfinden oder eine Geburtsanzeige anzuhängen. Das sehe ja aus wie ein Grab der Liebe.

Endlich beruhigte man sich darüber und redete sich gegenseitig ein, daß es besser sei, derartigen Zufälligkeiten keine zu große Bedeutung beizulegen.

Henriette kam auf die Majorin zu sprechen. „Nun, wie hat sie dir gefallen?" wandte sie sich an Marie, die sich noch vor der Tagestoilette damit beschäftigte, die Verlobungsanzeigen mit der Schere auszuschneiden, um diese Vorboten ihres Lebensglückes sorgsam in ein Kästchen zu legen. Die Jüngste saß teilnahmslos in der Sofaecke, füllte immer aufs neue ihr Meißener Täßchen mit Kaffee und aß ein Stück Gebäck nach dem andern. Sie gönnte ihrer Schwester jede Freude von Herzen, war aber viel zu phlegmatisch, um sich über irgend etwas, was sie nicht betraf, besonders zu erregen.

„Sehr gut, Mama. Man sieht ihr sofort die Aristokratin

an," erwiderte Marie. „Hast du gesehen, was für feine, weiße Hände sie hat?"

„Nun ja . . . Aber sie schien sich doch nicht recht wohl bei uns zu fühlen. Übrigens, — das Kleid war doch schon sehr alt. Unter den Ärmeln ganz verschossen."

Die Jüngste lachte laut auf. „Schenken wir ihr ein neues, Mama — zu Mariens Hochzeit," fiel sie mit gefüllten Backen, aber lustiger Miene ein.

„Ach, du Kleine, sei ruhig. Behalte derartige Bemerkungen für dich. Sorge du nur dafür, daß deine Nähte nicht aufplatzen . . . Und dich, Mama, begreife ich nicht! Es ist schon genug, wenn Papa derartige Reden führt. Immer auf nichtssagende Äußerlichkeiten zu sehen! Wenn man, wie du, nur in die Tasche zu fassen braucht, ist es doch keine Kunst, alle acht Tage zu Gerson zu fahren . . . Ach, ich hasse euch alle!" Sie erhob sich, verschwand aus dem Zimmer und warf die Türe hinter sich ins Schloß.

„Aber Kind, wer wird denn! . . . Geh', laufe ihr nach und beruhige sie." Henriette hatte sich, trotzdem sie es nicht zu verstehen gegeben, über die Zurückhaltung der Majorin — sie nannte es Hochmut — ebenfalls geärgert. Nun aber tat es ihr leid, Marie gekränkt zu haben. Sie wollte sich erheben, als die Mädchen wieder hereinstürmten, die Älteste an der Spitze, mit freudestrahlendem Gesicht, in der Hand ein Lederetui.

„Ach, Mama, — sieh doch, diesen prachtvollen Schmuck."

Theodor hatte ihn soeben abgegeben. Es war das Verlobungsgeschenk Hugos, das bereits zum vorhergehenden Tage bestimmt gewesen war, aber durch ein Versehen des Juweliers erst heute an seinen Bestimmungsort gelangen

konnte: eine herrliche Halskette, bestehend aus echten Perlen, die von einer mattgoldenen Agraffe in Gestalt zweier schnäbelnder Tauben, besetzt mit Türkisen und wasserhellen Diamanten, zusammengehalten wurde. Bereits gestern hatte er davon gesprochen und große Erwartung erweckt.

„Woher er nur das Geld dazu hat," dachte Henriette. Jedenfalls kostete es verschiedene tausend Mark, das leuchtete ihr ein. Aber das war schließlich nebensächlich, selbst, wenn er es auf Kredit genommen hätte. Die Hauptsache war, daß er sich als ein Mann erwiesen hatte, der den Wert seiner Braut zu schätzen verstand und an dessen Opferwilligkeit sich andere ein Beispiel nehmen konnten. Wenn sie an die Knausrigkeit Köppkes dachte! So etwas verstand er nicht, soweit reichte seine Aufmerksamkeit nicht, um einmal selbst, ungezwungen, seinen Angehörigen eine Freude zu bereiten.

Am Nachmittage, beim Eintreffen der ersten Gratulation, erreichte Mariens Freude den Höhepunkt. Als sie das zierliche, nach Reseda duftende, mit einer Grafenkrone gezierte Kuvert öffnete, zitterten ihre Hände vor ahnungsvoller Erregung. Sie hatte sich in der Handschrift nicht getäuscht: „Gräfin Katharina von Bolzenberg, geb. Blissing," sandte ihre Glückwünsche.

Das war der größte Triumph, den sie seit langer Zeit erlebte. So hatte diese hochmütige Person sich doch noch der einstigen Pensionsfreundin erinnert. Marie kannte Katharina viel zu gut, um diese Gratulation nicht auf Konto des freiherrlichen Bräutigams zu setzen, aber gerade darin lag für sie die Genugtuung, die sie längst herbeigewünscht hatte; denn nun hatte Katharina vor ihr nichts mehr voraus, nun war sie, Marie Köppke, ihr gesellschaft-

lich gleichgestellt. Die Freude darüber war so groß, daß die zahlreichen Schreiben und Besuche, die während der folgenden Tage einliefen und eintrafen, kein große Bedeutung für sie besaßen.

Die nächsten zwei Wochen vergingen mit den Visiten, welche das Brautpaar zu machen hatte. Da es während dieser ganzen Zeit regnete, so hatte Wilhelm jeden Vormittag tüchtig zu tun, um Landauer und Schimmel in Glanz und Wichs zu bringen. Sein Trost blieben die Trinkgelder, mir denen Heckenstett nicht kargte. Im übrigen kam er sich in dem weißen Gummimantel und dito Hutbezug auf dem Bocke sehr erhaben vor, so daß er mehrmals zu Theodor äußerte, selbst die Pferde schienen zu merken, was für eine Bedeutung diese Fahrten hätten, denn sie gingen viel leichter und zeigten mehr Feuer, als vordem. Im Innern hegte er den sehnlichsten Wunsch, in des Barons Dienste zu treten, falls sich das machen lassen würde.

Endlich, nachdem die zum Teil für Heckenstett lästigen Besuche erledigt waren, nahte auch die Nachmittagsstunde, wo die Majorin Frau Köppke mit ihren Töchtern empfangen durfte. Zwei Tage vorher hatte Hugo davon Mitteilung gemacht, damit man Zeit bekäme, den Salon in den möglichst besten Zustand zu versetzen. Man wußte eigentlich nicht recht, wer schlimmere Stunden hatte: der Hausherr, seine Frau, oder Karoline, das Mädchen für alles.

Der Major behauptete, daß eine derartige Revolution in seinem Eheleben noch nicht dagewesen sei. Man tue ja gerade so, als erwarte man irgendeine hochstehende Persönlichkeit. Am meisten ärgerte es ihn, daß die Baronin es sich nicht nehmen ließ, selbst überall Hand mit an-

zulegen und keinen Unterschied zwischen sich und dem Dienstboten zu machen. Mit ihrem schlechtesten Hauskleid angetan, den Kopf in ein großes Tuch gehüllt, fuhr sie mit Waschlappen und Staubwedel in allen Ecken umher, nahm waghalsige Stellungen auf Tischen und Stühlen ein und benutzte dazu jede Gelegenheit, Karoline immer aufs neue auf irgendein Versehen aufmerksam zu machen.

Als der Major sie einmal in solch einer Verfassung hoch oben auf der Stehleiter erblickte, wie sie an dem Kronleuchter rieb und putzte und dabei beinahe das Gleichgewicht verlor, geriet er in einen Zorn, den er seiner Frau gegenüber nur in den allerseltensten Fällen anzuwenden pflegte. Sogar ein Donnerwetter entschlüpfte ihm bei dieser Gelegenheit. Seine Frau sollte sich den ganzen Tag über wie eine Magd hinstellen, um solchen Protzenbauern große Ehren zu erweisen? Das hatte nur noch gefehlt, um die Erinnerung an die Demütigung vor Köppke doppelt schrecklich in ihm erwachen zu lassen. Das Blut stieg ihm heiß in die Wangen, sein Temperament war nicht zu bändigen.

„Ich bitte dich nochmals, steige herunter," sagte er mit vor Aufregung zitternder Stimme. „In meinen Augen ist das eine Erniedrigung für dich, — wenn dir solche Leute die Veranlassung zu einer derartigen Arbeit geben. Hat man so etwas erlebt! Die Baronin von Heckenstett stellt sich hin und reinigt eigenhändig wie ein Laternenanzünder die Lampen, als befände sich dazu keine andere Seele im Hause."

„Aber, mein Lieber, ich tue es gern und gebe dir die Versicherung, daß es mir keine Beschwerden macht. Sei doch nur gut... Es muß doch einigermaßen anständig aussehen."

„Einigermaßen anständig, sagst du? Bei uns sieht es immer anständig aus. Über Reichtümer haben wir nicht zu verfügen, aber wir sind ehrliche, rechtschaffene Leute, und wer sich bei uns nicht wohl fühlt, der mag eben wegbleiben. Das ist so meine Meinung, und sie ist die eines preußischen Offiziers."

Den Schnurrbart mit beiden Händen wirbelnd, sagte er das letztere sehr laut und mit Betonung, denn im Spiegel bemerkte er, wie hinter der Portiere der halbgeöffneten Tür, die ins Nebenzimmer führte, Hugo sichtbar wurde, aber sofort wieder verschwand. Auch die Majorin hatte ihren Sohn erblickt. Am ganzen Körper bebend kam sie herab.

„Aber ich bitte dich, rege dich doch darüber nicht so auf. Laß ihn das vor allen Dingen nicht so fühlen. Wir müssen uns doch entgegenkommend zeigen, — es handelt sich um seine Zukunft, um sein ganzes Glück." Sie flüsterte das nur, während sie die Hände rang und unruhige Blicke nach der Seite warf. Der Alte verstand sie. Er tat ein paar Schritte, schloß die Tür und trat wieder auf sie zu. Und als sein Blick sie umfaßte und auf ihrem bleichen, vom Staub gefärbten Antlitz haften blieb, erfaßte ihn ein Gefühl tiefer Zärtlichkeit; er zog sie sanft an sich und küßte ihre Stirn.

„Du machst dich zum Aschenbrödel deines Sohnes, — bitte, bitte, keine Ausrede. Es ist so. Auch die Mutterliebe hat ihre Grenzen. Ich habe bereits längst bemerkt, daß ihr beide mir viel zu verheimlichen habt. Woher sollte er sonst immer das Taschengeld bekommen haben. Ich möchte nicht zu deinem Bankier gehen . . . Erna, wenn du diese Torheit begangen hättest, ich wüßte nicht —".

Seine Stimmung änderte sich wieder; er ließ sie los

und durchmaß mit großen Schritten das Zimmer. Die Majorin atmete auf. Zum Glück brauchte sie jetzt nicht zu lügen; denn hatte ihr Hugo nicht bereits vor acht Tagen dreitausend Mark zurückerstattet? Ihr erster Gang war nach dem Bankgeschäft gewesen, um das frühere Verhältnis wiederherzustellen. Aber während sie ihrem Manne nun die bestimmte Versicherung gab, daß alles in Ordnung sei, und daß sie sich verpflichte, ihm auf seinen Wunsch die Beweise dafür zu geben, wagte sie nicht, ihn anzusehen. Sie dachte wieder an den Ausdruck des Widerwillens, mit dem er sich an jenem Abend die Hände gewaschen hatte, um symbolisch anzudeuten, wie unrein ihm das eroberte Geld erschienen sei. Und unwillkürlich zuckte sie zusammen bei dem Gedanken, er könnte den wirklichen Zusammenhang der Dinge eines Tages erfahren. Diese Furcht steigerte sich noch, als er plötzlich mit gedämpfter Stimme begann:

„Du wirst doch derselben Ansicht sein wie ich, — daß wir niemals daran denken werden, irgendwelchen Vorteil aus dieser Heirat zu ziehen. Ich bin überzeugt, daß Hugo sich bereits mit dieser Absicht trägt, und es würde ja sehr für ihn sprechen, wenn es der Fall wäre. Aber für uns beide keinen Pfennig davon! Dieser Kerl mit seinem Kürbisgesicht würde mir wie das böse Gewissen vor Augen stehen. Apropos — hast du gesehen, wie er die Zigarren behandelt? Einfach unausstehlich! Manieren wie in einer Bauernschenke. Na, Schwamm drüber ... Und was ich gleich sagen wollte — ja, richtig: Solange uns beiden der liebe Gott das Leben schenkt, haben wir für unsere Existenz nichts zu fürchten. Können uns also jeden Abend ruhig schlafen legen."

Diese mit voller Überzeugung gesprochenen Worte er-

hielten eine Viertelstunde später eine kräftige Illustration, als der Major auf dem Korridor mit einem Boten zusammenprallte, der einen großen, neuen Teppich abzuliefern hatte, welcher den ganzen Fußboden des Salons bedecken sollte. Hugo war zu der Ansicht gekommen, daß der alte ganz besonders die Aufmerksamkeit Frau Köppkes auf sich lenken könnte; und daher hatte er seiner Mutter diese Überraschung bereitet. Heckenstett senior glaubte zuerst, daß man sich hier in einem Irrtum befinde, dann aber, als er den Ablieferungsschein sah, witterte er eine Einschmuggelung von seiten seines Sohnes. Sofort stürmte er nach vorn.

Woher denn dieser Riesenteppich komme? Wer denn diesen Witz gemacht habe? Wahrscheinlich von dem Jungen auf Kredit genommen a Konto der halben Million? He? Man wolle ihn wohl blind machen? Er verbitte sich ein für allemal derartige aufdringliche Geschenke, von denen er nicht wisse, woher sie stammten.

Die Baronin, die den Zusammenhang sofort ahnte, faßte sich und bat ihn, alle Vorwürfe auf sie zu häufen. Sie habe einen Gelegenheitskauf gemacht von ihren Ersparnissen. Man könne den Besuchern doch nicht einen gar zu skandalösen Anblick bieten. Für hundert Mark sei der Teppich wie gefunden. Sie sandte ihrem Sohne, der hinzugekommen war und alles mit anhörte, einen verständnisvollen Blick zu, durch welchen Hugo ermuntert wurde, sich in das Gespräch zu mischen.

„Ja, Papa, das kann ich bezeugen. Mama sprach schon vor sechs Wochen davon, sich einen neuen zuzulegen. Da wollen wir doch gleich einmal sehen, wie er aussieht."

Er fertigte draußen den Überbringer schleunigst ab und

brachte die riesige Rolle mit Anstrengung hereingeschleppt. Der Major brummte noch einige Worte, die die Behauptung enthielten, daß hundert Mark viel Geld sei und daß es mit dem „alten“ auch noch gegangen wäre; dann aber beruhigte er sich und versenkte sich gleich den übrigen in die schöne Färbung des Musters, im stillen Betrachtungen darüber anstellend, wie billig seine Frau einzukaufen pflege. Eigentlich kostete dieser große Velour das Dreifache, zum Glück aber verstand der Major wenig davon, und so konnte Hugo, nachdem er mit seiner Mutter allein war, in ein befriedigendes Lachen ausbrechen.

Der angekündigte Besuch Henriettens und ihrer Töchter verlief denn auch zur Zufriedenheit der Majorin. Zwar blieb es von ihr nicht unbemerkt, daß Frau Köppke mit etwas aufdringlicher Neugierde die Einrichtung des Salons musterte, und daß die Jüngste ein besonderes Interesse für die verblichenen Möbelüberzüge zu haben schien und einmal sogar so unartig war, das alte Spinett an der Wand sehr „lustig“ zu finden, doch entschädigte dafür Marie durch ihre große Herzlichkeit, die schließlich auch den Major entwaffnete, so daß er sie später für ein „scharmantes Mädchen“ erklärte, das seiner Meinung nach in „diese Familie“ gar nicht hineinpasse.

Das machte ihm denn auch die Erwiderung dieser offiziellen Visite leichter, als er es geglaubt hätte. Seine Frau atmete auf, als er sich endlich bereit erklärte, den Weg zu Köppkes anzutreten. Einmal müsse es ja doch geschehen, und je schneller er diese gesellschaftliche Pflicht erledige, je angenehmer könne ihm das nur sein.

Nach drei Tagen saß man zur großen Freude Hugos ganz gemütlich bei seinem zukünftigen Schwiegervater zu-

sammen. Der Major zwang sich Köppken gegenüber zur Freundlichkeit, so gut er es vermochte, und der Wein tat das übrige, um die Gegensätze, wenigstens auf Stunden hinaus, auszugleichen.

Es mochte gegen neun Uhr sein, — man befand sich gerade bei den Rebhühnern, denen der Major eine Ehre zuteil werden ließ, die mit seinem steten Räsonnement gegen die „Bauernfamilie" in größtem Widerspruch stand, — als das Anschlagen der Türklingel noch einen späten Besuch ankündigte. Henriette war sehr erstaunt, Köppke aber ließ sich nicht stören, bearbeitete vielmehr die Keule, die er in der Hand hielt, mit einer Ausdauer, die das Entsetzen des alten Heckenstett gebildet haben würde, wenn er es nicht längst vorgezogen hätte, seinen Blick so wenig als möglich auf sein Gegenüber zu lenken.

„Theodor wird schon melden, wenn etwas los ist", sagte Köppke und warf der Jüngsten schräg über die Tafel einen so verschmitzten Blick zu, daß sie laut zu kichern begann.

„Worüber lachst du?" fragte Henriette, als sie bemerkte, daß die Majorin verständnislos aufblickte.

„Ach, Mama, das Huhn sah eben noch so aus, als wenn es lebte. Es schielte mich an. Zu drollig, nicht wahr?"

Alle amüsierten sich darüber; selbst der Major brachte einige brummende Heiterkeitstöne hervor. Währenddessen war Theodor, der heute als Haushofmeister in Frack und weißer Weste steckte, unhörbar, wie immer, eingetreten und flüsterte seinem Schwager etwas zu.

„Wer ist da? ... Ist nicht möglich!" sagte Köppke mit einer so ernsten Miene, als wüßte er nichts davon, daß Fritz Jahn, sein Neffe, ihm bereits gestern geschrieben

hatte, daß er heute noch eintreffen werde. Anna war die einzige, die er in das Geheimnis eingeweiht hatte. Ohne die Frage seiner Frau zu beachten, fuhr er laut fort: „Was, er will nicht herein? Das wäre ja noch schöner!" Er erhob sich, bat auf einige Augenblicke um Entschuldigung und verschwand mit vorgebundener Serviette. Henriette und Marie vergaßen das Essen und blickten gespannt nach der Tür, mit den Gesichtsausdrücken von Menschen, denen die Ahnung eines kommenden Unheils dämmert.

„Aber so geniere dich nicht, du warst ja doch früher hier wie zu Hause und wurdest wie mein Sohn behandelt", ließ sich gleich darauf Köppkes Stimme im Nebenzimmer vernehmen. Dann drängte er einen jungen, bartlosen Menschen in der etwas abgerissenen Jacke eines Ulanen herein, der, ohne Pallasch und Epaulettes, die Extrahose in den Stulpenstiefeln, auf den ersten Blick den entlassenen Reservisten kennzeichnete. Die Feldmütze verlegen in der Hand drehend, blieb er zaghaft vor der Portiere stehen, sagte laut „Guten Abend", machte mehrere ungeschickte Verbeugungen, wollte aber durchaus nicht näher treten, als er die unbekannten Gesichter erblickte. Endlich brachte ihn Köppke bis mitten ins Zimmer.

„Entschuldigen nur die Herrschaften, daß ich hier einen Verwandten hereinschleppe. Wir haben ihn lange nicht gesehen, er war vier Jahre beim Militär. Es ist mein Neffe, der Sohn meiner verstorbenen Schwester. Eine Waise ... Hier, nimm Platz, und dann stärke dich."

In dem hellen Lichte des Kronleuchters erwies sich Fritz Jahn als ein kräftiger, hübscher Bursche von jener gesunden Farbe im Gesicht, mit welcher der Soldat eines Tages nach langer Abwesenheit die Seinen überrascht.

Während er den Mund zu einem Lächeln verzog, machten sich zwei Reihen schöner Zähne bemerkbar, welche den Neid der vornehmsten Dame erweckt hätten. Von gleicher Tadellosigkeit erwies sich auch die Frisur des Haares: in der Mitte gescheitelt und in fettigen Glanz getaucht, der die Flächen zu beiden Seiten wie lackiert erscheinen ließ. Es war, als wollte dieser Bauernkopf, nachdem man ihn vier Jahre gedrillt hatte, gleich bei seiner Heimkehr durch sorgfältige Bürstenstriche den Beweis für die erlangte Kultur erbringen. Und auch die Reitgerte, die er in der Hand hielt, trug dazu bei, ihm eine gewisse Koketterie zu verleihen, der er sich bewußt zu sein schien, denn die Spitze der Peitsche senkte sich bei seinen Verbeugungen nach allen Seiten.

„Guten Abend, Tante. Guten Abend, Marie. Wie geht's dir? ... Ach, da ist ja auch Ännchen. Bist du schön groß geworden."

Fortwährend seine weißen Zähne zeigend, ging er lächelnd und kopfnickend um die Tafel herum. Aber die Jüngste war die einzige, die sich erhob und ihre Hand in die seinige legte. Eine halbe Minute lang blickten sie sich freundlich in die Augen, wie zwei Menschen, die sich über ihr Wiedersehen aufrichtig freuen und sich am liebsten um den Hals fallen möchten. Was war aus diesem Vetter Fritz geworden, seitdem sie sich mit ihm hinten im Garten herumgetollt und sich so oft über seine Sommersprossen und abstehenden Ohren lustig gemacht hatte!

Henriette war blaß geworden, und Marie zitterte vor Schreck an allen Gliedern. Daß diese Ankunft gerade heute stattfinden mußte, und daß der Alte sich nicht gescheut hatte, diesen Verwandten in der Uniform eines ge-

wöhnlichen Soldaten vor die Augen des Majors zu bringen! Das ganze Zimmer hatte sich mit dem stockigen Geruch des Regens gefüllt, der seinen Kleidern anhaftete. Beide warfen dem Alten einen Blick zu, der alles das enthielt, was sie aus Rücksicht auf den Besuch verschweigen mußten. Das war eine seiner Dummheiten, in denen er manchmal so groß war, wie Henriette behauptete.

Der Major hatte Messer und Gabel sinken lassen, ebenso seine Frau. Hugo aber hatte sich den Mund mit der Serviette gewischt und das Pincenez der Nase zugeführt. „Aber das sind ja deine Ulanen", flüsterte ihm endlich der Major zu. Sein Sohn nickte und betrachtete dann nach wie vor erstaunt das Gesicht des Gefreiten. Dann herrschte einige Minuten lang das Schweigen von Menschen, die sämtlich die Empfindung haben, in eine unangenehme Situation geraten zu sein.

„So setz dich doch", sagte Köppke endlich. „Du wirst Hunger haben. Pst, Theodor — das Mädchen soll noch ein Besteck bringen." Dann fiel ihm etwas ein. „Aber ich habe ja ganz vergessen, — das ist der Herr Major Baron von Heckenstett, nebst Frau Gemahlin . . . und hier sein Herr Sohn, der Bräutigam von Marie. Der Herr hat auch bei den Ulanen gestanden — als Leutnant."

Er stopfte sich die Serviette noch tiefer zwischen Hals und Kragen und goß, ohne die Augen zu erheben, seinem Neffen ein Glas Wein ein. Um seine Mundwinkel lagerte derselbe fürchterliche geheime Spott, den er bereits einmal dem Major gegenüber hervorgekehrt hatte. Die Gleichgültigkeit, die er heuchelte, war bewundernswert. Nichts an ihm verriet die innere Genugtuung, die er darüber empfand, diese allgemeine Verlegenheit heraufbeschworen

zu haben. Das war der Anfang der Rache für Wilmersdorf! Nun wollte er getrost zusehen, wie seine Gegner sich benehmen würden.

Fritz war sofort in die Höhe geschnellt. Die Hände gegen die Hosennaht gelegt, blickte er in militärischer Haltung zu Hugo hinüber. „Herr Leutnant von Heckenstett, von der zweiten Schwadron, wenn ich fragen darf? Herr Leutnant kennen mich wohl nicht mehr?" Ganz gegen jede militärische Disziplin lachte er ihn wohlgefällig an.

„Ah — Jahn, wenn ich nicht irre. Teufel, sind Sie es wirklich? Behalten Sie nur Platz", schnarrte ihm Hugo in ersichtlicher Verlegenheit entgegen. „Kamen mir doch gleich bekannt vor."

„Ei, du kennst den Herrn Leutnant schon?" warf Köppke ein, indem er sich wieder an die Arbeit des Essens machte.

Fritz lachte vergnügt auf. „Nun freilich, Onkel. Ich war ja ein Jahr lang der Bursche des Herrn Leutnant", sagte er dann mit großer Treuherzigkeit und der Unterwürfigkeit eines Menschen, der noch zu sehr Soldat ist, um seinen früheren Vorgesetzten nicht zu respektieren.

Zum erstenmal blickte Köppke mit ungeheucheltem Erstaunen auf. „Das ist ja ein merkwürdiges Zusammentreffen", sagte er etwas verdutzt. Sich sofort aber wieder fassend, fügte er hinzu: „Dann wollen wir einmal auf das Wiedersehen anstoßen. Prosit, Herr Leutnant, auf dein Wohl, Fritz."

In diesem Augenblick erhob sich der Major und bat um die Erlaubnis, sich mit seiner Frau empfehlen zu dürfen. Sie seien Gewohnheitsmenschen und pflegten stets vor zehn Uhr zu Hause zu sein. Jeder Blutstropfen war aus seinem Antlitz gewichen. Aber um alles Auffällige

zu vermeiden, bat er seinen Sohn, sich an ihren Aufbruch nicht zu kehren.

Man konnte nichts dagegen machen: Alle aber, außer Fritz, ahnten, weshalb das Ehepaar sich so plötzlich verabschiedete. Hugo begleitete beide bis zum Wagen, der sie nach Hause bringen sollte. Als er zurückkehrte, fand er nur die beiden Schwestern vor, die sich lebhaft über etwas stritten. Henriette hatte diese Gelegenheit benutzt, um ihrer verhaltenen Wut die Zügel schießen und ihren Neffen im Zimmer Theodors speisen zu lassen. Köppke hatte dagegen lebhafte Einwendungen gemacht und war ihr gefolgt. Nach fünf Minuten tauchten sie wieder auf, mit Gesichtern, die auf nichts Gutes schließen ließen.

„Aber wo ist er denn geblieben? So holen Sie ihn doch wieder her. Meinetwegen brauchten sie ihn nicht zu entfernen", sagte Heckenstett in einem Anfall guter Laune. „Er war von jeher ein braver Junge, das muß ich sagen." Die Uniform hatte seltsame Erinnerungen in ihm geweckt, die noch durch das Gefühl alter Kameradschaft verstärkt wurden. Überdies wurde die Neugierde mächtig in ihm rege. Wie mochte es jetzt da unten aussehen — in diesem Neste, in dem er so manche glückliche Stunde verlebt hatte? Köppke blickte ihn zuerst mißtrauisch an, ging dann aber, um seinen Neffen zu holen. Als er wieder sichtbar wurde, kam er allein.

„Denken Sie, daß er kommt? Er will nicht. Er meint, daß die Ulanen sich nur einmal schlagen lassen ... Ja, in dem steckt Rasse, der ist gerade wie seine Mutter. Nun, denn ein andermal. Prosit, Herr Baron."

Hugo verabschiedete sich ebenfalls bald. Nachdem auch Mutter und Töchter sich zurückgezogen hatten, konnte man

Köppke und seinen Neffen noch lange beisammen sehen. Auch Theodor bekam die Erlaubnis, ein Gläschen mittrinken zu dürfen. Dieser Fritz Jahn, wie intelligent er geworden war und was für lustige Dinge er aus seinem und seines Leutnants Soldatenleben erzählen konnte!

## IX.

Auf den fünfzehnten Oktober war die Hochzeit festgesetzt worden. Merkwürdigerweise war es gerade Köppke, der, trotz seiner in der letzten Zeit ziemlich offen gezeigten frostigen Stimmung gegen Heckenstett, eine große Feierlichkeit plante. „Einen großen Summs", wie er mehrmals meinte.

Er wollte durchaus nicht hinter Blissings zurückstehen und hatte bereits eine Liste angefertigt, auf der etwa hundertfünfzig Personen verzeichnet waren. Außer seinen Schöneberger Bekannten hatte er, zum Schrecken Hugos, auch viele Familien verzeichnet, von denen er wußte, daß sie zu dem Major in näherer Beziehung standen. Auf ein paar tausend Mark mehr oder weniger komme es schließlich nicht an, blieb seine ständige Redensart; vor allen Dingen müsse es recht fidel hergehen. Man solle nicht sagen, daß Hans Köppke aus Schöneberg sich lumpen lasse bei der Heirat seiner Tochter.

Das Ende von allen diesen Plänen war immer der „große Summs". Am meisten wurde seine Phantasie belebt von den Gedanken an die Uniformen der ehemaligen Regimentskameraden Hugos, die seiner Überzeugung nach nicht fehlen durften. Fritz hatte ihm denn auch die näheren Auskünfte geben müssen. Überhaupt betrachtete er bei

Beratung aller dieser Dinge den Neffen als seinen Vertrauensmann, zum großen Kummer Theodors, der sich plötzlich sehr zurückgesetzt fühlte.

Hinter dieser an ihm ganz ungewohnten Sucht, großartig zu glänzen und seinen Reichtum zu zeigen, verbarg sich aber nur sein Protzentum. Er dachte gar nicht daran, alle diese Aufwendungen seiner Tochter, Heckenstetts oder wohl des Majors wegen zu machen. Den letzteren hätte er am liebsten von allen Genüssen ausgeschlossen, wenn er dazu imstande gewesen wäre. Seit jenem Abend, wo sich der alte Baron so auffallend schnell empfohlen hatte, galt er in den Augen Köppkes nur noch als ein „dummstolzer Habenichts". All dieser Glanz sollte sich vielmehr um ihn ganz allein bilden; er wollte der Mittelpunkt der ganzen Hochzeit sein, er allein wollte sich feiern lassen.

Trotz Hugos sofortigen Einwendungen war auch Henriette zuerst für eine glänzende Feierlichkeit, denn so wenig sie auch sonst mit ihrem Manne übereinstimmte, — diesmal stellte sie sich auf seine Seite. Einmal mußte die gesellschaftliche Rolle und der intime Verkehr mit den aristokratischen Kreisen, in die sie sich hineingeträumt, und deswegen ihr diese Heirat so sehr am Herzen gelegen hatte, doch beginnen, und nun zeigte sich die beste Gelegenheit, mit dem guten Rechte als Schwiegermutter hervorzutreten. In dieser Beziehung hatte Hans diesmal wirklich das Richtige getroffen: man brauchte mit dem Gelde nicht zu sparen. Mit Glanz und Luxus imponierte man immer. Die plötzlich hervordringende Freigebigkeit ihres Mannes gefiel ihr so außerordentlich, daß sie ihn sehr liebenswürdig behandelte, ihn ihren „guten Alterchen" nannte und sich sogar der Hoffnung hingab, diese Wandlung in seiner

Gesinnung könne zeit seines Lebens dieselbe bleiben und ihn ihrer und der neuen Verwandtschaft noch einigermaßen würdig machen.

So wurden sie innerlich von demselben Gedanken der Prahlsucht geleitet, wenn er auch ganz verschiedenen Ursachen entsprungen war. Nur von der „Schöneberger Sippe" wollte Henriette nichts wissen; wogegen Hans mit aller Zähigkeit an seiner Liste festhielt.

Plötzlich machte Hugo dem Ehepaar ganz unerwartet einen Strich durch die Rechnung mit dem Wunsche, die große Feierlichkeit ganz fallen zu lassen und nach der Trauung ein Diner im engsten Kreise zu veranstalten. Seitdem Fritz Jahn im Hause seines Onkels weilte, war Heckenstett der Rat seines Vaters doppelt der Erwägung wert erschienen. Es gab harte Kämpfe, aus denen Hugo aber um so leichter als Sieger hervorging, als Marie sich ganz unumwunden mit ihm einverstanden erklärte. Sie, die noch vor acht Tagen Betrachtungen darüber angestellt hatte, ob die Zeitungen von dieser Hochzeit ebenso wie von derjenigen Katharinas Notiz nehmen würden, war plötzlich der Ansicht, daß man das Geld lieber zu etwas anderem verwenden könnte. Wenn es nach ihr ginge, so würde sie es den Armen schenken.

„Aber ich bitte euch, ist das nicht ein fürchterlicher Unsinn, halb Schöneberg zusammenzutrommeln? Laden wir die einen ein, müssen wir es auch mit den andern tun. Und dann erinnere ich euch daran, wie sich der alte Rieck bei Katharinas Hochzeit benommen hatte. Alle Welt sprach ja darüber. Blissing mußte ihn einladen, weil er sehr nahe mit ihm verwandt ist. Aber Rieck soll zum Schlusse so betrunken gewesen sein, daß er vom Stuhle

fiel und die tollsten Dinge anstellte. Zum Glück waren die Herrschaften schon fort ... Wer bürgt dafür, daß bei uns nicht etwas Ähnliches vorkommt. Man müßte sich schämen. Ich mache mir wirklich nichts daraus und werde mich unter wenigen Menschen wohler fühlen, wenn es auch nicht so hoch hergeht."

„Wer's glaubt, wird selig," fiel Henriette ein, die diese Umwandlung noch nicht zu begreifen vermochte, aber sehr wohl empfand, daß das nur eine Ausrede sei, hinter welcher gewichtigere Gründe steckten. Köppke aber warf seiner Ältesten einen sehr sonderbaren Blick zu, machte einige „Hm, hm", aus denen ein gewisses Verständnis für das Gehörte hervorging, und wandte sich stillschweigend ab, in der Meinung, es handle sich hier wieder um eine versteckte Anspielung auf die gemütliche Stimmung, in welche er hin und wieder geriet. Dieses „Fräulein Unzufrieden" wechselte ihre Launen wirklich so oft wie ihre Handschuhe und bekam plötzlich eine Entsagungsanwandlung, die einer Nonne Ehre gemacht hätte. Eine derartige Heuchelei hatte er niemals bei ihr vorausgesetzt.

„Soll mich freuen, mein Kind, wenn sich deine Anschauungen plötzlich geändert haben sollten," sagte er dann, nachdem er die darauffolgenden Auseinandersetzungen ruhig mit angehört hatte. Hoffentlich bewahrst du dir diese Einfachheit während deiner ganzen Ehe."

Aber er glaubte nicht daran, denn um seine Lippen spielte ein spöttisches Lächeln. Er hatte auch allen Grund dazu, denn in ihrem Innern hegte Marie gar keinen größeren Wunsch, als sich direkt von der Kirche aus in eine große, blendende Gesellschaft zu stürzen. Aber sie fürchtete sich vor einer Bloßstellung ihres Vaters, die durch

sein taktloses Benehmen nach dem Genusse von Getränken veranlaßt werden könnte.

Du lieber Himmel, — es gab Ausreden genug. Man würde unter sich zusammenkommen, einige Stunden sehr lustig sein und sich dann auf die Eisenbahn setzen, um eine vierwöchentliche Reise anzutreten. Nach der Rückkehr könnte man dann alles nachholen, Gesellschaften und Hausbälle geben und auch diejenigen Kreise an sich ziehen, die man jetzt in aller Stille übergehen mußte.

Es blieb also dabei. Als Köppke die Namensliste beiseite legen mußte, wollte er durchaus etwas anderes veranstalten, was „nach außen hin“, wie er sich ausdrückte, wirken sollte. Vor nicht langer Zeit hatte in Französisch-Buchholz, einem reichen Dorfe in der Nähe des Nordens von Berlin, einer der dortigen Millionenbauern seine einzige Tochter an einen Tierarzt verheiratet. Bei dieser Gelegenheit war die Verschwendung so groß gewesen, daß man den Weg bis zur Kirche mit Schaumgold bestreut hatte, welches bei jedem leisen Windstoß in die Höhe flatterte und in den Strahlen der Sonne einen märchenhaften Anblick bot. Köppke hatte davon gehört und kam nun auf den Gedanken, es ebenso zu machen.

„Natürlich braucht es nicht echt zu sein. So'n Zeugs, womit man zu Weihnachten die Nüsse vergoldet,“ sagte er allen Ernstes zu Theodor, der während dieser Zeit eines noch nie dagewesenen Vertrauens gewürdigt wurde und vor lauter schlaflosen Nächten befürchtete, das große bevorstehende Ereignis nicht mehr zu erleben. Sein einziger Gedanke vom Morgen bis zum Abend blieb immer derselbe: „Wird man dich zur Hochzeit zulassen oder nicht?“ Jedesmal, wenn er die verbesserte Namensliste

noch einmal abzuschreiben hatte und sich aufs neue übergangen sah, richtete er seinen vorwurfsvollen Blick auf den gestrengen Gebieter, ohne jedoch etwas zu sagen. Einmal hatte er wie in Gedanken auf den Rand des Entwurfes seinen Namen flüchtig hingeworfen, nur um die Feder zu probieren. Als Köppke, der gerade hinzukam, das sah, schlug er ihn auf die Schulter und sagte: „Ei, du Fuchs! So also machst du dich bemerkbar! Ich hatte das ganz vergessen — — Natürlich solltest du mit zur Hochzeit kommen. Das wäre doch selbstverständlich gewesen, du gehörst ja zur Familie. Schade nur, daß der ganze Summs nun zu Essig wird. Laß nur das Schreiben sein. Wir hätten das Papier sparen können . . . Wie schön du das geschrieben hast! Man möchte es einrahmen lassen. Nur gut, daß wir die Einladungskarten noch nicht haben drucken lassen!"

In dieser Minute hatte Theodor das Gefühl, als wollte man sich über ihn lustig machen und ihn erst zu Tische laden, nachdem bereits gespeist war. Zum erstenmal regte sich in ihm die ohnmächtige Wut eines gefesselten Sklaven, der zu schwach ist, die Ketten von sich zu werfen.

Nun, bei Erwähnung des Schaumgoldes, zeigte er wieder seinen zahnlosen Mund, lachte lautlos in sich hinein und deutete mit dem langen Zeigefinger nach draußen.

„Ja, was lachst du denn? Ich bitte mir doch aus —" brauste Köppke auf.

„Aber es regnet ja, Schwager. Da fliegt doch das Gold nicht," wagte Theodor schüchtern einzuwenden.

Ja, dieser alte Prügelknabe hatte wieder einmal recht. Wahrhaftig, in diesem Monat schien der Erdboden nicht mehr ganz trocken zu werden. Die schöne Idee konnte

also wirklich nicht verwirklicht werden. Und als Henriette ihren Mann für einen verrückten Menschen erklärte, der sich wohl im ganzen Dorfe lächerlich machen wolle, blieb ihm nur noch der Trost übrig, seinen guten Willen nach allen Richtungen hin gezeigt zu haben.

In Schöneberg war man sehr enttäuscht, als man vor der Kirche die wenigen Wagen erblickte; um so mehr, als man etwas noch nie Dagewesenes erwartet hatte: eine Wagenburg, die die ganze Straße sperrte und Veranlassung zu einer Verkehrsstockung gäbe; überall glänzende Uniformen, auf den Wagentüren Wappen, und auf den Kutschböcken Leibjäger mit Federhüten.

Das war wenigstens die Ansicht des alten Kraatz, der mit seiner Frau im ersten Stockwerk seines gegenüberliegenden Hauses zum Fenster hinaussah und die bissigsten Bemerkungen machte. Noch am Abend vorher waren die ehemaligen Bauern am Stammtisch einstimmig zu der Überzeugung gekommen, daß Köppke ein „Filou" sei, dem man es nächstens deutlich zu verstehen geben müsse, daß er nichts von seiner alten Schäbigkeit eingebüßt habe.

Seine besten Freunde so beiseite liegen zu lassen! Erst ihnen den Mund wässerig zu machen auf die Genüsse der Hochzeit und nachher nichts mehr von sich hören zu lassen! Und vierzehn Tage lang hatte man von nichts anderem als von der großen Feierlichkeit im „Kaiserhof" gesprochen. Natürlich konnte ihm nur der Dummstolz zu Kopfe gestiegen sein, der ihn sich plötzlich seiner einfachen Bekannten schämen ließ. Selbst von Hennicken, der sonst selten etwas auf ihn kommen ließ, war dieser jesuitische Kniff ganz offen für eine Gemeinheit erklärt worden.

„Acht Wagen, das ist auch 'was Rechtes. Hem, ja,"

sagte Kraatz, nachdem er lange genug die Straße hinuntergeblickt und sich überzeugt hatte, daß der neunte nicht mehr zu erwarten sei. „Mit dem fürschtlichen Verwandten wird's wohl purer Schwindel sein. Überhaupt scheint er sehr geflunkert zu haben. Bis jetzt habe ich nur eine Uniform gesehen. Der junge Offizier wird wohl der andere Sohn vom Alten sein. Vielleicht auch einer außer Diensten, der mal den bunten Rock in die frische Luft führt. Hem. Und er hatte ein Wesen gemacht, als wenn der Schah von Persien dabei wäre. Ein trauriger Kerl, der Köppke. Hem, ja."

„Aber du sagtest doch, er habe euch mitgeteilt, daß ein Todesfall in der anderen Familie eingetreten sei, da gäbe es überhaupt keine Hochzeit," schrie seine Frau, deren vertrocknetes Gesicht sich fortwährend hin und her bewegte, ihm ins Ohr.

„Alles Schwindel," entgegnete der Alte, indem er mit dem Daumen der Prise nachhalf. „Das haben sie ihm ins Ohr geblasen, damit sie ganz unter sich sein wollen. Hem, ja. Na, laß sie saufen, bis sie genug haben. Ich wäre doch nicht zur Hochzeit gegangen, und wenn der Schwiegersohn in eigener Person mich geholt hätte."

„Aber du freutest dich doch so sehr darauf. Du sagtest doch —"

„Schreie nur nicht so, ich kann hören," unterbrach Kraatz sie ärgerlich. „Wer, ich? Gar nichts habe ich gesagt, Alte . . . Komm nur, es ist eine unangenehme Witterung. Hem, ja." Er zog den Kopf zurück und schloß das Fenster, um dann dem Ofen zuzuwackeln.

Der Regen, der in feinen geraden Strichen zur Erde fiel, verhinderte eine zu große Ansammlung vor der Kirche,

und auch im Innern war es auffallend leer geblieben. Vielleicht lag es daran, daß Schöneberg anfing, großstädtisch zu werden und man selbst dieser Verbindung keine weitere Bedeutung beilegte. Möglich auch, daß der Ärger selbst die weiblichen Mitglieder der den Köppkes nahestehenden Familien abhielt, ihre Neugierde zu befriedigen.

Als die Trauung vorüber war, atmete niemand erleichterter auf, als die Baronin. Der Major jedoch machte ein griesgrämiges Gesicht, als er seiner Frau den Arm bot. Sein einziger Gedanke war: Wenn nur erst das Diner überstanden wäre. Am liebsten hätte er sich direkt nach Hause fahren lassen, um sich in der eigenen Familie der Anwesenheit seines anderen Sohnes und dessen Frau zu erfreuen. Was für ein Prachtjunge, dieser Älteste! Wie mannhaft, solide, — der Typus eines gewissenhaften, pflichtgetreuen Offiziers. Und was für eine bescheidene, reizende Frau, deren bezauberndes Lächeln allein schon genügte, um die Herzen zu bezwingen. Allerdings auch eine Bürgerliche, aber eine, mit deren Eltern man sich sehen lassen konnte. In diesen Minuten wurde in dem Major die Erinnerung an den letzten Abend bei Köppkes doppelt lebendig.

„Pst, Leo," sagte er leise zu seinem Sohn, noch ehe sie die Sakristei verlassen hatten. „Ich bitte dich also nochmals, Rücksichten zu nehmen, wenn du da drüben nicht alles so finden solltest, wie ihr es gewohnt seid."

Über das bärtige Gesicht des Premiers glitt ein verständnisvolles Lächeln, als er erwiderte: „Weiß schon, Papa; Mama hat mir alles bis ins kleinste Detail geschildert. Übrigens, — bei so vielem Gelde heult man schon einmal mit. Fabelhaftes Glück von Hugo."

„Pst, ich bitte dich," warf der Alte mit einem bezeichnenden Blick ein. Beide wandten ihre Köpfe und erblickten Köppke, der sich etwas unbeholfen den rechten Handschuh anzog und sie dabei musterte, als erriete er ihre Gedanken.

„Ich kenne keinen impertinenteren Menschen, als diesen früheren Bauern," sagte der Major noch, ehe er sich beim Hinausgehen von seinem Sohne trennte, um den Wagen zu besteigen. Zu seiner Beruhigung hatte man ihm wenigstens mitgeteilt, daß Fritz Jahn heute unsichtbar sein werde. Köppke und sein Neffe im Frack! Das hätte allerdings ein köstliches Bild abgegeben. Nach seiner Meinung brachte der Major schon ein Opfer, wenn er die Hälfte davon betrachten mußte.

Zu seiner inneren Freude verlief das Diner besser, als er es sich gedacht hatte. Von Fremden war eigentlich nur Rigard anwesend, wenn man nicht noch zwei intime Freundinnen Mariens, wenig bemittelte Mädchen, welche mit einer alten Tante zusammenlebten und die Brautjungfern abzugeben hatten, dazu rechnen wollte.

Ende November kehrte Hugo mit seiner Frau aus Italien zurück, und nun stürzte sich das junge Ehepaar in die winterlichen Vergnügungen, die für Heckenstett nur dadurch eine leichte Störung erfuhren, daß seine Schwiegermutter die lebhafte Neigung zeigte, als dritte im Bunde an allem teilzunehmen und schließlich so tat, als gehörte sie mehr in das Haus Heckenstetts, als in das ihres Mannes.

Das junge Ehepaar bewohnte das erste Stockwerk eines neuerbauten Mietspalastes in einer der vornehmsten Villenstraßen, die sich vom Nollendorfplatze bis in die Nähe des Zoologischen Gartens erstrecken. Das Haus mit seinen

zahlreichen Türmchen und Erkern, das die umliegenden Gebäude wie ein Riese überragte, machte schon von weitem einen schloßartigen Eindruck, der noch gehoben wurde durch das in etwas schreienden Farben gehaltene Mosaikgemälde, das friesartig die breite Fläche unter dem Dachfirst deckte.

Die ganze Flucht von zehn Zimmern war auf das eleganteste eingerichtet, und Hugo konnte seiner Schwiegermutter, die die ganze Ausstattung angeordnet und jeden seiner Wünsche erfüllt hatte, nur dankbar sein. Allerdings hatte Henriette in der Majorin, die sie wiederholt auf ihren Fahrten begleiten mußte, eine vortreffliche Beraterin gehabt, deren Geschmack und künstlerischer Freisinn in den meisten Fällen den Ausschlag gegeben hatten.

An jedem Nachmittage zwischen fünf und sechs Uhr kam Frau Köppke bei ihrem Schwiegersohne vorgefahren, und wenn es um diese Zeit klingelte, so wußte Heckenstett schon, wer in der nächsten Minute mit dem ewig sich gleichbleibenden Gruße: „Guten Tag, meine Lieben. Da bin ich. Wie geht's euch?" schwerfällig hereinrauschen würde, um es sich sofort bequem zu machen. Gewöhnlich fuhr man dann gemeinschaftlich nach der Oper, irgendeinem Konzert oder Theater. Das geschah regelmäßig drei- bis viermal in der Woche, sobald man nicht Gesellschaft bei sich sah.

Gleich während der ersten vierzehn Tage fand das Hugo überaus lästig, aber er sagte zu allem „Ja" und bemühte sich, eine freundliche Miene zu zeigen. Da seiner Ansicht nach die empfangenen fünfmalhunderttausend Mark nicht ausreichten, um das große Leben zu führen, von dem er geträumt hatte, so mußte er den Versuch machen, durch die Einwirkung Henriettens auf ihren Mann das weitere

zu erreichen. Frau Köppke, stets in der besten Stimmung, vor heller Freude darüber, daß ihre gesellschaftlichen Wünsche endlich in Erfüllung gegangen waren, hatte ihm denn auch sehr große Hoffnungen gemacht und ihn bis auf das kommende Frühjahr vertröstet, wo ihr Mann einen weiteren großen Terrainverkauf zu machen gedenke. Sie werde es schon auf sich nehmen, seine gute Laune zu benutzen, und wenn Marie das übrige täte, so käme Heckenstett dann vielleicht noch zu der anderen halben Million, mit der er sich einen hübschen Landsitz kaufen könnte.

„Ich sehe es ja ein, lieber Schwiegersohn, — wenn man vier Millionen besitzt und die Aussicht hat, noch zwei weitere hinzuzubekommen, so sind fünfmalhunderttausend Mark etwas wenig. Obendrein, da es sich nur um zwei Kinder handelt. Aber gedulden Sie sich nur, es wird sich alles machen lassen."

Was für eine herrliche, verständnisvolle Frau! Als Frau Köppke Hugo diese Versicherung gab, empfand er ihre Anwesenheit auf das angenehmste und fühlte sich so gerührt, daß er zärtlich ihre Hand küßte, — diese etwas groß geratene, sich rauh anfühlende, fleischige Hand, auf deren kurzen und dicken Fingern prahlerisch drei wertvolle Diamantringe blitzten, die an dieser Stelle das Auge nicht gerade angenehm berührten.

Angesichts dieser Aussicht konnte er schon den Winter hindurch die Hauslast ertragen, und dann würde sich gewiß das andere finden. Ja, es war wirklich ein Skandal: er konnte vorläufig nicht einmal daran denken, sich Equipage anzuschaffen, ganz zu schweigen von dem „eigenen Stall", den er sich mit Bezug auf die ersten Frühjahrsrennen anzulegen gedacht hatte. Vorausgesetzt, daß man

nicht das Kapital angreifen wollte, aber davor hütete er sich — um so mehr, da er bereits genügend davon hatte opfern müssen und weitere Opfer noch bevorstanden.

Die Rechnung war sehr einfach: Fünfunddreißigtausend Mark hatte ihm der Alte sofort abgezogen, zehntausend Mark waren noch in die Kasse des Notars geflossen, fünftausend Mark hatte Hugo Rigarden zu einer Kunstreise nach Italien a Konto der Einnahme aus der nach der Rückkehr des Freundes zu erwartenden neuen Oper geliehen; fünfzehntausend Mark betrug eine Ehrenschuld, die er beim „Tempeln" entriert hatte, als er genötigt gewesen war, aus Anlaß seiner Verlobung einigen guten alten Freunden und Freundinnen ein Souper mit Champagner zu geben; weitere zehntausend Mark waren ihm durch die Finger geflossen, er wußte nicht, wie; mit dreitausend Mark hatte er kleinere Schulden gedeckt, und hunderttausend Mark lagen wohlverpackt in seinem Schreibtisch und harrten noch ihrer Bestimmung, für ewige Zeiten in andere Hände überzugehen —: in die Hände derjenigen Menschen, die mit diesem Geschenk zu der Überzeugung kommen sollten, daß er nicht genug Egoist sei, um nur an sich zu denken, und daß er neben seinem Hange zum Leichtsinn auch ein gewisses Gefühl der Dankbarkeit besitze.

Das machte zusammen hundertachtundsiebzigtausend Mark. Es blieben also nur noch dreimalhundertzweiundzwanzigtausend, von deren Zinsen man gerade auskömmlich leben konnte; allerdings behaglich, aber nicht, um viel von sich reden zu machen.

Ein großer Trost für Heckenstett bestand darin, daß Köppke bis jetzt noch nicht daran gedacht zu haben schien, sich persönlich von dem Eheglück seiner Tochter zu über-

zeugen. Um so mehr verdroß es ihn, daß seine Eltern eine Zurückhaltung zeigten, für die er vergeblich nach einer bestimmten Erklärung suchte. Zweimal hintereinander hatten sie die Bitte, zum Abendessen zu erscheinen, mit dem Hinweise unerfüllt gelassen, nicht ganz bei Gesundheit zu sein. Endlich, als auch der dritten Einladung nicht Folge geleistet wurde, fürchtete Hugo etwas Ernstliches. Und so machte er sich eines Nachmittags auf den Weg zur elterlichen Wohnung, um bei dieser Gelegenheit zugleich mit der großen Überraschung hervorzurücken, die er Vater und Mutter bereiten wollte.

Bei seinem Eintritt in den Salon eilte ihm die Majorin sofort auf das freudigste bewegt entgegen. Er hatte sie seit langem nicht so frisch gesehen, so daß er sein Erstaunen nicht unterdrücken konnte.

„Nun, wie geht's dir, liebe Mama? Was macht Papa? Ich war in tausend Ängsten um euch. Keine Seele läßt sich sehen ... Und wie es scheint, seid ihr wieder ganz munter. Wenigstens soweit es sich um dich handelt. — Nun werdet ihr uns doch hoffentlich heute die Freude bereiten, bei uns zu speisen. Du wirst gute Bekannte vorfinden. Zettwitz und von der Lanken mit ihren Frauen haben zugesagt, und auch der alte Prallwitz wollte kommen, falls er nicht zu sehr von seinem alten rheumatischen Leiden geplagt werde. Außerdem erwarte ich noch einige ehemalige Regimentskameraden von mir, die hier zur Kriegsakademie kommandiert sind. Es wird lustig werden. Marie wird sich herzlich freuen, euch zu sehen ... Wenn ihr erlaubt, warte ich solange, bis ihr Toilette gemacht habt. Die Droschke hält unten ... Liebe Mama, — ihr dürft euch nicht so selten machen."

Er war so von aufrichtiger Zärtlichkeit zu ihr erfüllt, beugte so oft sein Gesicht über ihre Hände, die er drückte und küßte, daß ihm gar nicht auffiel, wie wortkarg sie sich heute zeigte. Plötzlich umschlang er sie, zog ihren Kopf an seine Brust, küßte sie auf die Stirn und sagte: „Ach, Mama, wenn du wüßtest, was ich euch mitgebracht habe! Ihr werdet nun eurem leichtsinnigen Sohne, der euch so viele Kopfschmerzen verursacht hat, gnädig Absolution erteilen müssen! Aber nein, nein — ich sage dir noch nichts. Du sollst es durch Papa erfahren. Steckt er hinten? Aber natürlich, wie kann ich nur fragen! Deutschlands zukünftiger größter Militärschriftsteller trägt wieder mit Bienenfleiß seine Erinnerungen zusammen." Er lachte so herzhaft auf, daß die Majorin ihn verwundert anblickte.

„Du weißt, daß er sich um diese Zeit nicht gern stören läßt," sagte sie endlich, in Gedanken noch immer damit beschäftigt, was es wohl sein könne, womit er ihnen eine Freude bereiten wollte.

„So wagen wir es einmal, den Löwen in seiner Höhle aufzusuchen," gab er in derselben heiteren Stimmung zurück. „Dieser Mut soll ihm imponieren ... Übrigens wird sich sein Zorn sofort legen, sobald ich ihm die Mitteilung gemacht habe, daß seine jahrelange Arbeit fürstlich honoriert werden soll."

Er schritt der Türe zu. Plötzlich glaubte sie seine Andeutungen erraten zu haben. Mit von Furcht erzeugter Blässe im Antlitz, bebend am ganzen Leibe, versuchte sie ihn zurückzuhalten. „Bitte, sage mir erst, was du ihm mitzuteilen hast. Du willst doch nicht etwa —? Hugo, um Gottes willen, bleibe hier, höre mich an!"

Es war zu spät; sie befand sich allein im Zimmer. Mit

demselben ängstlichen Gesichtsausdruck, ein ahnungsvolles Grauen in den Augen, die Hände vor Schreck gefaltet, hielt sie den Blick auf die geschlossene Tür gerichtet; und mit angehaltenem Atem lauschte sie aufmerksam, als könnte sich in den nächsten Minuten etwas Fürchterliches ereignen.

Hugo aber begehrte währenddessen so eindringlich Einlaß bei seinem Vater, daß der Major, in der Meinung, es sei ein Unglück passiert, rasch seine Schreiberei beiseite legte und öffnete.

„Ja, was ist denn los? Du klopfst ja, als wolltest du Tote lebendig machen. Hast du mir etwas Wichtiges zu sagen? Ja? — So nimm nur Platz. Hier sind Zigarren — bitte."

Die Stimmung, in welcher der Alte sich befand, war nicht gerade vertrauenerweckend, aber diesmal kehrte Hugo sich nicht daran. Das Bewußtsein, nur Gutes zu wollen, ließ ihn ohne Umschweife auf sein Ziel losgehen.

„Es wird hinreichen, um euren Lebensabend zu verschönern. Ich dachte an eine kleine Villa, die ihr euch in einem unserer Vororte kaufen solltet. Wie anders könntet ihr euch das Dasein gestalten . . . Übrigens, lieber Papa, — du wirst einsehen, daß eine Beschäftigung, wie deine jetzige, dir auf die Dauer lästig werden muß. Und dann bitte ich dich, — sie verträgt sich doch wirklich nicht mit unserem Namen."

„So. Also du wußtest, daß ich —"

„Ach, gewiß, schon lange. So etwas erfährt man doch schließlich. Natürlich habe ich Mama nie etwas davon gesagt." Während er sprach, und, auf dem Sofa sitzend, sich an einer Zigarre erquickte, holte er sein Portefeuille hervor und legte das Päckchen mit Tausendmarkscheinen auf den Tisch.

„Hier, lieber Papa. Rund hunderttausend ... Nimm sie nur gleich an dich. Und dann gestatte, daß ich hier so lange rauchen darf, bis du zum Mitfahren bereit bist ... Ach, es wird famos sein, wenn wir euch im eigenen Heim den ersten Besuch machen werden."

Der Major hatte ruhig zugehört, ohne ihn zu unterbrechen. Das Geständnis, daß Hugo längst um seine Weinverkäufe gewußt habe, hatte ihn bestürzt gemacht, war dann aber der Erleichterung darüber gewichen, daß seine Frau bis jetzt nichts erfahren hatte. Nun war dieser Schreck vorüber, und er stand ernst, mit strenger Miene vor seinem Sohn, wie an jenem Abend, als auf demselben Tische von seiner Hand die Kassenscheine ausgebreitet wurden.

„Bitte, steck' das Geld nur wieder ein," sagte er mit der unheimlichen Ruhe eines Menschen, der mit ersichtlicher Gewalt den Ausbruch des Zornes zurückzuhalten sucht.

„Wie, Papa — das ist doch nicht dein Ernst?" Hugo vergaß das Rauchen und blickte mit veränderter Miene zu ihm hinüber.

„Wer gab dir das Recht, an meinen Worten zu zweifeln?" brauste der Alte auf. Seine Stimme hatte jenes Grollen angenommen, das Hugo nur zu gut als den Vorläufer einer zügellosen Erregung kannte. „Ich habe dir bereits einmal gesagt, daß an diesem Gelde unsere Erniedrigung klebt, das hätte dir genügen sollen. Du hast dein Ziel erreicht, niemals aber soll man sagen, der Major von Heckenstett sei in die Fußstapfen seines Sohnes getreten und habe sich auf Kosten seiner Ehre und Manneswürde bereichert."

„Vater!" Hugo erhob sich mit einem Ruck und stützte sich auf die Tischplatte.

„Nun, was denn, mein Herr Sohn? Habe ich nicht

recht? War es dir nicht hauptsächlich um das Geld zu tun? Hast du dich nicht deswegen mit einer Familie verbunden, die niemals ein Hehl daraus machen wird, daß du nur zu ihr gekommen seiest, um dir deinen Namen bezahlen zu lassen? Wenn man diesen Alten und seinen Neffen nur einmal gesehen hat, dann hat man genug auf ewige Zeiten! Und dann das Tollste: der Cousin der Frau Baronin war früher Bursche ihres Mannes. Eine nette Verwandtschaft, das muß man sagen! Man möchte laut auflachen, wenn die Sache nicht einfach skandalös wäre."

„Aber, Papa, ich muß ernstlich bitten. Das sind Zufälligkeiten, die man nicht vorher ahnen konnte," fiel Hugo, den diese Wahrheiten sehr eingeschüchtert hatten, ihm ins Wort.

„Ja, aber Zufälligkeiten, die dir in keiner anderen Familie passiert wären ... Und nach alledem wagst du, die sehr anständige und ehrenwerte Beschäftigung deines Vaters als nicht vereinbar mit seinem Namen hinzustellen?! Es war wohl anständiger, sich von Köppken vor dem bewußten Eide bewahren zu lassen, wie? Und ich, ich stand vor diesem Menschen, beschämt wie ein alter Sünder, mußte die Uniform als Aushängeschild benützen, um so einem Kerl zu imponieren, und um eher ans Ziel zu gelangen, und mußte mich schließlich abweisen lassen. Herrgott, wenn ich noch an diese Situation denke! Aber es geschah meinetwegen, verstehst du? Meinetwegen, sage ich, da ich deine Schmach mitempfunden hätte. Und nun willst du mir die Belohnung dafür bringen, he? Und dieser Bauer würde nachher sagen, wir hätten beide gemeinschaftliche Sache gemacht. Niemals sollen deine Eltern Anteil an diesem Geschäfte haben — niemals! Und nun

weißt du auch, weshalb wir nicht gern an deiner Tafel speisen wollen. Wir gönnen dir dein Glück von Herzen. Damit mußt du dich zufrieden geben."

Hugo zerdrückte die Zigarre in der linken Hand, schloß halb die Augen und preßte die Lippen fest aufeinander. Der Major fuhr aber ohne Mäßigung in seiner Auseinandersetzung fort. Er schrie sich fast heiser, gepackt von der Wut darüber, daß ein Sohn sich in dem Charakter seines Vaters getäuscht haben konnte.

Die Baronin stand noch immer, jetzt mit dumpfschlagendem Herzen, auf derselben Stelle im großen Salon und hörte die laute Stimme ihres Mannes herüberschallen. Aus den abgerissenen Worten, die an ihr Ohr drangen, entnahm sie alles. Als nach zehn Minuten Hugo bleichen, verstörten Antlitzes zu ihr ins Zimmer trat, wagte sie kein Wort zu sagen. Er sah die Traurigkeit in ihren Augen, preßte sie stumm an sich und legte seine Wange an die ihrige. Dann ergriff er hastig seinen Hut und ging mit einem kurzen „Adieu, Mama," von dannen.

Feuchten Auges blickte sie ihm nach. Was wird nun werden? Wird er sich ganz von ihm lossagen? Wird er sein altes leichtsinniges Leben aufnehmen, um das Unglück, das diese Heirat ihm durch den Bruch mit dem Vater gebracht hatte, in der Selbstbetäubung zu vergessen? Sie kannte ihn. Die Erinnerung an diese Szene würde er niemals vergessen können, sie würde nachwirken, solange er lebte. Die Baronin ließ sich auf einen Sessel nieder, schlug die Hände vor das Gesicht und weinte heiß und unterdrückt.

Unten bezahlte Hugo den Kutscher und entfernte sich zu Fuß. Trotzdem der Schnee in dichten Flocken zur Erde

fiel und sich sofort in Wasser auflöste, empfand er große Lust, bei diesem Wetter, mit seinen Gedanken beschäftigt, durch die Straßen zu schreiten. Die Flocken umwirbelten ihn und zerstoben an seinem glühenden Gesicht. Aber diese nasse Kühlung gefiel ihm, sie ersetzte ihm die Tränen, die er hätte weinen mögen, wenn er sie gefunden haben würde. Den Kragen in die Höhe geschlagen, die Hände in den Taschen des Paletots vergraben, ging er langsam und sinnend seines Weges. Er fühlte, daß mit dem heutigen Tage erst der Wendepunkt in seinem Leben eingetreten sei. Aber auf welcher Seite wird er den Pfad hinuntergehen?

Ja, das verdammte Geld! Es machte nicht immer glücklich, und es gab noch Leute, die nicht immer den Nacken vor ihm beugten, und welche die Kraft besaßen, es zur richtigen Zeit gründlich zu verachten. Merkwürdig —: mit dem Bewußtsein, soeben eine jämmerliche Rolle gespielt zu haben, mischte sich die Hochachtung vor seinem Vater.

## X.

Hugo befand sich in einer Stimmung, in welcher man es vorzieht, entweder allein mit seinen Gedanken zu bleiben, oder die Sehnsucht hat, sein Herz einem guten Freunde auszuschütten. Das erstere ging nicht, denn er sah heute Gesellschaft bei sich und mußte daher zu Hause sein. Und Rigard, derjenige, der imstande gewesen wäre, die Leere in seinem Innern zu begreifen und seinen unverfälschten Schmerz zu teilen, befand sich weit von ihm, im sonnigen Süden.

Noch niemals hatte Heckenstett einen Menschen so außer-

ordentlich vermißt wie in dieser Stunde Hartwig. Vor ihm hatte er niemals etwas zu verschweigen gehabt, der Freund hatte alles förmlich mit durchlebt, kannte Personen und Konflikte dieser Heiratskomödie. Hugo hätte also gerade in seiner jetzigen Situation viel Verständnis bei ihm voraussetzen dürfen.

Ja, aber besaß er nicht seine Frau, die ihm nicht nur Gattin, sondern auch Freundin sein sollte und das, was man ihm soeben angetan hatte, am meisten von allen anderen Menschen verstehen würde? Sie liebte ihn doch. Wenigstens hatte sie ihm das unzähligemal in glühenden Worten beteuert. Durch ihre Vermittlung könnte der Starrsinn seines Vaters vielleicht gebrochen werden, würde der Alte sich vielleicht davon überzeugen lassen, daß Köppke mit diesem Gelde gar nichts mehr zu tun habe, daß man sich nur dann wahrhaft glücklich fühlen könnte, wenn der Major das Geschenk, das nur aus einem dankbaren Gefühle hervorgegangen sei, anzunehmen sich bereit erkläre.

Während er das erwog, fand er, daß eigentlich nichts natürlicher sei, als zu diesem Entschlusse zu kommen. Aber plötzlich kam er auf etwas, woran er eigentlich schon lange hätte denken müssen, das ihm aber vorher niemals so bestimmt wie gerade jetzt zum Bewußtsein gekommen war. Er richtete die Frage an sich, ob er seine Frau liebe, sie jemals geliebt habe und lieben werde? Und dabei gelangte er zu dem Resultat, daß sein Herz bei dieser Heirat niemals in Mitleidenschaft gezogen worden, daß bis zu dem heutigen Tage seine Verbindung mit Marie Köppke weiter nichts als eine Vernunftsehe gewesen war, ein goldener Rettungsanker, an den er sich in seiner größten Not geklammert hatte. Die Flitterwochen waren vorüber und

mit ihnen auch der Rausch, der ihn bisher verhindert hatte, sich dies Geständnis zu machen. Nun war es ihm auch erklärlich, weshalb er bisher nicht den Mut gefunden hatte, Marie von dem beabsichtigten Geschenke an seinen Vater ein Wort zu sagen: er hatte während der kurzen Zeit seiner Ehe gefunden, daß der seelische Zusammenhang zwischen ihm und seiner Frau fehle. Und daraus war seine Einbildung hervorgegangen, Marie könnte sich mit ihm nicht einverstanden erklären, könnte ihm unzarte Andeutungen darüber machen, daß er seine Rechte als Besitzer ihrer Mitgift zu weit ausdehne.

Und hätte sie nicht recht gehabt? War er nicht verpflichtet, ihr von seiner Absicht Mitteilung zu machen? Betrog er sie nicht, wenn er in so großartiger Weise über etwas verfügte, was sie in seine Hände gelegt hatte in dem Glauben, er werde es nur in ihrem und seinem Interesse verwenden? Benachteiligte er nicht auch seine dereinstigen Kinder? Bei diesem Teil seiner Betrachtung mußte er lächeln und dann seufzen. Leider war bis jetzt zur Fortpflanzung seines Namens noch keine Aussicht vorhanden. Die Erinnerung an diese Tatsache machte in diesem Augenblick seine Stimmung nicht gerade angenehmer.

Die Folge aller dieser Gedankensprünge war, daß er sich ganz gegen seine Natur und gegen seine sonstigen Gewohnheiten mit den hunderttausend Mark in der Tasche mitten auf der Straße sehr unglücklich und einsam vorkam, ungefähr wie ein Mensch, der zum erstenmal in seinem Leben etwas Uneigennütziges verrichten wollte, aber statt Wohltäter ein Dieb genannt wurde und auf einige Zeit die Lust am Dasein verliert. Schließlich aber hielt er es für das beste, doch noch den Versuch zu machen,

seinen Vater umzustimmen, und so nahm er sich vor, seine Frau in diese heikle Angelegenheit einzuweihen, um sie zu gleicher Zeit zu prüfen.

Das Schneegestöber ließ allmählich nach. In der Potsdamer Straße fiel es ihm ein, seinen Friseur aufzusuchen. Er mußte einige Zeit warten, und als man ihn schließlich bedient hatte und er nach der Uhr sah, fand er, daß es bereits auf Sieben ging. Das trieb ihn an, sich zu beeilen und brachte ihn auf den Gedanken, die Pferdebahn zu benutzen. Da der Wagen stark besetzt war, so bestieg er den Vorderperron. Als ihm der Kondukteur das Fahrgeld abverlangte und er sich umdrehte und bei dieser Gelegenheit einen Blick durch die Scheibe warf, sah er Köppke im Wagen sitzen und eine sehr verdrießliche Miene zeigen, was wohl darauf zurückzuführen war, daß er zwischen zwei korpulenten Damen wie eingekeilt saß und sich wenig zu bewegen vermochte. Sofort kam Hugo der Gedanke, daß sein Schwiegervater die Absicht haben könnte, gerade heute seinen ersten Besuch abzustatten. Köppke war im Pelz, trug Zylinderhut, mit dem er sich nur bei feierlichen Gelegenheiten zu bedecken pflegte, und hatte über die Hände schwarze Glacéhandschuhe gezogen, was seinen festlichen Eindruck noch erhöhte. Dadurch wurde Hugo in seiner Mutmaßung noch bestärkt.

Er verspürte ein unbehagliches Gefühl. Ungelegener konnte Köppke gar nicht kommen, als gerade an diesem Abend, wo man eine Gesellschaft erwartete, die die Verwandtschaft mit diesem Herrn am allerwenigsten verstanden hätte. In erster Linie Prallwitz, der ausgeprägteste Formenmensch, dem der Gebrauch des Wortes degoutiert so unentbehrlich schien wie sein Monokel. Dann Zettwitz

nicht zu vergessen, der jedesmal das Gefühl hatte, als schnitte man ihm den Mund auf, wenn er einen Menschen mit dem Messer essen sah. Daraus hätten sich jedenfalls sehr erbauliche Situationen ergeben. Die Angst vor einer Blamage packte Hugo so mächtig, daß alles andere durch sie in den Hintergrund trat.

Wirklich sah er, wie Köppke sich erhob, als die Haltestelle ausgerufen wurde. Er sprang hinab und beeilte sich, seine Wohnung zu erreichen, die kaum fünfzig Schritt entfernt war. Als er, vor dem Hause angelangt, sich noch einmal umblickte, sah er Köppke demselben Ziele zusteuern. Zum Glück hatte er sich davon überzeugt, daß oben noch alles dunkel war. Um acht Uhr erwartete man die Gäste, man konnte also Köppken glauben machen, daß niemand zu Hause sei.

„Jean, hören Sie einmal," sagte er, als der Diener ihm die Garderobe abnehmen wollte. „Es wird sogleich ein Herr klingeln, für den ich aber nicht zu sprechen sein will. Es ist niemand zu Hause, verstehen Sie. Niemand! Weder meine Frau, noch sonst jemand ... Apropos — ist meine Schwiegermutter schon hier?"

„Jawohl. Die gnädige Frau befindet sich bei der Frau Baronin."

„So. Sie soll ebenfalls nicht anwesend sein. Sagen Sie, daß wir uns in der Oper befänden, falls er danach fragen sollte. Aber vor allen Dingen fertigen Sie ihn so schnell als möglich ab."

„Es soll geschehen. Wollen der Herr Baron nicht die Güte haben, mir einige Anhaltspunkte zu geben ... wie der Herr aussieht? Es kann ja sein, daß vor ihm noch ein anderer ..."

„Nein, nein, das ist nicht möglich . . . Da ist er schon.“ Wirklich ertönte in diesem Augenblick die elektrische Klingel, und zwar so anhaltend, als wollte sich der Draußenstehende eindringlich bemerkbar machen. „Was ich noch sagen wollte, Jean,“ schnarrte Hugo mit gedämpfter Stimme, „— es ist mein Schwiegervater. Ich habe bestimmte Gründe, ihn gerade heut nicht zu empfangen. Ein kleines Zerwürfnis zwischen uns beiden. Ich möchte nicht zuerst nachgeben . . . und mir den Abend nicht verderben. Das dürfte Ihnen genügen. Vergessen Sie aber trotzdem nicht, wen Sie vor sich haben. Es kann ja sein, daß er sich so leicht nicht abweisen läßt. Er ist sehr hartnäckig.“

„Verlassen der Herr Baron sich nur ganz auf mich. Aber noch etwas —: Mit der Oper wird es nicht gehen. Die Herrschaften pflegen stets den Wagen der Frau Schwiegermama zu benutzen, und heute ist er —“

„So sagen Sie, es sei plötzlich Änderung in unserem Programm eingetreten. Nun beeilen Sie sich,“ fiel ihm Heckenstett hastig ins Wort und verschwand im Nebenzimmer.

Jean verneigte sich, um seine Zustimmung zu beweisen, zum dritten Male, mit der kalten, unbeweglichen Miene eines Menschen, der, solange er Befehle empfängt, nicht wagt, seinem Gesicht einen anderen Ausdruck zu verleihen. Kaum war er aber allein, so glitt ein bedeutsames Lächeln über seine Züge. Er spitzte den Mund zu einem unhörbaren Pfeifen, gab dem Kopf einen Ruck nach hinten, so daß die Nase höher als sonst in die Luft ragte, und schritt dann mit dem Selbstbewußtsein eines hochherrschaftlichen Dieners, dem man soeben großes Vertrauen geschenkt und

mit einer gewissen Machtbefugnis ausgestattet hat, der Türe zu.

Jean besaß Witz und Verstand. Der erstere haftete ihm von Natur aus an, da er in Berlin geboren war; den letzteren hatte er mit der Zeit während seines Dienstes bei denjenigen Herrschaften erworben, die ihm unfreiwillig Gelegenheit boten, ihre Schwächen kennen zu lernen. Außerdem haftete ihm ein gewisser weltbürgerlicher Schein an, der eine Folge seiner mehrfachen Reisen ins Ausland war, die er mit seinen Herrschaften zu machen das Vergnügen gehabt hatte. Er war sogar zwei Jahre in Paris gewesen, als Kammerdiener eines Gesandtschaftsattachés. Dieser Aufenthalt hatte ihm zu der Französierung seines Vornamens verholfen. Nimmt man dazu die Gewandtheit seiner Bewegungen, die Vorliebe, sich besonders gewählt auszudrücken, seine ebenmäßige Figur, die Grandezza, mit welcher er in Kniehosen und Wadenstrümpfen einherschritt, und das intelligente, scharfgeschnittene, glattrasierte Gesicht, das ihm durch das Stück Backenbart einige Ähnlichkeit mit einem Peer gab, so wird man es begreiflich finden, wenn Heckenstett die Empfehlungen, auf welche hin er ihn in seine Dienste nahm, nicht übertrieben fand und ihm schließlich auch neben der allgemeinen Dienerrolle das Innere seines Ankleidekabinetts anvertraute.

„Man kommt ja!" sprach er ärgerlich vor sich hin. „Bedaure, es ist niemand von den Herrschaften zu Hause," sagte er dann höflich, nachdem er geöffnet hatte.

Köppke zeigte eine ungläubige Miene. „Aber mir war's doch, als hätte ich den Baron vor mir hergehen sehen," fiel er ein.

„So dürften Sie sich getäuscht haben, mein Herr. Wie ich bereits gesagt habe, — es ist niemand zu Hause."

Es gab noch einige Hin- und Herreden, bis Jean plötzlich durch die Frage: „Darf ich etwas bestellen, mein Herr?" das Gespräch abzubrechen versuchte. Dieser diplomatische Schachzug hatte aber keinen Erfolg, denn mit den Worten: „Mein Name ist Köppke. Lassen Sie uns erst die Türe von drinnen zumachen, es ist draußen nicht geheizt", drängte sich der Alte bei ihm vorbei.

„Ach, der Herr Schwiegervater", sagte Jean mit gut geheucheltem Erstaunen. „Dann bitte ich sehr um Entschuldigung, aber ich hatte noch nicht die Ehre." Während er die Türe hinter ihm schloß, überlegte er, was nun zu tun sei. Plötzlich sagte er: „Wollen Sie etwas Schriftliches hinterlassen? Dann bitte, haben Sie nur die Güte hier hereinzutreten ... Es tut mir aufrichtig leid, daß Sie sich vergeblich bemühen mußten."

Köppke, noch immer im Pelz, den Hut auf dem Kopfe, schritt in dem geräumigen Korridor auf und ab. Dann blieb er stehen und sann nach. Er wußte nicht recht, wozu er sich entschließen sollte. Plötzlich setzte er sich sein Pincenez auf, betrachtete Jean vom Kopf bis zu den Füßen, lachte unterdrückt und fragte dann: „Sagen Sie mal ... sind noch mehr von Ihrer Sorte im Hause?"

Jean verstand ihn nicht gleich, trotzdem er ahnte, was für einen Scherz man sich mit ihm erlauben wollte. „Wie meinen Sie, mein Herr?"

„Ich meine, ob noch andere hier sind, die diese Garnitur tragen. Schwarze Strümpfe und Hosen, — das sieht ja aus, als ob Sie trauern." Er lachte laut auf, und da Jean im Augenblick nicht wußte, was er erwidern sollte, aber für jede witzige Anspielung empfänglich war, so lachte er mit. Eine halbe Minute lang hörte man

nur ihr Gelächter durch den langgestreckten Raum schallen. Plötzlich wurden sie wieder wie auf Kommando ernst, und Jean kam zu dem Bewußtsein, daß man ihn ohne Ursache beleidigt habe.

„Ach, Sie meinten mich wohl mit der Sorte? Dann muß ich doch —"

„Nein, aber die hier. Stecken Sie sie nur ein", unterbrach ihn Köppke. Er hatte in die Tasche seines Pelzes gegriffen und reichte ihm nun eine Zigarre hin. „Und nun helfen Sie mir mal etwas — — diesen Wams ... Das Ding wird mir zu schwer."

Jean zeigte ein bedenkliches Gesicht und warf unwillkürlich einen Blick nach hinten. Dann aber beeilte er sich, der Aufforderung nachzukommen. Sein Kennerblick hatte ihn sofort über den Wert der Zigarre belehrt, und das stimmte ihn milder. Im übrigen war er sehr neugierig, wie die Sache sich nun weiter entwickeln werde. „So. Wollen Sie nun die Güte haben, sich hier hineinzubegeben? Sie werden alles Nötige finden", sagte er, nachdem er Hut und Pelz aufgehängt hatte.

Plötzlich fragte Köppke, der, vor dem Spiegel stehend, das Haar hinter die Ohren strich: „Sagen Sie mal, — ist auch wirklich niemand zu Hause?" Er drehte sich um und blickte den Diener prüfend an.

„Ich gebe Ihnen nochmals die bestimmte Versicherung dafür. Bitte, überzeugen Sie sich, es ist alles dunkel."

„Ja, das ist mir schon unten aufgefallen."

„Es pflegt stets Licht in einigen Zimmern zu sein, sobald die Herrschaften anwesend sind", fuhr Jean fort. Sie befanden sich bereits im Vorzimmer. Hier öffnete er die Türe, die zum Balkonsaal führte, und ließ Köppke in das Dunkel blicken.

„Wissen Sie", sagte dieser, „stecken Sie doch überall das Gas an, ich möchte mir die Wohnung ansehen."

Jean wurde durch dieses Verlangen so erschreckt, daß er, um Zeit zu einer Ausrede zu gewinnen, vorgab, ihn nicht richtig verstanden zu haben. Dann zuckte er die Achseln und bedauerte, ohne Ermächtigung seines Herrn nicht dazu imstande zu sein.

Köppke wurde nun sehr laut. „Wie? Das geht nicht? Reden Sie doch keine Dummheiten! Ich habe Ihnen doch bereits einmal gesagt, daß ich der Schwiegervater bin. Das wäre ja noch schöner, wenn man einem Vater in der Wohnung seiner Tochter keinen Respekt entgegenbringen wollte ... Wie heißen Sie eigentlich? Jean? Also, Jean, sputen Sie sich."

Endlich vermochte ihn der Diener durch den wiederholten Hinweis darauf, daß er nicht wisse, wie er sich zu verhalten habe, davon abzubringen. Das Vorzimmer, in dem sie sich befanden, war ein nicht sehr großer, elegant ausgestatteter Salon, in dem eine behagliche Wärme herrschte. Fünf Minuten ungefähr wußten sie beide nicht, was sie gegenseitig mit sich anfangen sollten, als Köppke einen Sessel vor den Kamin rollte, in dem das Feuer noch lustig flackerte, sich niederließ und die Beine weit von sich streckte. Dabei sagte er: „Ich werde solange warten, bis mein Schwiegersohn nach Hause kommt. Meine Frau spricht ja doch noch mal hier mit vor. Mein Kutscher hat mir gesagt, daß er um halb zwölf Uhr hier vorfahren solle."

Jean geriet in die Situation eines Menschen, der gern ins Freie möchte, aber alle Türen verschlossen findet. „Ganz recht, ganz recht", sagte er dann lächelnd. „Wenn

ich aber richtig gehört habe, so wollte man einen Boten nach Ihrer Wohnung schicken, der den Wagen nach dem Opernhause bestellen sollte." Er hatte selten so vortrefflich gelogen wie jetzt, aber er beschwichtigte sein Gewissen damit, daß das alles im Auftrage seines Herrn geschehe. Er sah nach der Uhr. Es war ein Viertel nach Sieben, also die höchste Zeit, daß man Licht machte, die Tafel deckte und nach dem Feuer sah.

„Aber Sie werden sich allein sehr langweilen", sagte er aufs neue, während er nach einem glücklichen Ausweg suchte, der ihn zum Ziele zu führen vermöchte.

„Es sitzt sich aber hier ganz gemütlich", erwiderte Köppke, indem er seine Zigarrentasche hervorholte und sie öffnete. Diesmal bekam Jean einen so großen Schreck, daß er weiter nichts zu tun vermochte, als ihn mit halbgeöffnetem Munde anzustarren. Das fehlte gerade noch, daß dieser Salon hier vollgepafft wurde. Als ob es in diesem Hause kein Rauchzimmer gab, in welches sich die Herren zu gelegener Zeit zurückzuziehen pflegten. Wahrhaftig, er schnitt die Spitze der Zigarre ab und machte Miene, sie in Brand zu setzen. Jean wollte gerade etwas sagen, als Köppke ihm zuvorkam.

„Es ist aber doch merkwürdig. — Um fünf Uhr war der Wagen bereits zu Hause, und Wilhelm sagte ganz deutlich, daß heute hier Gesellschaft ist."

Jean machte nur eine stumme Bewegung abermaligen Bedauerns. Dann beobachtete er schweigend die ersten blauen Rauchwolken, die vor dem Kamin emporstiegen.

„Wissen Sie", begann Köppke in behaglicher Stimmung, die Hände über den Bauch gefaltet, „da ich mir nun einmal vorgenommen habe, hier zu warten, und mein

Schwiegersohn so einen merkwürdigen Kerl von Diener hat, der nicht weiß, wie er sich gegen Verwandte seiner Herrschaft zu benehmen hat —"

„Aber ich muß doch bitten, mein Herr —"

„Machen Sie keine Einwendungen", fiel Köppke ihm ins Wort. „Euch Sorte muß man kennen. Ihnen soll der Standpunkt gründlich klargemacht werden ... Man möchte euch wohl noch groß bitten, he? Dann steckt euch doch nicht in die Bedientenjacke. Und dann erkundigen Sie sich in der Küche, was es zu essen gibt. Aber mit etwas schnellen Beinen."

Er hatte sich erhoben, zeigte eine völlig veränderte Miene und schritt durch das Zimmer. Jean wurde blaß und stand ganz überrascht da vor diesem Ausbruch der Grobheit, den er nicht erwartet hatte.

„Nun, wird's bald? Man wird dir Burschen morgen den Laufpaß geben. Verlaß dich darauf!" Den schwarzen Rock weit auseinandergeschlagen, so daß die weiße Weste mit der schweren, goldenen Uhrkette zu sehen war, die Hände in die Hosentaschen versenkt, blieb er breitbeinig vor dem Diener stehen und musterte ihn langsam vom Kopf bis zu den Füßen. Aber Jean war nicht der Mensch, der aus seiner Rolle fiel.

„Ich bitte sehr um Entschuldigung, wenn ich Ihre Befehle nicht so erfüllen kann, wie Sie es wünschen ... Leider kann ich Ihnen auch mit dem Abendessen nicht dienen. Es ist niemand von dem Küchenpersonal vorhanden."

„Nun, das ist ja recht nett. Wo steckt denn die Gesellschaft?"

Jean gab ihm Auskunft; die Köchin habe einen Wirtschaftsgang zu machen, und das andere Mädchen sei eben-

falls fortgegangen, ohne daß er wisse, wann beide wiederkämen. Als Köppke diese durch nichts zu verdrängende Höflichkeit sah, wurde er milder gestimmt. Plötzlich entdeckte er auf einem kleinen Tische in der Nähe des Fensters ein Damenbrett, das sich durch irgendeinen Umstand hierher verirrt hatte. Sofort nahm er den Tisch und stellte ihn in die Nähe des Kamins. Dann setzte er sich und klappte den Kasten auseinander. „Spielen Sie Puff?" fragte er. „Dann nehmen Sie hier Platz. Man muß sich die Zeit ein bißchen vertreiben. Was die Küchenverhältnisse hier betrifft, so werde ich meiner Tochter den Marsch blasen ... Übrigens nehmen Sie das nicht so krumm, was ich vorhin gesagt habe. Aber wenn man so empfangen wird, dann hört die Gemütlichkeit auf. Allerdings können Sie ja nicht dafür, daß man Ihnen keine Instruktionen gegeben hat, wie Sie sich mir gegenüber zu verhalten haben."

Er schien wirklich darauf versessen zu sein, es hier längere Zeit auszuhalten. Er wühlte in dem Kasten und stieß immer größere Rauchwolken von sich. Als Jean das Geständnis machte, gar nichts von diesem Spiel zu verstehen und überhaupt in dieser Beziehung keine Kenntnisse zu besitzen, klappte Köppke mit den Worten: „Dann wird es aber Zeit, daß Sie es lernen", den Kasten zu und befahl, den Tisch wieder an den vorigen Platz zu stellen.

Plötzlich bekam Jean einen Einfall, den er so vortrefflich fand, daß er sich wunderte, bis jetzt noch nicht darauf gekommen zu sein. „Sie werden sehr lange zu warten haben, Herr Köppke", sagte er. „Aber wie wäre es, wenn Sie den Entschluß faßten, ebenfalls nach dem Opernhause zu fahren. Sie würden die Herrschaften dort überraschen.

Es ist jetzt nahe an ein halb acht, um acht Uhr sind Sie dort. Es dürfte nicht schwer werden, noch einen guten Platz zu erhalten. Der Herr Baron würde sich jedenfalls außerordentlich freuen."

„Hören Sie mal, — das ist eine Idee. Weshalb haben Sie das nicht schon früher gesagt?"

„Ja, die guten Gedanken kommen gewöhnlich immer zu spät", erlaubte sich Jean mit lächelnder Miene zu erwidern. Köppke erhob sich und überlegte einige Augenblicke. Ja, so wollte er es machen. Alles traf sich vorzüglich: er befand sich im Gesellschaftsanzug und war gerade aufgelegt, heute einmal Musik zu hören. Vielleicht gab es sogar ein Ballett, dann war der Abend noch weniger verloren. Ei, die Überraschung von seiner Frau und Marie! Man führe dann zusammen in ein Restaurant, um gemeinschaftlich zu Nacht zu essen. Die Amüsements sind immer am besten, die am unvorbereitetsten kommen.

Selten hatte Jean eine ähnliche Dienstbeflissenheit gezeigt wie jetzt. Er vergaß sogar nicht, darauf hinzuweisen, wo der nächste Halteplatz für Droschken sei. Köppke, den Pelz wieder an und den Hut auf dem Kopfe, holte sein Portemonnaie hervor und drückte ihm ein Fünfzigpfennigstück in die Hand, für welche Gabe er eine tiefe Verbeugung empfing. Dann eilte er hinaus.

Unten angelangt, war er kaum bis zur nächsten Ecke gegangen, als er wieder umkehrte. In einiger Entfernung sah er eine Droschke näherkommen. Er schritt über den Damm, um ihr entgegenzugehen und sich davon zu überzeugen, ob sie leer sei. Nach einigen Minuten befand er sich wieder dem Hause gegenüber, das er soeben verlassen hatte. Plötzlich sah er Lichter aufflammen, eins nach dem

andern, bis die ganze Fensterflucht des ersten Stockwerks erleuchtet war. Schließlich bemerkte er hinter den durchsichtigen Vorhängen zwei männliche Gestalten; in der einen glaubte er deutlich seinen Schwiegersohn zu erkennen. Keine Frage, — man hatte sich verleugnen lassen und ihn belogen. Er stand wie festgewurzelt auf demselben Fleck, ließ den eiskalten Wind um seine Ohren pfeifen und starrte unbeweglich zu den Fenstern hinüber. Die leere Droschke war längst vorübergerollt, ohne daß er sie beachtet hatte. Er dachte nicht mehr an das Opernhaus, aber er konnte sich nicht entsinnen, jemals eine Empfindung gehabt zu haben, wie diejenige war, die allmählich Besitz von seinem ganzen Körper zu nehmen schien. Einmal lachte er kurz auf, dann beobachtete er weiter mit zusammengekniffenen Lippen.

Plötzlich spürte er einen unbezähmbaren Durst nach Rache, der ihn vom Scheitel bis zur Sohle erzittern machte und das Blut nach seinem Kopfe trieb. Die Wut bemächtigte sich seiner, — jene fürchterliche verhaltene Wut eines Menschen, dessen ganze Natur man herausgefordert hat, und der sich im Augenblick zu ohnmächtig fühlt, um sie sich entfesseln zu lassen. Wenn er dazu imstande gewesen wäre, er hätte mit einem einzigen Faustschlage das ganze Haus dort drüben zertrümmert. So sengend und brennend hatte das Mißtrauen niemals an ihm gefressen.

Schließlich kam seine Schlauheit zum Durchbruch. Er schlug den Pelzkragen in die Höhe und ging langsam auf und ab, immer den Blick auf die andre Seite gerichtet. Seine Gewitztheit sagte ihm, daß er noch mehr zu sehen bekommen werde, und daß er diese Situation zu seinem

Vorteile ganz ausnützen müsse. Er lachte zum zweitenmal leicht auf, als er auch das Schattenbild seiner Frau erblickte. Diese breiten Schultern und diese dicke Taille konnten nur ihr gehören.

Nach einer Viertelstunde sah er in kurzen Zeitabschnitten hintereinander mehrere Droschken vorfahren, denen Damen und Herren entstiegen, unter den letzteren einige Offiziere. Nun wußte er genug. Man wollte ihn in dieser Gesellschaft nicht dulden. Er strengte seine Augen an, ob er den Major erspähen könnte, konnte aber keine Gewißheit erlangen. Dann beobachtete er, wie in den hellerleuchteten Räumen sich eine Anzahl Menschen durcheinander bewegten. Als er sich schließlich langsamen Schrittes entfernte, blieb er mehrmals nachdenklich stehen und blickte rückwärts, wie jemand, der nicht zu einem bestimmten Entschlusse kommen kann.

---

## XI.

Köppke begab sich direkt nach Hause. Theodor war der erste, der ihn zu sehen bekam. „Hast du etwas vergessen, Schwager?“ fragte er in der Meinung, sich aufmerksam erweisen zu können.

„Sei nicht so naseweis neugierig,“ schrie Köppke ihn an, so daß Theodor furchtsam einen Schritt zurücktrat. „Ist hier jemand gewesen, der den Wagen nach dem Opernhause bestellt hat?“ fuhr er fort, während er, noch immer den Hut auf dem Kopfe, erregt umherschritt. „Nein? Dann rufe sofort Willem.“

Nach wenigen Minuten erschien der Kutscher. „Wohin bist du zu heute abend befohlen worden?“ fragte ihn Köppke.

„Gegen zwölf Uhr zum Herrn Baron, wie ich schon gesagt habe," erwiderte Wilhelm.

„Es ist gut. Du brauchst heute nicht mehr anzuspannen. Auf keinen Fall, hörst du? . . . Nun, was machst du denn noch für ein dummes Gesicht! Scher' dich weg . . . Und du — siehst du denn nicht, daß ich mir den Pelz ausziehen will," schrie er Theodor abermals an. „Steht der Kerl wie eine Salzsäule da, als ob er hier im Hause nichts zu tun hätte. Aber was versteht so ein früherer Schulfuchs von dem, was sich schickt. Ja . . . Aber meine Frau und Töchter aufhetzen, das kann er. Ihnen die Köpfe verdrehen mit dem bißchen Grips, das er im Schädel hat! Da heißt's: liebe Schwester, liebe Nichte hinten und vorne. Verrenkungen machen bis auf die Diele, wenn er etwas von einem Major oder einem Baron wittern hört . . . Es hat wohl immer gute Trinkgelder gegeben, he?"

Theodor zitterte am ganzen Körper. Noch niemals hatte er den Hausherrn in einer derartigen erbitterten Stimmung gesehen. Während er ihm den Pelz abnahm, bewegten sich seine Lippen, als wollte er sprechen, ohne die Kraft dazu zu finden. Da er aber befürchtete, durch sein Schweigen die Situation noch zu verschlimmern, so faßte er den Mut, zu stammeln: „Aber Herr Schwager, — ich weiß von nichts!"

„Halt' deinen Schnabel," donnerte ihn Köppke an. „Sich obendrein noch verteidigen wollen, das ist so die Manier von deinesgleichen. Das scheint Familienerbteil zu sein. Es war ein Unglückstag, an dem dich der Teufel hierhergebracht hat."

Gelb im Gesicht, den hellen Schweiß auf der Stirn,

verschwand er und warf hinter sich die Tür krachend ins Schloß. Aber sofort öffnete er sie wieder und steckte den Kopf hinaus.

„Weshalb ist denn hier noch kein Licht gemacht?" rief er außer sich vor Zorn Theodor zu, der noch immer starren Auges auf derselben Stelle stand. „Du bist wohl auch so ein Hannepampel, wie der da drüben, der das Schwindeln aus dem Effeff gelernt hat. Dann steck' deine Stelzen in lange Strümpe und laß dir silberne Knöppe an die Jacke nähen ... Sofort Licht gemacht im großen Salon! ... Überhaupt in sämtlichen Zimmern."

Er wußte im Augenblick gar nicht, zu welchem Zwecke er eigentlich das ganze Erdgeschoß erleuchten lassen wollte, aber er empfand es als eine Genugtuung, hier Herr im Hause zu sein und eine Kreatur vor sich zu haben, die auf jeden Wink gehorchte, und die ihm das erfüllen konnte, was er vor einer halben Stunde vergeblich verlangt hatte. Trotzdem Theodor sich beeilte, sofort seinen Wunsch zu erfüllen, ging ihm das viel zu langsam. Er wetterte aufs neue und weidete sich an der Furcht, mit welcher sein Verwandter bei jedem neuen Ausbruch zusammenschreckte und mit geknickten Beinen und krummem Rücken wie gehetzt aus einem Zimmer ins andere ging, immer gefolgt von Köppke, der ihn mit erzwungener Lustigkeit bei jeder Bewegung für einen ungeschickten Menschen erklärte.

„Nun kannst du gehen ... Nein, noch nicht. Es soll noch einmal Feuer gemacht werden. Wahrhaftig, man hat es ausgehen lassen! Als ob draußen Hundstagshitze wäre. Rede erst nicht, ich weiß schon, was du sagen willst! Du glaubtest, es würde sich heute abend hier niemand aufhalten?! Du bist ein Esel mit deinen Ge-

danken. Du sollst immer das denken, was ich denke. Nun packe dich. Aber du selbst sollst Feuer machen."

Das hatte man Theodor noch niemals anzubieten gewagt, aber er blieb stumm, ging und kehrte nach einer Weile mit einem großen Blechkasten voll Holz zurück; und, mit einer blauen Schürze angetan, kniete er vor jedem Kamin nieder und ließ die Flammen emporschlagen. Und jedesmal stand sein Gebieter hinter ihm und sah der Arbeit so aufmerksam zu, als wollte er die Holzscheite zählen. Theodor empfand das, sah im Geiste das höhnische Lächeln und den schadenfrohen Blick auf sich gerichtet. Einmal bemühte er sich vergeblich, Feuer zu erlangen.

„Du wirst noch die ganzen Streichhölzer verbrauchen. Ich muß sie natürlich bezahlen," sagte Köppke. Förmlich in Schweiß gebadet, mit einem Gefühle, als wäre er soeben der Hinrichtung entgangen, entfernte sich dann Theodor, im Innern den Tag herbeisehnend, wo er endlich Ruhe vor seinem Peiniger haben würde.

„Bleibe in der Nähe, falls es etwas zu besorgen gibt," sagte Köppke noch, dann befand er sich allein. Die Hände auf dem Rücken, ging er aus einem Zimmer in das andere, blieb er vor jedem Kamin stehen, um eine Weile die züngelnden Flammen zu beobachten. Alle Räume strahlten in einer Lichtfülle, als sollte hier heute etwas ganz Besonderes vor sich gehen. Und er, ganz in Schwarz gekleidet, mit der blendend weißen Weste, sah wie der Gastgeber aus, der unruhig den geladenen Gästen entgegensieht. Während er zum dritten Male den Rundgang machte, war er in seinen Gedanken immer noch bei seinem Schwiegersohne, dessen Frau und der seinigen. Er zerbrach sich den Kopf darüber, ob alle drei im Einvernehmen gegen ihn ge-

handelt haben könnten. Schließlich war er fest überzeugt davon. Wie konnte es auch anders sein! Sie hingen ja seit einiger Zeit wie die Kletten zusammen. Plötzlich blieb er stehen und lachte laut auf. Das Gesicht, das Henriette machen würde, wenn sie weder Wilhelm noch den Wagen erblickte. Schon recht! Nun konnte sie die Nacht dort bleiben oder sich in eine Droschke setzen. Eine derartige Niederträchtigkeit mußte bestraft werden.

Köppke dachte gar nicht daran, was sich am andern Morgen daraus entspinnen könnte —: er freute sich in diesem Augenblick so sehr über seinen Streich, daß er einige Minuten lang sehr vergnügt vor sich hinblickte. Dann befand er sich wieder in dem großen Salon, und sofort änderte sich seine Stimmung. Der Abend fiel ihm ein, wo er, einer guten Laune folgend, Heckenstett und Rigard mit hierhergeschleppt und sie bewirtet hatte. Ei, wie dieser Windbeutel von Baron es verstanden hatte, sich hier einzunisten und sich beliebt zu machen! War es ihm nicht, als sähe er ihn leibhaftig vor sich, wie er dort im Fauteuil saß, sich erst zierte, dann aber den Wein ganz vortrefflich fand und ein Glas nach dem andern trank; und schließlich die Gelegenheit beim Schopfe nahm und sich von selbst auf den andern Tag zum Kaffee lud, gerade als wäre das alles ganz selbstverständlich für ihn?

Und alles das nur, um ihm, Hans Köppke, die Tausendmarkscheine aus der Tasche zu ziehen. Er hatte sich gesetzt, nun erhob er sich wieder, von Wut und Haß dazu getrieben. Ja, er allein war der Getäuschte, seine Gutmütigkeit hatte man gehörig auszunützen verstanden, um sich schließlich über ihn lustig zu machen. Er, der gewitzte Köppke aus Schöneberg, hatte sich nach Belieben

aufziehen lassen, wie ein Kinderspielzeug, über dessen Schnurren man sich amüsiert. Und jetzt saß man dort unten am Zoologischen Garten ganz gemütlich zusammen, als ob er gar nicht existierte, prunkte mit den Uniformen und trank für sein schönes Geld Champagner. Zum Schluß tanzte man womöglich noch. Es ließ sich gut tanzen, wo man so einen Dummkopf von Schwiegervater besaß! Und Henriette natürlich immer voran und die Aufgelegteste von allen!

Aber man sollte nicht zu früh triumphieren. Noch stand er auf beiden Beinen, noch hatte er die andere halbe Million in Händen, von der sich zu trennen seine Frau ihn so gerne überredet hätte. Mit dem Bewußtsein einer ihm angetanen Schmach, die in ihm wühlte und immer aufs neue die Sehnsucht nach Rache in ihm erweckte, schritt er wieder unruhig durch die Zimmer. Dann klingelte er nach Theodor.

„Eine Flasche von dem rotgesiegelten. Frage an, ob Hummer da sind. Wenn nicht, sollen welche besorgt werden. Dann will ich ein Rebhuhn haben. Du wirst hier servieren. Aber alles schnell. Es kann sein, daß ich noch fortgehe ... He, du — noch etwas!" rief er ihm nach. „Willem soll mal zu Hennicke und zu Rieck gehen, meinetwegen auch zum alten Kraatz. Ich fragte an, ob sie nicht zu einem gemütlichen ‚Schafskopf' kommen wollten. Wir würden ganz unter uns sein. Es gäbe auch noch Hummer. Nein — er soll das lieber nicht sagen."

Er freute sich über diesen Einfall. Weshalb sollte er auch nicht die alten Freunde einmal bei sich sehen!

Ja, das war ein kapitaler Gedanke: es einmal nicht verleugnen, daß er aus einer Bauernfamilie stammte, den

Schöneberger Bekannten beweisen, daß er doch der Alte geblieben sei, trotz seines hochmütigen Schwiegersohnes. Er hatte ja nun gesehen, wohin er durch dieses Hochhinauswollen geführt worden war.

Plötzlich fiel ihm etwas ein. Weshalb ließ sich denn die Jüngste gar nicht sehen? Gewiß befand sie sich in ihrem Zimmer. Dieses gute Mädchen! Sie war doch wirklich die Beste von allen, die ihrem Vater treu bleiben würde. Merkwürdig, daß sie sich so wenig aus der vornehmen Verwandtschaft machte und gar nicht den Wunsch äußerte, gleich ihrer Mutter alles mitzumachen. In diesem Augenblick fühlte Köppke, wie nahe sie seinem Herzen stehe. Das stimmte ihn ruhiger und milder. Er wollte sie selbst holen; sie sollte mit ihm zusammen am Tische sitzen und, wenn die andern kommen würden, zur Unterhaltung beitragen.

Er hatte sich inzwischen auf den Weg nach oben gemacht. Mitten auf der Treppe blieb er stehen und wunderte sich darüber, daß er nicht schon längst darauf gekommen sei, sich mehrmals in der Woche hier zu Hause seinen „Abend" zu machen, während Henriette bei Heckenstett weilte. Nun, das konnte ja noch nachgeholt werden; jedenfalls tat er gut, heute den Anfang damit zu machen.

Als er in das große Familienzimmer trat, fand er Anna in Gesellschaft vor; sein Neffe war bei ihr. Beide saßen am Sofatisch ziemlich dicht zusammen und spielten Domino. So wie sie Köppke erblickten, stoben sie wie ein paar aufgescheuchte Tauben auseinander.

„Nun, ihr steckt wohl immer zusammen?" sagte er und bemerkte dabei, wie beide rot wurden. Im ersten Augenblick ärgerte er sich über die Unverfrorenheit Fritzens, hier

oben ohne seine Erlaubnis den Abend zu verbringen. Das sah gerade so aus, als sollte seine und seiner Frau Abwesenheit besonders dazu benutzt werden. Er ließ sich aber nichts merken, denn er hatte seinen Neffen außerordentlich gern und freute sich jedesmal, wenn er sein volles Gesicht erblickte. Schon seit langem hatte er beobachtet, daß Fritz sich mit Vorliebe in der Nähe seiner Cousine aufhielt, allerlei Scherz mit ihr trieb, und daß Anna ein gewisses Gefallen an ihm fand. Seitdem Jahn im Hause war, tat er eigentlich gar nichts; seine einzige Beschäftigung bestand darin, den Tag über ein halbes Dutzend Mal nach den Pferden zu sehen und mit dem Kutscher derbe Späße zu reißen. Die Stalluft zog ihn förmlich an, und er atmete sie mit derselben Wonne ein, wie der Matrose die Seeluft. Jeden Nachmittag ritt er auf Mariens Fuchsstute aus und tummelte sich eine Stunde lang mit dem Pferde auf den Feldwegen hinter Schöneberg umher. Bis zum Frühjahr sollte man „Esmeralda" hier in Stallung und Pension behalten, bis Heckenstett weitere Verfügungen treffen würde.

Diese täglichen Spazierritte bildeten Fritzens Hauptvergnügen. Sonst tat er eigentlich nichts, was man als ein vernünftiges Tagewerk hätte bezeichnen können. Er wußte auch nicht, was er mit sich selbst anfangen sollte. Gelernt hatte er nichts, das einzige, was er verstand, war ein bißchen Ackerbau, das er von seinem verstorbenen Vater, der einige Morgen Land bei Lankwitz, einem Dorfe unweit Schönebergs, besessen, gelernt hatte.

Köppke ließ seinen Neffen nach Belieben schalten und walten, kleidete ihn und gab ihm Taschengeld. Alles das zum großen Ärger Henriettens, die diese Freigebigkeit nicht

zu begreifen vermochte und jedesmal von dem „kräftigen Menschen" sprach, der sich irgendeine nützliche Beschäftigung suchen könne. Köppke erinnerte sie dann regelmäßig an Theodor, und damit war der Ausgleich hergestellt.

Seit Mariens Verheiratung hatte Henriette weniger Gelegenheit, sich um ihn zu bekümmern, und so benutzte er die vielfache Abwesenheit der Tante dazu, die Leere im Hause auszufüllen und sich das Leben so angenehm als möglich zu machen. Er betrachtete sich als zur Familie gehörig, bekümmerte sich um alle Dinge, tauchte bald hier, bald dort auf und freute sich außerordentlich, wenn Anna in Abwesenheit der Mutter ihm etwas auf dem Klaviere vorspielte. Immer hatten Cousin und Cousine miteinander zu tuscheln und zu lachen. Sobald man den Rücken wandte, standen sie zusammen, drehte man sich um, gingen sie auseinander. Aber kein Mensch wunderte sich darüber, denn sie machten stets den Eindruck zweier übermütiger Kinder, die weiter nichts als Torheiten im Kopfe haben.

„Ei, so also vertreibt ihr euch die Zeit. Nun, wer gewinnt denn immer am meisten?" sagte Köppke und trat näher. Angesichts dieser harmlosen Zufriedenheit bekam er seine gute Laune wieder. Er zog einen Stuhl herbei und setzte sich.

„Bis jetzt habe ich vier Partien gewonnen, aber ich glaube, er verstellt sich und läßt mich nur gewinnen, um mir einen Gefallen zu erweisen," erwiderte Anna. „Und dann ist er furchtbar eigensinnig, Papa. Wenn ich einen Kopf aus den Steinen machen möchte, will er immer ein Pferd bauen."

Fritz zeigte ein vergnügtes Gesicht und lachte seine Cousine an.

„Also ein Pferd will er immer bauen," fiel Köppke, ebenfalls heiter werdend, ein. „Ja, die von der Kavallerie..." Plötzlich kam er auf etwas, woran er bisher noch gar nicht gedacht hatte. Während er sie beide betrachtete und sich innerlich erfreute an dem Anblick dieser runden Gesichter, auf deren Wangen das Rot kraftstrotzender Gesundheit lag, sagte er sich, daß er sich eigentlich kein besseres Paar denken könne. Sie paßten zueinander, als hätte die Natur sie dazu bestimmt. Sie würden gewiß sehr lustig miteinander leben und die ganze Welt von der rosigsten Seite betrachten. Und weshalb sollten sie nicht auch zusammengehören? Von diesen beiden wußte er, daß sie ihn mit offenen Armen empfangen würden, befänden sie sich erst in ihrem Neste. Wenn sie sich wirklich gern hatten, dann konnte er auch ihr Glück beschließen helfen, schon um Henrietten einmal zu beweisen, daß er ebensogut seinen eigenen Willen hatte, wie sie. Er würde sich den Teufel etwas daraus machen, ob man Zeter Mordio schrie, oder nicht. Wenn er einem Menschen wie Heckenstett eine halbe Million mit auf den Weg gegeben hatte, so verdiente sie dieser brave Junge dort jedenfalls ebensosehr. Und das Staunen des Majors und der ganzen übrigen vornehmen Gesellschaft!

Bei diesem letzten Gedanken, der blitzschnell den anderen gefolgt war, mußte er vor sich hin lachen. „Wie lange sitzt ihr denn hier schon zusammen? Ihr glüht ja wie die Leuchtkäfer," begann er wieder.

„Ja, es ist hier schrecklich warm," erwiderte Anna. Fritz nickte dazu und sah sich nach dem Ofen um. Dann blickten sich beide verlegen an.

„Ihr habt euch beide wohl sehr gern?" platzte der Alte

plötzlich hervor, nachdem er Tochter und Neffen eine Weile schweigend beobachtet hatte.

„Aber Papa!“ Anna erhob sich mit seltener Behendigkeit, hielt ihm den Mund zu und eilte dann mit den Worten: „So etwas zu sagen!“ ins Nebenzimmer.

Köppke lachte laut auf. „Nun, wie gefällt sie dir?“ sagte er, nachdem sich die Tür geschlossen hatte.

„Sie ist ein hübsches Mädchen, Onkel. Das sollt' ich meinen.“ Er zeigte seine Zähne, was ihm immer einen gewinnenden Anstrich gab.

„Und gar nicht so zimperlich und borniert wie die anderen, nicht wahr?“ fuhr Köppke fort. „Ja, wer die mal bekommt, der wird sich nicht zu beklagen brauchen.“ Plötzlich fiel ihm etwas anderes ein. „Sage mal, — hast du denn noch nicht daran gedacht, daß die Menschen eigentlich dazu da sind, sich eine Existenz zu gründen? Das Spazierenreiten wird doch einmal aufhören müssen. Du kannst doch nicht immer während des Winters baronisieren, um nur auf den Sommer zu warten.“

Beide lachten zu gleicher Zeit, weil es mit dieser Anspielung eine besondere Bewandtnis hatte. Fritz hatte sich vorgenommen, wenn es soweit wäre, den Garten hinten zu bestellen, und kam jedesmal darauf zu sprechen, sobald er die Empfindung hatte, er sei hier im Wege. So hatte sich bald im ganzen Hause das Gerücht verbreitet, er werde bei seinem Onkel regelmäßig den Winterschlaf halten und sich damit entschuldigen, daß ohne sein Beisein Kohl und Kartoffeln nicht wachsen würden.

„O ja ... Ich werde mir wohl irgendeine Beschäftigung suchen müssen. Ich besitze ja eigentlich nichts weiter, als was du mir gibst ... Sage doch, Onkel, — ich habe

beim Militär oft darüber nachgedacht, namentlich wenn ich des Abends auf meiner Matratze lag und nicht gleich einschlafen konnte: wie ist es denn eigentlich gekommen, daß du vom Großvater so viel Geld bekamst und meine Mutter so wenig? Als meine Eltern starben und du mich hier als dreizehnjährigen Jungen aufnahmst, sagtest du oft, daß ich keinen Pfifferling besitze."

„Ja, du warst damals ein ganz böser Schlingel. Wenn ich daran denke, wie ich dich noch einmal nach der Schule schickte! Du überragtest alle übrigen um mehrere Köpfe und saßest da, wie der Storch unter den Sperlingen. Und ein Jahr darauf wurdest du eingesegnet. Du freutest dich wie ein Stint, als du den schwarzen Rock anhattest. Ei, und als du erst die Handschuhe probiertest . . . Ja, ja — man wird nur einmal eingesegnet."

„Ich werde dir das niemals vergessen, Onkel, was du damals an mir getan hast. Ich hatte ja niemanden als dich, und ich weiß noch ganz genau, wie sehr ich auf dem Kirchhofe geweint habe. Dann konnte ich es gar nicht begreifen, als der Exekutor alles bei uns versiegelte und du zu mir sagtest, ich müßte das Gehöft verlassen."

„Ja, — dein Vater hatte eben alles verpulvert. Es war ja nicht viel, ein paar Acker Land. Schlechter Boden obendrein. Kein Viehbestand . . . Weißt du, — laß uns nach unten gehen. Wir trinken eine Flasche Wein. Ich glaube gar, ihr habt noch kein Abendbrot gegessen. Ja, ihr habt schon? Nun, eine Kleinigkeit könnt ihr immer noch genießen. Aus Gesellschaft."

Köppke erhob sich und öffnete die Tür, hinter welcher seine Tochter verschwunden war. „Anna, bist du da, ja?" rief er hinein. „Wir erwarten dich unten. Du kannst

dich etwas fein machen. Wenn du willst! Wir erwarten Gäste. Aber es wird nur Hennicke sein und einer von den anderen Kunden. Also nicht so viel Umstände. Es ist ja nur von wegen ein bißchen Unterhaltung."

Dann nickte er seinem Neffen zu und ging voran. Durch das Gespräch mit Fritz war er unangenehm berührt worden. Schon längst hatte er derartigen Fragen entgegengesehen. Jedesmal, wenn er den jungen Verwandten von seiner Mutter sprechen hörte, regte sich sein Gewissen, denn er war schuld daran, daß Johanna Jahn bis an ihr Ende in dürftigen Verhältnissen sitzen geblieben war. Um die innere Stimme zu beruhigen, hatte er neuerdings seinen Neffen wieder zu sich genommen, trug er sich mit der besten Absicht, ihn in seinem Fortkommen zu unterstützen. Ja, er hatte sich in der letzten Zeit so sehr an ihn gewöhnt, daß er ihn fast wie seinen Sohn betrachtete.

Unten im Speisezimmer hatte Theodor bereits das Gewünschte aufgetragen. Die Bekannten, nach denen man geschickt hatte, würden bald erscheinen, bestellte er dann.

„Es ist gut. Dann zieh dir deinen Frack an. Sage in der Küche, daß man noch mehr Hummer und Rebhühner bereithalten soll. Hennicke ißt so gern Rebhühner. Ich werde dann Anna nach unten schicken . . . Zuerst bring aber noch ein Glas und ein Besteck für Fritz."

„Ja, das ist so eine Geschichte mit deiner Mutter," sagte Köppke zu seinem Neffen, nachdem er die Gläser vollgeschenkt hatte. „Sie heiratete gegen den Willen ihres Vaters. Sie hätte eine viel bessere Partie machen können, aber sie hatte sich in Jahn verliebt und rückte mit ihm bei Nacht und Nebel aus. Dafür wurde sie vom Großvater enterbt. Dein Vater goß nämlich ganz bedenklich

einen hinter die Binde, und alles, was er hatte, war die kleine Baracke da unten bei Lankwitz. Als Großvater dann das erste Land verkaufte, schenkte er deiner Mutter aus purem Mitleid tausend Taler. Damit hätten sie schon etwas anfangen können, aber bei Jahn ging alles durch die Kehle. Später wollte Großvater immer das Testament umstoßen, aber er kam nicht dazu, weil er plötzlich starb. Und als ich noch etwas tun wollte, war es wieder bei deinen Eltern zu spät. So, nun weißt du's."

Köppke blickte nicht auf; er zerbrach eine große Hummerschere und führte den Inhalt voller Behagen dem Munde zu. Alles, was er erzählt hatte, war richtig, nur die Hauptsache hinzuzufügen, vergaß er: daß ihm sein Vater auf dem Sterbebette das Versprechen abgenommen hatte, die Hinterlassenschaft mit Johanna zu teilen. Daran aber hatte sich Hans bereits am andern Tage nicht mehr erinnert. Weshalb auch? Niemand war dabei gewesen, und der ungeteilte Besitz lockte zu mächtig.

Als Köppke endlich über den Tisch schielte, sah er seinen Neffen mit traurigem Gesichtsausdruck vor sich hinblicken. „Prosit," fuhr er fort, „es ist nun mal nicht zu ändern. Großvater tat weiter nichts, als daß er seine ungeratene Tochter bestrafte. Ich würde es ebenso machen, — werde es vielleicht auch tun. Aber deshalb brauchst du nicht gleich den Kopf hängen zu lassen, du hast ja mich noch."

Nach etwa zehn Minuten erschienen hintereinander die Gäste. Kraatz war der erste. In seinem langen schwarzen Rocke, der ihm bis über die Knie reichte, und der schwarzen Halsbinde, über welche nur ein winziger Streifen des weißen Kragens hinausragte, glich er einem Dorfkantor, der sich in seinen Sonntagsstaat geworfen hat. „Nun,

was ist denn hier los?" sagte er bei seinem Eintritt, indem er sofort in allen Ecken umherschnüffelte. „Von draußen sieht's aus, als wenn's hier extra 'was gäbe. Hem, ja ... Du willst wohl nachträglich Hochzeit feiern! Wie, Rieck kommt noch? Dann nimm nur die Gläser in acht."

Dann standen sie alle vier unter dem Kronleuchter im großen Salon zusammen und unterhielten sich sehr laut, während Anna im Nebenzimmer für die Tafel sorgte, unterstützt von Fritz, der um den Tisch herumlief, sobald sie sich auf der andern Seite befand. Ihr Scherzen und unterdrücktes Kichern ließ sich jedesmal vernehmen, sobald keiner von den vieren etwas zu sagen wußte. Hin und wieder benutzte Rieck, ein kleiner, rundgebauter Mann mit einem roten Vogelgesicht, die Gelegenheit, bis zur Portiere zu schreiten und die Nase ins Speisezimmer zu stecken.

„He du, dein Mädel könnte auch einmal zu Schweninger gehen," sagte er, als er wieder einmal seine Beobachtungen angestellt hatte.

Köppke gab ihm etwas ärgerlich den Rat, zuerst bei sich selbst damit den Anfang zu machen. Er könne das gleich zusammen mit Hennicke tun. Dann gerieten sie in ein sehr erregtes Gespräch, das sich um eine sehr wichtige Schöneberger Angelegenheit drehte. Es handelte sich um das sogenannte Akazienwäldchen, das bisher als wertloses und herrenloses Gut gegolten hatte, an welchem aber plötzlich von einer Anzahl ehemaliger Bauern Eigentumsansprüche geltend gemacht worden waren. Jetzt war es in der Teilung begriffen. Vom Fiskus war die unentgeltliche Abtretung einer Parzelle zum Bau einer Kirche für die Gemeinde beantragt worden. Sämtliche Besitzer sträubten sich aber energisch dagegen, Hennicke, Rieck und

Kraatz waren ganz besonders dabei interessiert, denn es handelte sich um Hunderttausende.

Rieck meinte, daß er gar nicht daran denke, sich übers Ohr hauen zu lassen.

„Der Fiskus kann klug reden, der hat einen großen Rachen," sagte Hennicke mit seiner Baßstimme. „Nicht einen Finger breit gebe ich umsonst."

„Keenen Pfennig für die Kirche. Die ist reich jenug," warf Kraatz ein, der, die linke, hohle Hand immer am Ohre, aufmerksam zugehört hatte.

Sie stritten sich noch eine Weile sehr laut darüber, bis Köppke, der sich ärgerte, an dem Terrain nicht beteiligt zu sein, den Großmütigen spielen wollte. „So gebt doch schon das Stück freiwillig. Ihr werdet gewiß dafür in den Himmel kommen . . . Ich wenigstens würde es tun."

„Nun hör' eener den Köppke," rief Kraatz ganz außer sich. „Er gibt immer mit dem Mund. Laß doch dahinten in deinem Garten 'ne Kapelle bauen. Da wirst du am Ende noch vor deinem Tode selig gesprochen."

Hennicke lachte, daß ihm der Bauch wackelte, und die anderen, Köppke einbegriffen, taten dasselbe. Dann setzte man sich zu Tisch. Kraatz saß neben Köppke. Kaum hatte er das erste Glas Wein hinuntergegossen, als er wieder darauf zurückkam, was denn diese feierliche Stimmung zu bedeuten habe.

„Nun, das ist doch sehr einfach," warf Hennicke ein. „Er will einmal zeigen, daß er auch etwas zu sagen hat, wenn seine Frau nicht zu Hause ist. Nicht wahr, Fräulein Anna?"

Nach einer halben Stunde waren sie alle sehr lustig. Anna hatte sich ans Klavier gesetzt und spielte, während

die Männer noch immer beim Essen waren und dem Weine tapfer zusprachen. Rieck besonders war so lebhaft geworden, daß Köppke ihm mehrmals zurief, er solle es nicht so machen, wie auf Katharina Blissings Hochzeit. Kraatz aber, der mit zitterndem Weinglase Köppke einen „lieben Freund“ über den andern nannte, behauptete schließlich, Köppke müsse Geburtstag haben. Er wollte ihn bereits „leben“ lassen. Mit der Sandgrube da unten könne es doch noch nicht so weit sein, daß sie deswegen die Gastfreundschaft hier genössen. Als dann die beiden anderen ebenfalls in Köppke drangen, sah er ein, daß er irgendeinen Grund angeben müsse. Seit Jahren hatte er sie nicht bei sich am Tische gesehen. Dieser Wechsel seiner Gesinnung mußte also wirklich aus einem besonderen Zwecke hervorgegangen sein.

„Nun, ihr werdet es schon erfahren,“ erwiderte er, weil er im Augenblick nichts Besseres zu sagen wußte. Er wandte sich nach seinem Neffen um, aber er konnte ihn nicht erblicken. Als er sich erhob und den Kopf in den Salon steckte, sah er ihn am Klavier stehen, den Ellbogen auf das Instrument gestützt und den Blick auf seine Cousine gerichtet. Es schien ihm Vergnügen zu bereiten, sie fortwährend anzulächeln.

Köppken kam derselbe Gedanke wie oben. „Entschuldigt einen Augenblick,“ rief er zurück. Dann trat er ganz in das Zimmer und winkte Fritz zu sich heran, nahm ihn am Arm und schritt der anderen Seite der Wohnung zu. Sein Gang war schwankend und sein Gesicht bereits stark gerötet.

„Hör einmal,“ begann er. „Wie stehst du eigentlich mit Anna? Hast du ihr den Kopf verdreht, oder sie dir?

Immer heraus mit der Sprache ... Nun, nun, du brauchst nicht gleich Angst zu bekommen, ich meine es gut mir dir."

Fritz zögerte noch, dunkelrot im Gesicht, dann brachte er stammelnd hervor, daß sie und er längst mit sich einig seien. Sie hätten ja schon als Kinder Vater und Mutter gespielt. Aber er habe sich bis zu dem heutigen Tage keinen Hoffnungen hingegeben, weil er wisse, daß er ein ganz armer Kerl sei.

„I, du Racker. Also hinter meinem Rücken! Wie schön du es sagst, daß du arm wie Hiob bist ... Aber deshalb kann man das Herz auf dem richtigen Fleck haben. Ein armer Kerl! Wie sich das anhört." Die Weintränen traten ihm in die Augen. „Du sollst sie haben. Ihr werdet euch ein Gut kaufen ... Ja, aller Welt zum Trotz, — du sollst sie haben. Komm nur ... Pst, Anna, laß dich einmal sehen."

Arm in Arm kehrten sie nach dem Speisezimmer zurück. Die ehemaligen Bauern wunderten sich, als plötzlich Champagner aufgetragen wurde.

„Nun brat mir aber eener 'n Storch. Er hat doch Geburtstag," rief Kraatz laut, als die Pfropfen knallten. Er wollte gerade mit den übrigen darauf anstoßen, als Köppke sich erhob und ihnen endlich Aufklärung gab. Seine jüngste Tochter habe sich heute mit seinem Neffen verlobt.

Die Gäste waren so erstaunt, daß sie kaum etwas zu sagen vermochten. Hennicke und Rieck warfen sich bezeichnende Blicke zu. Kraatz aber erlaubte sich die Frage, ob das nicht etwa ein schlechter Scherz sei? Aber es war wirklich ernst gemeint. Zu dieser Überzeugung kamen sie bald. Sie tranken wacker weiter und amüsierten sich nach Kräften, hielten aber in ihrem Innern Köppke für nicht

richtig im Kopfe, denn alle wußten, daß Fritz nicht einen Heller Vermögen besaß.

„Du willst ihm wohl den Anteil auszahlen, der ihm von Rechts wegen gebührt?" lallte Kraatz Köppke zu, als er sich als letzter verabschiedete.

„Ich bin zu nichts verpflichtet, aber ich werde mich als anständiger Mann zeigen," erwiderte Köppke und sah sich dabei nach seinem Neffen um.

---

## XII.

Henriette blieb während dieser Nacht wirklich im Hause ihres Schwiegersohnes. Am andern Morgen gegen zwölf Uhr kam sie angerauscht. Bis elf hatte sie auf etwas gewartet, was für das Ausbleiben des Wagens am gestrigen Abend als Entschuldigung hätte dienen können. Sie fand es unerhört, daß man Wilhelm nicht einmal an diesem Morgen geschickt hatte. Schließlich nahm sie an, daß irgend etwas Außergewöhnliches vorgefallen sei, worüber man sie ganz und gar vergessen habe. Um so verwunderter war sie, daß gleich bei ihrem Eintritt nichts darauf hinwies. Hinten in der Stalltür stand Wilhelm, putzte das Geschirr und pfiff eine lustige Melodie. Er sah sie nicht. Am liebsten hätte sie ihm ihren Zorn sofort laut über den Hof hinweg zu verstehen gegeben, aber sie bezwang sich. Unten fand sie ihren Bruder vor, der ihr freudig erregt entgegenkam.

Was, ihr Mann hatte befohlen, daß man sie nicht abholen sollte? Noch in vollständiger Toilette, mit vor Wut entstelltem Antlitz, wollte sie die Treppe hinaufeilen, als Theodor sie zurückhielt.

„Pst, es ist eine große Neuigkeit passiert", sagte er leise, indem er sich furchtsam umblickte. „Anna und Fritz haben sich gestern verlobt. Dein Mann hat es zugegeben. Hennicke, Rieck und Kraatz waren hier. Sie haben furchtbar viel Champagner getrunken."

„Ach, du bist verrückt." Sie stürmte die Treppe hinauf, verfolgt von den Blicken Theodors, der etwas Entsetzlichem entgegensah. Sie fand ihren Mann in Gesellschaft ihrer Tochter und Fritzens am gedeckten Frühstückstische sitzen. Alle drei kauten ganz wacker. Bereits draußen hatte sie lautes Lachen vernommen, und nun sah sie nur fröhliche Gesichter. Dieser Anblick verstärkte noch ihre Empörung. Anna sprang ihr sofort entgegen und begrüßte sie herzlich, in der Annahme, heute müsse alle Welt bei guter Laune sein und sich mit ihr freuen. Und auch Fritz zeigte eine fröhliche Miene. Sein Auftreten war sehr sicher, wie es Henrietten gegenüber noch nicht der Fall gewesen war. Aber Frau Köppke beachtete beide gar nicht.

„Wer hat dem Kutscher befohlen, mich nicht abzuholen?" brauste sie auf und trat näher.

Köppke gab seiner Tochter und Fritz einen Wink, sich zu entfernen. „Na, da bist du ja", sagte er dann, als hätte er die Frage überhört.

„Ich will wissen, wer mich gestern in so große Verlegenheit gebracht hat. Kannst du nicht richtig verstehen?"

Köppke aß ruhig weiter, ohne aufzublicken und ohne eine Weile etwas zu erwidern; dann sagte er mit kalter Ruhe: „Gab es denn keine Droschken am Opernhause? Es pflegen doch sonst immer eine Menge dort zu stehen. Wie war denn das Stück? Oder gab es Ballett?"

„Wer spricht denn vom Opernhause? Wilhelm wußte

doch, daß Gesellschaft bei Heckenstetts war. Tue doch nicht so, als wenn du das nicht gewußt hättest."

„So. Also es war Gesellschaft. Sieh einmal an! Aber es ist doch merkwürdig. Ich war um sieben Uhr dort, und da war alles dunkel. Der Diener sagte mir, daß ihr alle drei nach dem Opernhause gefahren seid. Selbst das Küchenpersonal hättet ihr mitgenommen. Ihr habt wohl da euren Tee eingenommen, wie der Kaiser es zu tun pflegt. Ja, ja — die großen Leute!" Nichts an ihm verriet, wie es in ihm wühlte und kochte. Nur sein beißender Hohn zeugte von dem langsam heranbrechenden Sturm.

„Also du hast deinen Besuch gemacht?" fragte sie gedehnt.

„Nun, das wirst du doch am besten wissen. Du wohnst ja dort mehr als hier . . . Ja — und deshalb habe ich einmal die Pferde schonen lassen. Und heute vormittag wollte ich ausfahren."

Henriette wußte im Augenblick nicht, was sie darauf erwidern sollte, denn diese Enthüllung überraschte sie. Mit keinem Worte hatte ihr Heckenstett berichtet, was vorgefallen war, aber sofort begriff sie den Grund dazu. Sie musterte ihren Mann, ohne daß er es bemerkte, sah den harten Ausdruck seines Gesichts, der auf nichts Gutes schließen ließ, und überlegte, was zu tun wäre, um aus dieser Schlinge zu geraten. Es schien ihr allerdings als das einfachste, einzugestehen, daß sie von dem Besuche nichts gewußt habe, dann aber hätten noch immer Heckenstett und Marie als die Schuldigen dagestanden.

„Ach, richtig", sagte sie plötzlich. „Ich habe ja ganz vergessen —: die meisten Gäste hatten abgeschrieben. Es

kamen nur zwei Freunde von Heckenstett. Und so fuhren wir per Droschke nach dem Opernhause, bekamen aber keine Plätze ... Der Diener war gewiß in der Meinung, wir hätten Wilhelm andre Weisung zukommen lassen. Die beiden Herren fuhren wieder mit zurück. Jean hat nichts von dir gesagt. Er hat immer kurze Gedanken. Der Baron wird sich sehr ärgern. Wie schön hätten wir alle zusammen den Abend verbringen können."

Sie atmete auf, musterte aufs neue seine Züge und löste jetzt erst den spanischen Schal vom Kopfe. Köppke sprach kein Wort, aber seine Hände zitterten, als er das letzte Stück Fleisch auf dem Teller zerteilte. Diese Ruhe kam ihr unheimlich vor. Zum ersten Male während ihrer Ehe hatte sie das Verlangen, so schnell als möglich aus seiner Nähe zu kommen.

„Bleibe doch noch einen Augenblick. Ich möchte dich noch etwas fragen", sagte er, als er bemerkte, daß sie sich entfernen wollte.

„Nur wenige Minuten. Das Mädchen wartet drinnen auf mich."

Nachdem sie sich umgekleidet hatte, kehrte sie zurück. Während ihrer Abwesenheit hatten sich Anna und Fritz wieder eingefunden. Köppke erhob sich, wischte sich mit der Serviette den Mund und sagte, zu dem Brautpaare gewendet: „So. Nun macht euch zurecht."

„Wohin wollt ihr denn?" fragte Henriette.

„Die beiden wollen zum Juwelier, um sich Ringe zu bestellen, und ich will nach der Bank ... Ach so, du weißt noch gar nicht. Sie haben sich gestern verlobt. Es kam ganz plötzlich, ohne alle Vorbereitung. Sie sind sich gut, und ich habe nicht nein gesagt. Ich war gerade bei

guter Laune. Wir hätten dich noch davon benachrichtigt, aber wir wollten die Musik im Opernhause nicht stören."

Er zog sein Etui hervor und schnitt langsam und bedächtig mit unverändert-ernster Miene die Spitze einer Zigarre ab.

Henriette starrte ihn sprachlos an; sie wollte etwas sagen, aber er kam ihr zuvor. „So gratuliere ihnen doch, sie warten ja darauf", fuhr er fort, während er die Zigarre in Brand setzte. Im nächsten Augenblick hatte sich Anna ihrer Mutter an die Brust geworfen, während Fritz eine selbstbewußte Stellung annahm. Mechanisch, noch immer ohne etwas zu sagen, küßte Henriette ihre Tochter. Ihren Neffen würdigte sie keines Blickes. Er machte sich auch nichts daraus, denn er hatte das erwartet und wußte, daß er den Onkel und Anna auf seiner Seite hatte. Ja, im Augenblick empfand er sogar viel Genugtuung darüber, daß seine Tante sich zu ärgern schien. Ohne sich beleidigt zu fühlen, verließ er gleichzeitig mit seiner Braut das Zimmer.

„So hatte also Theodor unten recht", begann Henriette endlich. „Sage, bist du denn bei Verstande gewesen... Diesem Menschen, der nichts ist und nichts hat, deine Tochter — —. Die Leute werden die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen."

„Der Baron hatte auch nichts und war noch weniger", erwiderte er gleichmütig.

Sie preßte die Lippen aufeinander und fuhr dann fort: „Daraus wird nichts."

„Daraus wird doch etwas. Wenn ich einmal ja gesagt habe, dann bleibt's dabei." Die Hände auf dem Rücken, ging er langsam auf und ab.

„Und ich sage nochmals: daraus wird nichts... Hörst du!... Er hat dem gutmütigen Schaf den Kopf verdreht. Ich werde ihm sagen, daß er sich aus dem Hause scheren solle. Er hat sich nun lange genug hier herumgedrückt."

„Darüber habe ich zu bestimmen. Es bleibt dabei."

„Aber Mensch, bist du rasend! Er war der Bursche des Barons, und er soll sein Schwager werden."

„Ach, dein Baron... Ich pfeife auf die ganze Sippe. Ich werde ihm die Tür weisen, wenn er sich noch einmal sehen läßt. Dieser... Ich hätte beinahe etwas gesagt."

„Wie, du willst mir widersprechen? Ich sage dir zum letzten Male: diese Schande wird nicht über uns gebracht. Ich soll mich wohl vor ganz Schöneberg schämen." Mit wachsendem Erstaunen und zurückgehaltenem Zorn hatte sie seinen kalten, spöttischen Widerspruch entgegengenommen. Plötzlich wich sie einen Schritt vor etwas ganz Unerwartetem zurück.

Köppke schlug auf den Tisch, daß das Geschirr klirrte. „Wer ist hier Herr im Hause?!" schrie er ohne jede Mäßigung. „Ich bin es und niemand anders. Alles, was hier ist, gehört mir ganz allein. Ich habe zu bestimmen, was geschehen soll. Du hast deine Zuckerpuppe an den Mann gebracht, und ich werde die andre verheiraten. Von heute ab ist ein Strich gemacht zwischen dem Pärchen da unten und meinem Hause. Und Hans Köppke will ein Hundsfott sein, wenn er sein Wort nicht hält... Wie? Was? Ihr wäret nicht zu Hause gewesen? Beschwindelt habt ihr mich, nichtswürdig beschwindelt! Hinten habt ihr gesessen, während vorn alles dunkel war. Ich habe den großen Herrn vor mir die

Treppe hinaufgehen sehen. Alles war abgemacht zwischen ihm und dem Diener. Alle beide sind sie Halunken ... Später habe ich unten gestanden und gesehen, wie alles erleuchtet wurde. Einer nach dem andern kam angefahren, um sich für mein Geld satt zu essen. Ich war euch nicht gut genug, das ist das Ganze. Aber vordem, da war das Hänschen zu finden, da hatte man Honig genug, um ihm die Backen zu schmieren ... Und du bist die ärgste, denn du bist meine Frau. Unter einer Decke hast du mit ihnen gesteckt. Und die Älteste ist nicht besser. Enterben werde ich sie. Und wenn sie alles durchgebracht haben, dann können sie arbeiten gehen. Lange wird's nicht dauern. Zu mir aber sollen sie nicht kommen. Es gibt keinen Trunk Wasser ... He, wünschst du noch etwas?"

Jeden Satz hatte er mit dem Niederschlagen der großen Faust begleitet, und nun stellte er sich, erdfahl im Gesicht, vor sie hin und lachte sie höhnisch an. „Ich wünsche gut zu speisen." Damit ließ er sie stehen und ging hinaus.

Seine Umwandlung war so plötzlich gekommen, daß Henriette mehr über seine Keckheit staunte, als sie Furcht vor ihm empfand. Am meisten wurde sie niedergedrückt durch das Bewußtsein, ihn belogen zu haben. Sie sagte sich zwar selbst, es sei nur eine Ausrede gewesen, aber sie konnte die Blöße, die sie sich gegeben hatte, nicht wegleugnen.

Nach zwei Tagen begab sie sich wieder zu ihrer verheirateten Tochter. Sie fand sie allein vor. Zu ihrem Erstaunen wußte auch Marie nichts von dem Vorgang.

„Nun habt ihr euch alles verdorben," sagte Henriette. „Diese Abfertigung war aber auch ein bißchen stark."

Marie geriet in große Aufregung und gestand, daß sie

das von ihrem Manne niemals erwartet hätte. Gewiß — die gesellschaftlichen Verstöße des Alten hatten ihr schon manche Unannehmlichkeit bereitet, aber er war und blieb doch immer ihr Vater. Die bessere Regung kam zum Durchbruch. Sie fühlte sich gekränkt, als wäre ihr das selbst passiert. Vor zwei Stunden war sie bei dem Major gewesen, um auf vieles Bitten Hugos den gescheiterten Versuch, den Alten zur Annahme des Geschenkes zu bewegen, zu erneuern. Man hatte ihr viele Liebenswürdigkeiten erwiesen, dabei war es aber geblieben. Mit Tränen des Zornes in den Augen war sie nach Hause zurückgekehrt. Und noch unter dieser Einwirkung stehend erzählte sie davon, ohne im Augenblick zu erwägen, wie wenig Gefallen sie ihrem Manne damit erwies. Sofort brauste Henriette auf.

„Wie, hunderttausend Mark wollte er verschenken? Ist denn der Baron nicht gescheit? Eine solche Summe! Die Leute sind alt und haben auskömmlich zu leben. So mit dem Gelde um sich zu werfen! Er tut ja gerade, als hätte er allein darüber zu verfügen. Und du bist so gutmütig und stimmst ihm noch bei. Das sollte Vater wissen!"

„Ich bitte dich, Mama, laß ihn nichts merken, daß du etwas davon weißt ... Ich glaube, da kommt er schon."

Es war in der Tat Hugo, der von einem Ausgange zurückkehrte. Er sah sofort, daß etwas wenig Erfreuliches vorgefallen sein mußte und bezog das auf den Besuch Mariens bei seinen Eltern. Er ärgerte sich mehr denn je, gerade jetzt seine Schwiegermutter vorzufinden, und begleitete daher seine Begrüßung mit einer sehr gezwungen-freundlichen Miene.

„Nun, ist etwas passiert?" fragte er, um der gedrückten

Stimmung ein Ende zu machen . . . „Sie verbringen doch mit uns den Abend, Mama? Wie wäre es, wenn wir einmal nach dem Zirkus führen?“ fügte er schnell hinzu, mehr aus Gewohnheit, als einem wirklichen Bedürfnisse folgend. „Nein? Sie wollen wieder nach Hause? Das bedaure ich lebhaft.“ Eigentlich aber war er sehr froh darüber.

Henriette kam nun auf die Szene zu sprechen, die sie mit ihrem Manne gehabt hatte. „Sie hätten ihn nicht in dieser Weise abfertigen lassen sollen, lieber Schwiegersohn. Wie wird das nun wieder gutzumachen sein?“

„Aber beste Schwiegermama, Sie machen mir unbegründete Vorwürfe. Ich handelte eigentlich nur in Ihrem Interesse.“ Und als Henriette sich dagegen verwahrte, fuhr er fort: „Aber ganz gewiß. Ich glaubte, Ihnen einen Gefallen zu erweisen, wenn ich Sie den Gästen gegenüber nicht in eine unangenehme Situation brachte, die unausbleiblich geblieben wäre. Sie selbst haben es zu mir mehr als einmal bedauert, daß Ihr Gatte manchmal die gesellschaftlichen Schranken nicht innezuhalten wisse. Es tut mir sehr leid, daß der an sich harmlose Vorgang derartige Folgen gehabt hat. Jedenfalls ist Jean in seinem Eifer, das Beste für seine Herrschaft zu wollen, zu weit gegangen. Ich werde ihm dafür einen Verweis erteilen, und er wird es für seine Pflicht halten, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit Abbitte zu leisten.“

Henriette fühlte sich durch diesen vernünftigen Ton beruhigt, wenn sie sich auch in ihrem Innern darüber ärgerte, daß er sie an etwas erinnert hatte, wofür sie keine Widerlegung fand. In diesen Räumen fiel sie niemals aus der Rolle, bewahrte sie stets eine gewisse Zurückhaltung im

Sprechen, sobald Heckenstett sie liebenswürdig behandelte. Es schmeichelte ihr, daß er sie als eine Frau betrachtete, die ihm ebenbürtig sei.

„Ja, wir müssen danach trachten, meinen Mann wieder umzustimmen. Er ließe sich vielleicht davon überzeugen, daß der Diener allein die ganze Schuld trägt. Sie müssen ihn extra zu einer Gesellschaft einladen.“ Sie glaubte nicht an diese Wirkung auf Köppke, aber sie wollte wenigstens den Beweis geben, wie sehr ihr darum zu tun sei, es nicht zum völligen Bruch kommen zu lassen.

„Ja, so wollen wir es machen, Hugo,“ warf Marie ein. „Das beste wird sein, wir suchen Papa selbst auf. Wie wäre es, wenn wir uns in Begleitung von Mama sofort auf den Weg machten? Wir könnten ja dann sogleich meiner Schwester —.“ Sie brach plötzlich ab, weil sie sah, wie ihre Mutter verstohlen die Hand auf den Mund legte.

Aber Heckenstett mußte beider Gedanken erraten haben, denn ohne auf das vorherige Thema zurückzukommen, sagte er plötzlich: „Richtig — wir müssen ja Anna noch gratulieren. Ist denn keine Anzeige eingetroffen? . . . Ich erfuhr vorhin durch Zufall, daß Fräulein Anna sich ganz plötzlich verlobt habe,“ wandte er sich dann Henrietten zu. „Wer ist denn der Glückliche? Und das ist so plötzlich gekommen? Es ist unrecht, daß sich meine Schwägerin so selten bei uns macht . . . Bitte, übermitteln Sie vorläufig meine schönsten Glückwünsche. Wir hofften, das Brautpaar recht bald bei uns zu sehen.“

Henriette und Marie befanden sich in großer Verlegenheit. Als vor einer halben Stunde die erstere die sehr schön ausgestattete Verlobungsanzeige erhalten hatte, war

sie förmlich verblüfft gewesen von diesem Ereignis. Fortwährend hatte sie daran gedacht, was für Augen Hugo machen würde, wenn er von dieser Verirrung erführe. Sie sowohl als ihre Mutter waren zu dem Entschlusse gekommen, diese Tatsache Hugo vorläufig zu verschweigen und alles aufzubieten, das Verlöbnis rückgängig zu machen. Sie ahnte sofort, daß ihr Vater seine Einwilligung nur aus Trotz gegeben habe. Und nun hätte sie sich selbst beinahe verraten.

Henriette war die erste, die ihre Fassung erlangte. „Danke, danke, — ich werde es ausrichten. Ein netter, junger Mann. Mein Gott, es war darüber nicht viel zu sprechen. Sie wissen ja, Herr Baron, wie verschieden meine Töchter geartet sind. Mein Mann wollte einmal seinen Willen durchsetzen, — gerade an dem Abend, als er hier war. Das Verhältnis kann übrigens noch auseinandergehen ... Wißt ihr was, Kinder, ich habe mir die Sache überlegt. Da ich einmal hier bin, werde ich doch mit euch nach dem Zirkus fahren."

Diese Wendung kam für Heckenstett so überraschend schnell, daß er vor Erstaunen nur eine höfliche Verbeugung, begleitet von einem schnarrenden: „Gewiß, gewiß, Schwiegermama," zu machen vermochte.

Im nächsten Augenblick klopfte es. Jean trat herein und überreichte die Visitenkarte eines Herrn, der den Hausherrn zu sprechen wünsche. Kaum hatte Hugo den Namen Rigard gelesen, als er in eine freudige Erregung geriet. Nun war der Abend gerettet; man konnte die Ausrede machen, sich heute ganz dem Freunde widmen zu müssen. Mit der Bitte an Schwiegermutter und Frau, sich zum Empfange bereitzuhalten, eilte er vergnügt hinaus, Rigard entgegen, der vorn wartete.

„Gott sei Dank,“ sagte Henriette, als sich die Tür geschlossen hatte. „Der Kleine ist gerade zur richtigen Zeit gekommen. Nun können wir mit der Blamage noch warten.“

---

## XIII.

„Was Teufel, — du bist schon wieder zurück? Das war aber schnell gegangen,“ sagte Heckenstett und begrüßte den zierlich gebauten Musiker auf das herzlichste.

„Ja. Ich hielt es nicht länger aus. Eigentlich war es ein böser Traum, der die Sehnsucht nach Berlin in mir erweckte. Denke dir nur . . . Es war in Verona, ich hatte mir die Grabstätte Romeos und Julias angesehen. Das muß wohl in der Nacht noch nachgewirkt haben. Denn plötzlich war ich gestorben. Ich sah dich und Dora an die Bahre herantreten und hörte, wie ihr meinen Tod auf das lebhafteste bedauertet. Zum Dank dafür, daß ich euch den Gefallen getan hatte, nichts mehr zu sehen und für immer stumm zu bleiben, wurdet ihr sehr zärtlich und gabt euch einen Kuß über den andern.“

„Ums Himmelswillen, wenn das meine Frau hörte!“ unterbrach ihn Heckenstett lustig und blickte um sich.

„Du kannst dir denken, wie ich mich am andern Morgen freute, als ich vom Scheintode erwachte,“ fuhr Rigard mit ernster Miene fort.

„Teufel auch, — zu sterben ist keine Kleinigkeit,“ fiel Hugo abermals ein. „Dann bist du natürlich von der Eifersucht geplagt worden und hast allen Ernstes gedacht, dieser Traum könnte wirklich in Erfüllung gegangen sein?“

„Zur Hälfte wenigstens,“ erwiderte Rigard. „Bei deiner Don-Juan-Natur und der Unbeständigkeit der Weiber —“

„Aber du wußtest doch, daß ich verheiratet bin, und du wirst mir doch nicht zutrauen ..."

„Ach, richtig, — daran dachte ich gar nicht. Entschuldige nur. Aber es hätte trotzdem möglich sein können. So ein bißchen Ehe ist doch kein Hindernis."

Heckenstett lachte laut auf. Dann sagte er: „Rigard, du Tugendmensch, was für unmoralische Anschauungen hast du mitgebracht!" Plötzlich wurde er ernst. „Übrigens kannst du ganz beruhigt sein. Ich habe die Kleine seit unserem letzten Zusammensein gar nicht mehr gesehen. Überhaupt auch nichts von ihr gehört. Aber grüße sie von mir. Nimmt sie noch immer Gesangunterricht?"

„Hoffentlich! Sie schrieb mir zuletzt, daß sie große Fortschritte gemacht habe. Ich bin sehr neugierig."

„Wenn sich nur dein Mäzenatentum belohnen wird," begann Heckenstett wieder nach einer Pause. „Und deine Oper, die Königin von Capri? Wie steht es damit? Ist dir da unten die nötige Begeisterung aufgegangen?"

Rigard schüttelte mit dem Kopf und stieß einen leisen Seufzer aus. Er sei nicht weit damit gekommen; aber er habe sehr viel Anregung empfangen und eine Menge Motive im Kopfe, die er hier in Ruhe zu verarbeiten gedenke.

„Nun aber bitte ... Du wirst doch heute unser Gast sein."

Gleich in den nächsten Tagen nahm Rigard die unschuldige Beziehung zu Dora Tietz wieder auf. Zweimal in der Woche, am Spätnachmittage, ging die Kleine nach dem Geschäft, einem großen, altangesehenen Handelshause, um „abzuliefern," und regelmäßig traf sie dabei mit Hartwig zusammen. Sie hatte sich bereits so sehr daran gewöhnt, daß der Tag nicht ganz seinen Zweck erfüllt hätte, wenn

sie den Freund nicht zur bestimmten Zeit auf dem Spittelmarkt, wo die Pferdebahnlinien, die beide benutzten, sich kreuzten, angetroffen haben würde. Gewöhnlich war er zuerst zur Stelle und musterte die Fahrgäste jedes Wagens. Wenn er sie dann mit dem gelben Paket im Arm zierlich und gewandt hinausspringen sah, freute er sich aufrichtig und begrüßte sie, als hätte er eine Dame der besten Gesellschaft vor sich.

Nach der Abfertigung im Geschäft suchten sie eine kleine Konditorei in einer der alten Straßen im Zentrum auf, in deren verräuchertem Hinterzimmer sie gewöhnlich die einzigen Gäste waren. Die dicke Dame hinter dem Ladentisch, aus der man niemals klug wurde, ob sie die Inhaberin oder die Mamsell sei, kannte ihre Bedürfnisse bereits so genau, daß sie sich gleich nach ihrem Eintritt dem kleinen Fenster im Winkel zuwandte und mit einer Stimme, als hätte sie alle Hände voll zu tun, in die Küche rief: „Ein Kaffee ohne Sahne — ein Schokkolad!" und dann in die Höhe langte, um die Kognakflasche herunterzuholen.

Und so entspann sich zwischen beiden ein ganz merkwürdiges Verhältnis. Dora hatte ihn gern, aber niemals hätte sie eine tiefere Neigung für ihn empfinden können. Dazu erschien er ihr äußerlich viel zu unbedeutend, trotzdem sie sich durch den Umgang mit ihm sehr geehrt fühlte; nicht allein deswegen, weil er sie zart behandelte, weil er ihr Aufmerksamkeiten erwies, für welche sie sich ihm gegenüber zu Dank verpflichtet fühlte, sondern weil das alles von einem feingebildeten Manne kam, der obendrein von Adel war. Aber er besaß ihr zu wenig Männliches, war zu possierlich in allen seinen Bewegungen, die ihr wie die

eines nicht völlig ausgewachsenen Menschen vorkamen. Immer, wenn sie seine zierlichen, weißen Hände betrachtete, die in den weiten Manschetten fast verschwanden, den kleinen ausdruckslosen Kopf musterte, auf dem das flachsfarbene Haar in dicken Flocken wie das einer Wachspuppe lag; wenn sie seine feine, säuselnde Stimme vernahm, — bildete sie sich ein, es mit einem verkleideten Mädchen zu tun zu haben. Sie fand diesen Einfall so drollig, daß der Gedanke, ihn einmal in Frauenkleidern zu sehen, sie nicht mehr verließ. Und als sie eines Tages in ihm viel Ähnlichkeit mit ihrer Cousine entdeckte, mußte sie so laut auflachen, daß die Schlagsahne über ihre roten Lippen lief, wodurch er sich ebenfalls zum Lachen genötigt sah. Und so saßen sie sich eine Weile gegenüber und amüsierten sich wie zwei Kinder, die gar nicht daran denken, sich nach der Ursache ihrer Lustigkeit zu fragen.

Diese Heiterkeit — es war bei der vierten Zusammenkunft nach seiner Rückkehr aus Italien — gab ihm den Mut zur ersten Zärtlichkeit. Er hatte sich bereits den zweiten Kognak bestellt und die dritte Zigarette verraucht. In der Konditorei war es still, sie wurden von niemandem beobachtet. Plötzlich rückte er näher und versuchte sie um die Taille zu fassen. Sofort war sie wie umgewandelt.

„Herr von Rigard, bitte — vielleicht lassen Sie das!" Sie wehrte ihn so energisch ab, daß er rot wie ein Schulknabe wurde und völlig eingeschüchtert auf seinen Stuhl zurückkehrte. Das wirkte wieder so komisch auf sie, daß sie nur mit Mühe das abermals aufsteigende Lachen zurückhalten konnte, um ihn nicht zu kränken und zu erzürnen. Plötzlich tat ihr diese Schroffheit sehr leid. Sie streckte ihm die Hand entgegen und sagte: „Lassen Sie uns gute

Freunde bleiben. Ich will ganz offen zu Ihnen sein. Ich bin Ihnen dankbar dafür, daß Sie sich so sehr für mich interessieren. Aber sehen Sie, — um eine Liebschaft anzubandeln, bin ich zu anständig. Meine Mutter würde mir auch schön auf den Kopf kommen. Und heiraten werden Sie mich doch nicht. Also machen Sie nicht so ein böses Gesicht."

Sie zeigte nicht nur gern ihre kleinen weißen Zähne, labte sich nicht nur mit Vorliebe an Schokolade und an Apfelkuchen mit Schlagsahne, sondern sie war auch ein kluges Mädchen: sie dachte sofort ans Heiraten. Ihre Offenheit gefiel ihm, aber im Innern ärgerte er sich doch außerordentlich, wie alle Männer, die eine ähnliche Abweisung erfahren. Das schlimmste war, daß gerade diese Abweisung ihren Liebreiz in seinen Augen noch erhöhte und in ihm eine Neigung zu ihr entfachte, die er für dumm und überflüssig erklären mußte, gegen die er aber vergeblich kämpfte.

„Wie geht's denn dem Freiherrn von Heckenstett?" fragte sie plötzlich, als sie bemerkte, daß er ernst geworden war. Sie wollte ihn auf andre Gedanken bringen. Er hatte auf diese Frage bereits gewartet, die ihm so bekannt war, wie das Grübchen in ihrer Wange, das ihm stets küssenswert erschien. Das verstärkte seinen Ärger noch. Im stillen beneidete er Heckenstett um dieses ewige Denken Doras an den Freund.

„Lebt er glücklich?" fuhr Dora in lustigem Plaudertone fort, indem sie ein Stückchen Kuchen zerbröckelte und die Krümel ihren roten Lippen zuführte.

„Ich glaube, nicht besonders," platzte Rigard ohne jede Überlegung heraus. „Das heißt, — ich wollte sagen —"

„Wie, er ist unglücklich? Mein Gott, der arme Mensch! Aber Sie sagten mir doch, daß er sich so reich verheiratet habe. Was hat er nun davon! ... Aber weshalb sehen die Männer immer so sehr nach dem Gelde. Das bestraft sich immer." Aus ihrem Erstaunen und Bedauern klang unzweideutig die kalte Genugtuung hervor.

„Aber ich vergaß ja ganz ... Er wollte um halb sieben hierherkommen," sagte Rigard wieder und zog seine Uhr hervor. Dann richtete er seinen Blick auf Dora, um die Wirkung dieser Worte zu beobachten.

„Wie — hierher?"

„Ja. Vorausgesetzt, daß er nicht Scherz gemacht hat. Wir wollten heute einmal einen gemütlichen Bummel machen."

„Und das sagen Sie mir erst jetzt ... Aber Herr von Rigard! Sie sind hinterlistig. Himmel, wie ich aussehe! Mein gewöhnliches Straßenkleid ... die alte Brosche ... ich hatte nicht einmal Zeit, mir das Haar ordentlich zu brennen ... Gewiß haben Sie das gestern bereits gewußt. Hätten Sie mir nur eine Zeile geschrieben ... Was wird Ihr Freund nun von mir denken." Sie war in große Aufregung geraten, erhob sich und musterte sich in dem Spiegel, der über dem Sofa hing. „Haben Sie keinen Kamm bei sich? Ja? Bitte einen Augenblick." Und als ihr Wunsch erfüllt war, begann sie die Vorderpartie ihres Haares zu lockern und die goldblonden Strähnen in sanften Wellenlinien nach beiden Seiten zu kämmen.

„Hier, bitte. Danke sehr ... Nun sehe ich wie eine Nonne aus." Dann bewegte sie abermals den schlanken Hals, rückte an der Brosche, zupfte an ihrem Kleide und musterte schließlich die Nägel ihrer Hände. Rigard be-

trachtete sie schweigend und regungslos mit aufeinandergepreßten Lippen, unangenehm berührt von dem Bewußtsein, daß alle diese kleinen Koketterien nicht ihm galten, sondern einem andern. In diesem Augenblick wünschte er, Heckenstett wäre verhindert zu erscheinen. Er fühlte sich durch diese Rücksichtslosigkeit Doras verletzt, wußte aber selbst nicht, mit welcher Berechtigung. Er hatte die Empfindung, ein großer Narr zu sein, der sich außerr ordentlich klug gestellt hatte, ohne daran zu denken, daß sein Ernst nur mit lachendem Munde aufgenommen würde. Plötzlich erwachte das Mißtrauen in ihm. Weshalb hatte sich Heckenstett so genau nach der Lage dieser Konditorei erkundigt, aus welchem Grunde wollte er gerade hier mit ihnen zusammentreffen? Gewiß doch nur, um die Kleine wiederzusehen, um sie wie ein hübsches Spielzeug zu betrachten, nach welchem er nur die Hand auszustrecken brauche, um es zu besitzen. Natürlich, wenn man ein schöner Mann war und leichtfertige Anschauungen vom Leben hatte und überdies stets eine gefüllte Börse in der Tasche, dann ... „Pfui, schäme dich, er hat dir fünftausend Mark geliehen, und du dankst ihm dafür mit einem schlimmen Verdacht." Mit dieser Gedankenwendung stellte Rigard sein Grübeln ein. Schließlich war es doch das beste, alles mit Humor zu ertragen.

„Ei, für so eitel hätte ich Sie nie gehalten, Dorchen," sagte er endlich und griff nach der Pappschachtel, um sich eine neue Zigarette anzuzünden. „Es hat ja doch keinen Zweck. Heckenstett ist ein solider Ehemann geworden und hat Sie längst vergessen."

„Sie wollen mich ärgern, Herr von Rigard. Wie ich das finde! ... Muß man denn immer gleich schlechte Ab-

sichten haben, wenn man nicht wie eine Zottelpuppe erscheinen will? Nein, so etwas! Solche Worte hätte ich Ihnen nie zugetraut. Ich gehe auf der Stelle. Ich will auch keinen Gesangunterricht mehr nehmen. Sie brauchen keine Sängerin aus mir zu machen. Nachher könnte es mir vielleicht so wie der Lange gehen. Die wurde auch immer mit der Lucca vertröstet. Und was ist sie jetzt? Ich möchte mit ihr nicht tauschen ... Wir wollen uns auch nicht mehr treffen."

Tiefrot im Gesicht, mit zuckenden Lippen, Tränen in den Augen, schritt sie dem Kleiderriegel zu und langte ihre Garderobe herunter.

„Aber Fräulein Dora, — Sie wollen doch nicht?" Er trat auf sie zu, um ihr den Mantel wieder abzunehmen. Sie wehrte sich aber mit einer zornigen Gebärde so energisch dagegen, daß er erstaunt einen Schritt zurücktrat und gar nicht den Mut fand, ihr beim Anziehen behilflich zu sein.

„Aber Sie werden doch jetzt nicht gehen, — da kommt er ja schon. Seien Sie doch vernünftig," raunte er ihr plötzlich eindringlich zu. Man konnte durch die Glastür Heckenstett vor dem Ladentisch stehen sehen. In der nächsten halben Minute war er mit einem lauten „Guten Abend, Kinder," hereingetreten.

„Also in dieser Bude haltet ihr eure Verschwörungen ab," sagte er, während er Havelock und Zylinderhut ablegte. Übrigens ein guter Gedanke von dir. Zweibeinige Wesen scheinen sich selten hierher zu verirren. Aber auf einige Augenblicke will ich doch Platz nehmen. Verdammt kalt draußen." Jetzt erst streckte er beiden seine Hand entgegen. „Ihr wolltet wohl gerade aufbrechen?" fuhr er fort, als er Dora mit dem Hut in der Hand stehen sah,

„Bitte, nehmen Sie nur wieder Platz. Mir werden Sie doch diesen Gefallen tun . . . einem alten Bekannten.“ Er griff nach ihrem Hut und hing ihn auf den Haken. Ihre Stimmung änderte sich, sie lächelte ihn freundlich an und setzte sich auf das Sofa.

Man blieb nicht mehr lange beisammen. Dora verabschiedete sich; von Hugo mit einem langen Händedruck und von Rigard auffallend kurz und mit einer Kälte, die Heckenstett sofort auffiel. „Hast du etwas mit ihr vorgehabt?“ fragte dieser, als sie beide eine Droschke bestiegen hatten, um der Gegend der „Linden“ zuzufahren. „Mir fiel es schon in der Konditorei auf. Übrigens habe ich heute wieder gesehen, daß sie ein Paar Augen hat, die Feuer genug haben, um sich einmal gründlich daran zu verbrennen. Und diese kleinen, molligen Hände. Sie hat sich während des Vierteljahres sehr herausgemustert. Und verliebte Blicke kann sie werfen . . .“

„Ja — aber immer nur nach dir,“ erwiderte Rigard mit einem Seufzer. Er lispelte so sehr, daß Heckenstett ihn bei dem Geräusch des Wagens sehr schwer verstand und wiederholt fragen mußte. „Es ist keine Frage . . . sie ist ganz verrückt nach dir,“ fuhr Rigard fort, indem er seine Stimme anstrengte. „Ein seltsames Gemisch von Schwärmerei, Lebenslust und Gutmütigkeit — dieses Mädchen. Dabei ist sie klug und witzig. Der Leichtsinn steckt ihr in allen Gliedern, aber sie scheint sich davor zu fürchten, ihn zu wecken.“

Heckenstett schwieg. In die Ecke des Polsters gedrückt, hörte er mit geschlossenen Augen dem Freunde zu. Sein altes Siegesbewußtsein dem schönen Geschlechte gegenüber erwachte in ihm; die Kleine flößte ihm plötzlich dasselbe

Interesse ein, das er für sie beim Mondenschein in Wilmersdorf gehegt hatte. Ach ja, die schöne Freiheit! Damals hatte er noch von Liebe geträumt, von einer Ehe, in welcher neben dem Luxus das Herz nicht ganz verloren ginge. Schließlich blieb der letzte Ausweg die Zerstreuung, und der Trost, daß es tausend anderen ebenso gegangen war, daß sie das Leben in der gleichen Weise genossen hatten. Doras jugendliches, frisches Gesicht tauchte in seinem Geiste auf. Wie verführerisch sie ihn anlächelte, wie die Augen ihm ein „Komm' zu mir" zuwinkten, wie sie die Weichheit ihrer zarten Hand prüfte, als wollte sie mit ihr im nächsten Augenblick ihm die Sorgen von der Stirn verscheuchen.

Der Wagen hielt. „Amüsieren wir uns einmal gründlich," sagte Heckenstett, als sie ausgestiegen waren und Arm in Arm in die Friedrichstraße bogen. Sie hatten kein bestimmtes Ziel vor und überlegten eine Weile, wohin sie sich wenden sollten. Endlich entschlossen sie sich für den „Wintergarten", wo eine preisgekrönte Schönheit auftrat, für welche seit Wochen große Reklame gemacht wurde.

„Könnte nun die Kleine nicht bei uns sein?" sagte Heckenstett unwillkürlich, als sie einig geworden waren. Und als Rigard ihn groß anblickte und vor Erstaunen kopfschüttelnd die Lippen bewegte, als fände er plötzlich die soeben geäußerte Ansicht des Ehemannes entsetzlich, fuhr er lustig fort: „Du glaubst wohl noch immer an die Erfüllung deines Traumes? Ja, weißt du, ich höre sie zu gern lachen. Nichts ist reizender, als ein melodisches Frauenlachen. Vorausgesetzt, daß schöne Zähne vorhanden sind. Manche wollen's und können's nicht. Das wirkt dann unsympathisch. Gerade, als wenn jemand fortwährend sänge, ohne Stimme zu haben."

„Jetz denkt er an seine Frau," dachte Rigard, erwiderte aber nichts, sondern nickte nur, weil ihm das Getöse auf der Straße das Sprechen verleidete.

„Teufel, war das nicht Köppke? Einer von den beiden?" fragte Heckenstett. Sie blieben einige Augenblicke im Gedränge stehen und blickten sich um, gingen dann aber weiter, ohne sich überzeugt zu haben. „Es kann schon möglich sein," fuhr er fort. „Heute ist ja Sonnabend. Das wäre brillantes Pech, mit ihm noch zu krambolieren."

Im „Wintergarten" hörten sie nur den ersten Teil des Programms und gingen dann zu Hiller, wo sie zu Abend speisten. Es war gegen zehn Uhr, als sie in sehr aufgelegter Stimmung in eine Singspielhalle in der Friedrichstraße gerieten, in welcher die jungen Lebemänner das Stammpublikum bildeten. Eine langaufgeschossene Dame mit eckigen Bewegungen und dem Gesichte eines Jockeys sang soeben in englischem Kauderwelsch ein Lied, das von den meisten nicht verstanden, dessen Refrain aber von den angeheiterten Gästen sehr laut mitgesungen wurde. Währenddessen schritt ein breitschultriger, schwarzgekleideter Mann mit dem strengen, bärtigen Antlitz eines ehemaligen Polizeibeamten den Mittelgang entlang und ermahnte die Störer energisch zur Ruhe. Bei seinem Auftauchen verstummte der Lärm, brach aber sofort von neuem los, sobald er den Rücken gekehrt hatte. Im großen Spiegel über dem Podium zeigte sich das ganze bewegte Bild des langgestreckten Raumes: die unruhigen Mienen der eng aneinandergedrückten Gäste, die von dem Zigarrendampf umhüllten Flammen der drei Kronleuchter, die kommenden und gehenden Gestalten, die vergoldeten Kapitäle der Säulen, die nach rechts und links kokettierenden Köpfe der Sängerinnen

und ein Teil ihrer entblößten Schultern und Arme —: der ganze ungebundene Trubel eines feineren Tingeltangels, in dem der ungenierteste Ton herrscht.

„Heda, Heckenstett, — sieht man Sie auch mal wieder! Wie geht's?" Mit diesen Worten wurde Hugo gleich nach seinem Eintritt etwas laut von einem Dragonerleutnant in Zivil begrüßt, der sich in Gesellschaft einiger andrer Herren befand. „Das ist famos. Nehmen Sie doch hier Platz."

„Ah, Lettow. Guten Abend. Wir haben uns ja tausend Jahre nicht gesehen", erwiderte Heckenstett und ließ sich auf den Stuhl nieder, den man ihm bereitwilligst entgegengerückt hatte.

„Nun, glücklich in den Hafen eingelaufen?" fragte von Lettow, nachdem eine flüchtige Vorstellung am Tische erfolgt war. „Habe davon gehört. Kolossal viel Moos. Glückspilz Sie! Aber nett von Ihnen, daß Sie diese Bude noch nicht vergessen haben. Manchen fidelen Abend hier verlebt ... im vorigen Winter, was? Kennen Sie noch die Kleine da oben, die Valloni? Drehen Sie sich doch einmal um, sie guckt sich ja die Augen nach Ihnen aus."

In diesem Augenblick trat das Blumenmädchen des Lokals auf Heckenstett zu und präsentierte ihm lächelnd ein Bukett mit der Bemerkung, Fräulein Valloni lasse ihn bitten, dasselbe für sie zu kaufen. Hugo zog seine Börse, bezahlte und befahl, die Blumen mit einem Gruße zu überreichen. Als er abermals den Kopf wendete und freundlich zum Podium hinübernickte, wurde er von der Beschenkten durch ein Kußhändchen ausgezeichnet.

„Alte Neigung scheint erwacht zu sein. Ich komme Ihnen einen Schluck darauf", sagte Lettow und griff zu seinem

Glase. Plötzlich ertönte seitwärts von diesem Tische ein lautes, breites Lachen, das den ganzen Lärm übertönte. „Ja, aber des is so. Zu Hause sitzt die arme junge Frau, und hier wird solchen Damen spendiert. Pfui Deibel!“ erscholl dieselbe Stimme sehr deutlich. Gelächter ertönte; einige Gäste schienen sich über den Sprecher zu amüsieren.

„Dieser Kerl randaliert schon den ganzen Abend“, sagte einer der Begleiter Lettows halblaut, ein junger Mann mit einem schwarzen Schnurrbärtchen im blassen, etwas verlebten Gesicht, der Heckenstett als Graf Sirba vorgestellt worden war. „Die frische Luft würde ihm gut tun.“ Er gab seinem Stuhle einen Ruck, um der Belästigung des breiten Rückens hinter ihm zu entgehen.

Heckenstett wagte nicht, sich zu rühren. Leichenblaß im Gesicht, mit stark klopfendem Herzen und dem Gefühle einer unnatürlichen Hitze, die sich langsam seines ganzen Körpers bemächtigte, starrte er auf den Tisch. Ein verzerrtes Lächeln war das einzige, was er für die letzten direkt an ihn gerichteten Worte hatte. Er besaß nicht die Kraft, sich mit einer verbindlichen Redensart zu empfehlen, um weiteren Unannehmlichkeiten zu entgehen. Zum Unglück kam Fräulein Valloni die Stufen von der Bühne herab und den Gang entlanggeschritten. Was Heckenstett ahnte, traf ein: sie blieb vor ihm stehen, streckte ihm sofort die Hand entgegen und lehnte sich mit der Ungeniertheit einer alten Bekannten auf seine Schulter. Heckenstett tat sehr frostig, aber sie nahm keine Rücksicht darauf, hielt ihm das Bukett unter die Nase und sagte: „Duckmäuser, — man ist wohl stolz geworden.“ Dann tänzelte sie den hinteren Räumen zu. Am Nebentisch erschallte dasselbe unschöne Lachen, wie vorhin. Der Stuhl knackte,

der breite Rücken machte ein halbe Wendung, und in der Lücke zwischen Lettow und dem Grafen zeigte sich das stark gerötete Gesicht Köppkens. Neben ihm saß sein Neffe, der die große linke Hand, in welcher er eine Zigarette hielt, gegen den Mund gedrückt hatte, so daß der blanke Verlobungsring stark ins Auge fiel.

„Aber ich muß doch bitten, mein Herr", sagte Graf Sirba unwillig, da er immer mehr nach dem Tische gedrängt wurde und sich kaum noch rühren konnte.

„Entschuldigen Sie, Herr Baron", sagte Köppke, indem er die Finger der rechten Hand gegen die Schläfe legte und wie ein Soldat Honneur machte. Er war bereits stark bezecht und zu den gewagtesten Dingen aufgelegt. Diesmal machte ihn die Anwesenheit seines Schwiegersohnes noch herausfordernder. Die Unbeteiligten in der Nähe lachten und amüsierten sich über ihn, da sie ihn für einen harmlosen Spaßvogel hielten.

„Millionenbäuerchen, ruhig, keinen Krakeel machen", sagte eine in der Nähe stehende Mamsell und drohte mit dem Finger. Erneuertes Gelächter erfolgte, da die Umsitzenden das „Millionenbäuerchen" für einen Scherz hielten.

„Was die Herren Offiziere sind, sind wir ooch", schrie Köppke laut, jetzt ganz rot im Gesicht. Die Wut beim Anblick Heckenstetts stieg plötzlich in ihm auf. „Immer noch keen jeschaßter . . . Ick habe meinen Degen heute zu Hause jelassen", setzte er dann, wieder in eine andere Stimmung übergehend, hinzu. Ein brüllendes Lachen folgte. Alles ahnte, daß diese Spitze gegen die Herren am Nebentisch gerichtet sei, und daß eine gewisse persönliche Beziehung vorhanden sein müsse. Die Sache konnte sich also noch sehr interessant entwickeln.

„Aber so laß das doch, Onkel. Es wird noch zu einem Skandal kommen. Du wirst ihn doch nicht öffentlich bloßstellen wollen", redete ihm Fritz gütlich zu. Das Benehmen Köppkes behagte ihm nicht, da er außerordentlich viel Sympathie für Heckenstett besaß, die aus alter Anhänglichkeit hervorgegangen war. Muß er sich auch gerade vor unsere Nasen setzen. Wenn er wenigstens gehen wollte, dachte er.

Aber Heckenstett blieb. Er hielt es für das beste, so zu tun, als ginge ihn das alles nichts an, obschon er zitterte bei dem Gedanken, der Alte könnte sich noch mehr vergessen. Nach und nach bemächtigte sich seiner ein unangenehmes Gefühl, das schließlich in Ekel überging. Er unterhielt sich leise mit Lettow, während Köppke immer noch laut sprach.

„Ruhig da hinten! Herr Direktor, der Mann muß raus", ließen sich einige Stimmen am Podium vernehmen, nachdem eine Sängerin, die kaum verständlich wurde, ein Lied begonnen hatte. Der „Direktor" war der schwarzgekleidete Mann, der, die Hände auf dem Rücken, gleich einem lebenden Warnungszeichen im Lokale auf und ab schritt. Er trat auf Köppke zu und wechselte mit ihm einige Worte, aber doch mit jener Rücksicht, die man einem guten Bekannten entgegenbringt.

Plötzlich wurde Rigard sichtbar. Er war am Eingange durch irgend etwas zurückgehalten worden und sah sich nun rechts und links nach Heckenstett um.

„Herr Baron! . . . Herr Baron! . . . Pst . . . hier!" rief Köppke laut und stand auf, um sich dem Komponisten bemerkbar zu machen. In der Nähe wurde wieder gelacht, da man annahm, es handle sich um einen neuen

Witz. Vorn erschallten aufs neue die Rufe nach Ruhe. Der Direktor aber hielt mitten in seinem Gange inne und warf einen drohenden Blick auf den Störenfried. Da Rigard den Freund nicht gleich erblickte und keine Veranlassung zu einem weiteren Aufsehen geben wollte, so drängte er sich durch das Publikum und nahm am Tische Köppkes Platz, ungehindert von Heckenstett, der sich der Erwartung hingab, sein Schwiegervater werde durch die Anwesenheit Rigards auf andre Gedanken kommen. Diese Gelegenheit wollte er benutzen, um mit Anstand das Lokal zu verlassen. Sofort stellte Köppke Rigard seinem Neffen vor, wobei Fritz seine Zähne zeigte, sich mit einer ungeschickten Bewegung halb vom Stuhle erhob und sich allem Anschein nach durch das „Baron" sehr geehrt fühlte.

„Er hat sich mit meiner Jüngsten verlobt", schrie Köppke Rigard ins Ohr hinein, in der Meinung, er habe es mit dem alten Kraatz zu tun. Rigard zeigte ein verdutztes Gesicht und musterte etwas unhöflich Jahn, von dessen verwandtschaftlichem Verhältnis zu Heckenstett ihm dieser nicht die geringste Mitteilung gemacht hatte. Zum erstenmal blickte Hugo, der jedes Wort vernahm, überrascht auf. Wahrhaftig, da saß er, sein ehemaliger Bursche, glückstrahlenden Angesichts und mit etwas umnebelten Augen, die Hand mit dem Verlobungsring noch immer am Munde. Jetzt wurde Heckenstett von Rigard erblickt, der ihm sofort zuwinkte, zu ihm heranzukommen.

„Aber so lassen Sie ihn doch sitzen", sagte Köppke und hielt seinen Arm fest. „Er ist ein Erzschuft, der mich um meine Tochter und mein Geld betrogen hat ... Heda, Bier hierher!" rief er seitwärts. Rigard ahnte sofort, daß zwischen beiden etwas Ernstliches vorgefallen sein

müsse. „Aber ich muß doch bitten, in einem andern Tone von meinem Freunde zu sprechen. Sonst muß ich Ihren Tisch verlassen", sagte er ernsthaft und wollte sich erheben. Sie setzten sich noch eine Weile darüber auseinander, beruhigten sich dann aber. Während dieser ganzen Zeit sagte Jahn kein Wort. Er hatte jetzt die gefalteten Hände auf den Tisch gelegt und drehte einen Daumen um den andern. Nur hin und wieder machte er kleine Augen und lächelte etwas blöde. Um diese Zeit pflegte er gewöhnlich bereits im Bette zu liegen, und so bemächtigte sich seiner allmählich die Müdigkeit.

Der Vortrag war zu Ende. „Mädel, komm einmal her", rief Köppke plötzlich der Blumenverkäuferin zu. „Trage jeder von den Damen ein Bokett hin . . . Was kostet das Stück? Eine Mark? Du bist wohl nicht von hier? Du kannst so bleiben. Behalte nur das andre." Nach einer Weile rief er sie zurück und behauptete, ein Zwanzigmarkstück statt eines Zehnmarkstückes gegeben zu haben. Die Händlerin verbat sich das energisch, worauf er grob wurde. Schließlich kaufte er ihr noch ein Bukett ab, überreichte seinem Neffen und Rigard je eine Blume und steckte den Rest in ein Knopfloch seines Rockes. Dann befahl er der Mamsell, jeder der Sängerinnen ein Glas Wein zu geben. „Was andre können, können wir auch", sagte er mit einem Blick auf Heckenstett, worauf ihm von mehreren Seiten ein „Sehr richtig!" entgegenschallte. Er wußte kaum, was er tat, hatte aber doch das instinktive Bewußtsein, seinem Hasse gegen Heckenstett in irgendeiner Weise Luft machen zu müssen. Seiner Ansicht nach wäre es die Verpflichtung seines Schwiegersohnes gewesen, ihn hier sofort zu begrüßen, um Ver-

zeihung wegen der damaligen Verleugnung zu bitten und ihn den Herren am Nebentische vorzustellen.

„Hier wird nicht geschlafen, mein Herr", sagte der Direktor. Er hatte sich von hinten durchgedrängt und rüttelte nun an Jahn, der den Kopf auf die Brust gesenkt und die Augen geschlossen hatte. Rigard war inzwischen zum Nebentisch gegangen, wo er sich niederließ.

Dadurch verschlimmerte sich wieder die Stimmung Köppkes, so daß er aufs neue anzügliche Redensarten über die „Pomadenscheitel" gebrauchte, zu deren Fortsetzung er verstohlen von einigen Seiten ermuntert wurde.

„Lassen Sie doch diesen ungezogenen Burschen hinauswerfen", sagte endlich einer der Herren am Nebentische zu dem Direktor.

„Du, das gilt uns", sagte Köppke und gab seinem Neffen einen Schlag auf die Schulter. „Wer ist Ihr Bursche, Sie Hanswurst?" wandte er sich dann zu dem Nebentisch und erhob sich. Er wollte durchaus zu dem Beleidiger hinüber. Dann wurde er aufgefordert, sofort das Lokal zu verlassen. Die Folge davon war ein großer Tumult.

„Hinaus mit ihm!" . . . „Nein, hier bleiben! Weiter amüsieren!" erschallte es in wirrem Durcheinander von allen Seiten. Überall erhoben sich die Gäste, um den Verlauf dieses Auftrittes zu verfolgen. Nur die Damen blieben sitzen, bis auf eine, die, begleitet von den Klängen des Klaviers, schmetternd ein Couplet begann, um die erhitzten Gemüter zu beruhigen. Jahn wurde nun munter; er drängte seinen Onkel zum Bezahlen, und als dies erledigt war, stülpte er ihm den Hut auf und war ihm behilflich, den Pelz anzuziehen. Als Köppke sich noch immer nicht

beruhigen konnte, wollte ihn der Direktor unsanft hinausdrängen. Jahn wandte sich an Heckenstett mit der Bitte, es nicht zum Äußersten kommen zu lassen.

„Belästigen Sie mich nicht. Ich habe keine Ahnung ...“ gab Hugo mit vornehmer Herablassung zurück, ohne seine Haltung zu verändern.

„Wie, er will uns nicht kennen?“ schrie Köppke plötzlich so laut, daß seine Stimme das ganze Lokal durchdrang. „Meine Herren, ich gebe eine Million gegen eine Mark, daß der Baron von Heckenstett mein Schwiegersohn ist! Ich bin Hans Köppke aus Schöneberg.“

„Bravo! Bravo! ... Sehr gut! ... Sehr richtig! ... Hier auch vorstellen!“ erschallte es aus einem Dutzend Kehlen.

„Pfui, Herr Leutnant. Das ist schlecht von Ihnen. Ein ehemaliger Ulan sollte anders denken“, rief Fritz seinem Verwandten zu. Dann faßte er seinen Onkel am Arm und wankte mit ihm, verfolgt von fortwährenden Zurufen und Gelächter, dem Ausgange zu. Auf dem Flur noch vernahmen sie die kreischende Stimme der Sängerin, die das dumpfe Stimmengewirr, das herausdrang, übertönte. Unten bestiegen sie eine Droschke und fuhren nach Schöneberg.

---

## XIV.

„Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig, meine Herren“, sagte Heckenstett, als im Lokal die Ruhe wieder hergestellt war und sich am Tische eine beklemmende Stimmung zeigte. „Es war wirklich mein Schwiegervater. Sie können sich denken, wie unangenehm mir die Geschichte ist. Aber ich hoffe, daß Sie meine Verleugnung entschuldigen werden. Er ist ein Knoten und der Schrecken seiner Familie ...

Übrigens weiß er am andern Tage nichts mehr davon. Das ist die einzige gute Eigenschaft, die er besitzt", setzte er hinzu, trotzdem er selbst nicht davon überzeugt war. Die Aufregung hatte ihm fast alle Farbe aus dem Gesicht genommen.

„Aber ich bitte Sie, — das soll in den besten Familien vorkommen", beruhigte ihn Lettow, der im Augenblick nichts anderes als diese Phrase fand.

„Er ist wohl schwer reich?" fragte Graf Sirba.

„Etwa acht Millionen", erwiderte Heckenstett, dem es jetzt nicht darauf ankam, stark zu übertreiben. Er dachte an die „Sandgrube", und das beschwichtigte sein Gewissen.

„Donnerwetter, das läßt sich hören." Graf Sirba betrachtete Heckenstett plötzlich mit ganz besonderem Interesse. „Hat er sonst noch schlimme Eigenschaften? Spielt er?" fuhr er fort, während er mit seinen merkwürdig dünnen Fingern, denen ein nervöses Zittern anhaftete, eine Zigarette drehte.

Die andern lachten, und da Heckenstett erstaunt aufblickte, gab ihm einer der Herren die nötige Aufklärung. „Sie müssen nämlich wissen, daß er die Menschen in zwei Hälften teilt. In solche, welche spielen, und solche, welche nicht spielen. Den ersteren widmet er sein besonderes Studium."

Graf Sirba senkte die langen, seidenartigen Wimpern und verfolgte die Arbeit seiner Finger. „Nun ja," sagte er dann mit einem leisen Lächeln, „ich mache kein Hehl daraus. Wer kann für Vererbung. Sie werden vielleicht von dem Grafen Sirba in Pest gehört haben, der an einem einzigen Abend drei Rittergüter verlor und nur ein sehr wertvolles Tafelgeschirr übrig behielt, das er der

Gnade des Kaisers von Österreich zu verdanken hatte. Er setzte es und gewann die Güter wieder zurück. Er schwur, nie mehr eine Karte anzurühren, aber er erschoß sich, weil ihm das Leben ohne das Spiel zur Einöde wurde. Es war mein Vater." Mit kaltem Gesichtsausdruck, als hätte er soeben eine Geschichte erzählt, die ihn gar nicht berühre, gab er seiner Zigarette Feuer.

„Ja, das ist wahr", fiel Lettow ein. „Er bewahrt das Silbergeschirr wie einen Schatz. Wenn es Ihnen einmal Spaß macht —"

„Übrigens, Baron, war das vorhin nur eine Frage, nur ..." unterbrach ihn Sirba rasch, zu Heckenstett gewandt, während er die Rauchwolken in regelmäßigen Zügen von sich stieß. „Es geschah nur, weil ich mich im Moment eines Schöneberger Millionärs erinnerte, der passioniert dafür war. Er besaß einen Sohn, der sehr gute Traber auf der Bahn hatte ... Hm ... dieser Dingsda ... wie hieß er doch? Ich kann wirklich nicht auf den Namen kommen." Er knipste mit dem rechten Daumen und Zeigefinger, um seinem Gedächtnisse nachzuhelfen, aber es gelang ihm nicht.

„Es wird Sie interessieren, Heckenstett," sagte Lettow, — „unser kleiner Graf kennt alles, was zu dem Wörtchen jeu in irgend einer Beziehung steht. Es ist gerade wie bei den Raritätenhändlern, die alle Liebhaber dieser Dinge ... Apropos — wie steht's mit Ihnen ... Haben Sie das Tempelbauen ganz aufgesteckt?"

„Wie, Sie spielen?" fragte Sirba mit einem raschen Augenaufschlag. „Gern? Mit Leidenschaft?"

„Manchmal — früher! Jetzt gar nicht mehr", erwiderte Heckenstett kurz, da ihm das Verweilen bei seinen persön-

lichen Angelegenheiten unangenehm war. Er wünschte, daß die Zeit, die hinter ihm lag, nicht mehr geweckt würde. Außerdem flößte ihm Sirba, der ihm plötzlich viel älter erschien, als er aussah, keine große Sympathie ein. Zum Glück begann der Vortrag wieder, und so stockte das Gespräch. Die Sängerin schrie mehr, als sie sang. Rigard hielt sich die Ohren zu, und Lettow meinte, daß er diesen Skandal nicht mehr lange aushalten werde.

Nach einigen Minuten trat die Kellnerin auf Heckenstett zu und flüsterte ihm etwas zu. Fräulein Valloni lasse ihn bitten, ins Weinzimmer zu kommen. Da Heckenstett die Beobachtung machte, daß einige der nächstsitzenden Gäste, welche den Zusammenhang dieses unliebsamen Vorganges geahnt haben mochten, ihn auffallend fixierten, so lag ihm viel daran, von diesem Platze fortzukommen. Er sagte also zu. Weshalb auch nicht? Er befand sich in einer Verfassung, in welcher ihm jede Zerstreuung willkommen war. In dieser Stunde empfand er eine unbezwingliche Sehnsucht, sich einmal gründlich zu betäuben, um für heute wenigstens die ihn entwürdigende Situation, in welcher er sich befunden hatte, zu vergessen. Es bedurfte keiner großen Überredung, um die Herren zum Mitgehen zu bewegen. Auf ein Stündchen nur! Graf Sirba namentlich erklärte sich sofort dazu bereit. Er schien ein besonderes Verlangen danach zu haben, mit Heckenstett noch länger zusammenzubleiben, denn er machte kein Hehl daraus, daß er sich freuen werde, die Bekanntschaft fortsetzen zu dürfen.

„Ich sehe schon, — wir werden heute wieder bei Ihnen enden“, sagte einer der übrigen zu dem Grafen, ohne daß Heckenstett im Augenblick besonderen Wert auf diese Worte

gelegt hätte. Dann beglichen sie ihre Zechen, nahmen ihre Garderobe und gingen nach hinten, wo die dunkelrote Portiere winkte.

Rigard wurde noch eine Weile zurückgehalten. Bereits mehrmals hatte er bemerkt, daß ihn ein Herr im Frack und weißer Weste mit einem runden, glattrasierten Gesicht, kleinen lustig blickenden Augen und einem lächelnden Zug um den Mund, welcher seitwärts von der Wand an einem kleinen Tische saß, einer aufmerksamen Prüfung unterzog, etwa wie ein Mensch, der auf die Gelegenheit wartet, sich bemerkbar zu machen und angesprochen zu werden. Er hielt ihn für einen Beamten dieses Lokals, trotzdem es ihm war, als hätte er ihn schon an einem anderen Orte gesehen. Als er an ihm vorüberging, verbeugte er sich mit einem: „Guten Abend, Herr Baron." Sein Blick glitt sehnend nach der Gegend des Weinzimmers, und als er sich unbeachtet sah, schüttelte er wie mit leisem Bedauern den Kopf. Rigard erkundigte sich bei der Kellnerin und erfuhr, daß das der beliebte Komiker Delangée sei, der nach der nächsten Pause auftreten werde.

Rigard wußte sofort Bescheid, denn Dora pflegte oft von ihren Nachbarsleuten zu sprechen. Jetzt entsann er sich auch, dem Künstler einige Male auf der Treppe begegnet zu sein, als er auf dem Wege war, Frau Tietz und deren Tochter einen Besuch abzustatten. Das brachte ihn plötzlich dem Komiker näher, denn alles, was mit Dora zusammenhing, interessierte ihn. Er kehrte um und trat auf ihn zu.

„Herr Lange, wenn ich mich nicht irre, — der Nachbar von Fräulein Tietz?" begann er.

„Sehr wohl. Hier Viktor Delangée", erwiderte der

Komiker, indem er sich etwas furchtsam umblickte. „Ich hatte bereits mehrmals das Vergnügen, Herr Baron . . . Eine reizende Dame, Fräulein Tietz. Und Talent, großes musikalisches Talent. O, ich weiß wohl, wer der Wohltäter ist. Wie oft hat nicht meine Frau gesagt, daß in diesem hübschen Mädchen Talent zu einer Soubrette stecke... Haben Sie bereits den Genuß gehabt, meine Frau singen zu hören — in den Reichshallen? Sie sollten hingehen, Herr Baron. Sie ist das, was wir Artisten eine Spezialität in unserem Fache nennen. Sie arbeitet ohne Konkurrenz."

Er hatte sich erhoben, stützte die linke Hand auf die Tischplatte und vergrub die rechte zwischen Hemd und Weste, — eine Pose, die er gern einzunehmen pflegte, sobald er mit jemand sprach. Alles an ihm zeigte Gutmütigkeit, Behagen und jene den Spott herausfordernde unbewußte Künstlereitelkeit, die eine Folge langjähriger Gewohnheit ist. Sein Blick glitt wieder nach links. „Wie schade, Herr Baron . . . Ich werde nun nicht die Ehre haben, Sie unter den Zuhörern zu sehen, wenn Sie nach der Weinstube . . . Ei, Fräulein Valloni ist hinten! Sie wollen mit ihr kneipen? ... Kein Wort, Herr Baron ... keine Silbe zu Dora . . . nicht ein Sterbenswörtchen! Man muß das Leben genießen, so lange man jung ist . . . Übrigens vorzüglicher Wein hier . . . die besten Marken." Er zog die Augenbrauen in die Höhe, spitzte die Ohren und nieste. „Das war die Wahrheit," fügte er hinzu . . . „Prosit, Herr Direktor!" wurde ihm von mehreren Seiten zugerufen.

„Hier ist alles Direktor," sagte er wie zur Entschuldigung, indem er nach rechts und links freundlich nickte und das rotseidene Taschentuch auffallend flattern ließ.

„Darf ich Sie zu einem Gläschen einladen?" fragte Rigard, der gern einige Minuten mit ihm über Dora geplaudert hätte. Er nahm eine bühnenmäßige Verbeugung entgegen und verschwand dann.

Nach einer Viertelstunde ging es hinten sehr lustig her. Heckenstett war sehr aufgeräumt geworden. Er ließ immer aufs neue Champagner kommen und begegnete allen Einwürfen der übrigen mit der Bitte, ihm das Vergnügen heute nicht zu verderben. Delangée, das feiste Gesicht in würdige Falten gelegt, saß unter ihnen und bezahlte jeden Schluck, den er aus dem Glase nahm, mit einer Anekdote, deren Pointe jedesmal mit lautem Lachen entgegengenommen wurde. Es war bei der vierten Flasche, als er sich Heckenstett gegenüber ganz besonders beliebt machen wollte. „Ja, dieser Meergreis vom Lande da vorn . . . er ulkt jedesmal die Gäste an. Aber daraus müssen Sie sich nichts machen, Herr Baron. Das ist äußerlicher Schmutz, den man abwischt. Ich sah ihn heute zum dritten Male. Immer macht er seine Mätzchen zum Vergnügen der Einwohner. Sonst sehr harmlos . . . Heute wurde er wild. Aber dafür ist gesorgt. Wenn so ein alter Lüdrian die anständigen Gäste stören will — — ein Wink vom Direktor, und man hat ihn . . ." Er machte mit beiden Händen die Bewegung des Werfens und fuhr fort, während er die Flasche im Kühler drehte und Fräulein Valloni einen bedeutsamen Blick zuwarf: „Ich bitte Sie, meine Herren, haben Sie hier schon etwas von Unanständigkeit gesehen? Nie werden Sie das behaupten können. Es ist die Elite der Jugend, die bei uns verkehrt. Die Welt, in der man das savoir vivre kennt... Übrigens, er muß Asche haben, dieser Bauer aus Schöneberg. Vallonchen, wissen Sie

noch . . . wie er hier saß? Er hatte ein Brillenfutteral ganz voller Zwanzigmarkstücke. Sie müssen nämlich wissen, meine Herren, daß dieser sonderbare Hecht das Gold immer in einem Brillenfutteral mit sich herumträgt. Man sollte es nicht . . . glauben, aber . . . es ist so."

Die letzten Worte langsam sprechend, hatte er in der Tasche seines Fracks gesucht; nun brachte er eine Handvoll Billetts zum Vorschein. „. . . Dürfte ich mir erlauben . . . die Herren . . . zu meinem Benefiz . . . am nächsten Donnerstag. Das gewöhnliche Entree . . . eine Mark . . ." Mit einem süßlichen Lächeln verteilte er die Billetts. Als keiner danach griff, sah er auf. Er erblickte nur abweisende Mienen. Niemand sprach ein Wort, nur Heckenstett warf nach einer Pause die Bemerkung hin, daß es Zeit zum Gehen sei, und zog seine Börse hervor.

Delangée zeigte ein ganz verdutztes Gesicht. Endlich, als die Sängerin ihm mit einer Kopfbewegung zuwinkte, sich zu entfernen, erhob er sich, raffte die Billetts zusammen und bat mit einer tiefen Verbeugung um Entschuldigung für die Störung. An dem Rahmen der Tür drehte er sich noch einmal um und sagte mit einer erneuten Rückenkrümmung: „Bitte vielmals um Verzeihung, meine Herren . . . vielmals."

Die Valloni lief ihm nach und raunte ihm zu: „Der mit dem Brillenfutteral ist ja sein Schwiegervater."

„O, ich Dummkopf! Habe immer Pech bei meinem Benefiz." Er schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn und kehrte gebeugten Hauptes nach der Stätte seiner abendlichen Triumphe zurück. Aber sein Schmerz dauerte nicht lange. Bald sah man den dicken Kopf mit der Glatze rechts und links an einem besetzten Tische unter-

tauchen und die Hand einen Griff in die Tasche des Fracks tun. Dann hörte man die gewichtigen Worte: „Meine Herren, darf ich mir erlauben ... am Donnerstag ... zu meinem Benefiz?"

Wie Heckenstett nach Hause kam, wußte er nicht zu sagen. Als er gegen elf Uhr mit schwerem Kopfe erwachte, erinnerte er sich dunkel, daß es sehr früh am Morgen gewesen sein müsse. Nach und nach rief er sich die Erlebnisse der vergangenen Nacht ins Gedächtnis zurück. War es Wirklichkeit oder nur der Eindruck eines schlimmen Traumes, daß er wieder gespielt hatte? Aber nein, — das erstere war sicher der Fall, denn Sirba stand deutlich vor seinem geistigen Auge, und ihn hatte er gestern erst kennen gelernt. Ein merkwürdiger Mensch, dieser Graf! Eine jener Naturen, die eine dämonische Macht auf ihre Nächsten ausüben und bei der ersten Begegnung die Herrschaft über dieselben erringen. Und ohne sich viel Mühe dazu zu geben; mit Ruhe und Gelassenheit, — mit einer geradezu unheimlichen Kälte, als hätte er kein Blut in seinen Adern. Aber vielleicht lag gerade darin die magnetische Kraft, an welcher die gewöhnlichen Sterblichen hängen blieben. Sein ganzes Dasein drehte sich darum, Geld zu verlieren und zu gewinnen. Ein Tag, an dem das nicht geschah, war ihm ein verlorener. Wie andere Menschen von der gesunden Luft lebten, so schien er nur von einer kranken Leidenschaft zu existieren, die ihn packte, sobald er die Karten erblickte. Als Heckenstett diesen Gedanken erwog, ertappte er sich plötzlich bei einer ungerechten Anklage. War es ihm nicht gerade ebenso ergangen, als er mit den übrigen Sirbas Wohnung erreicht hatte? Auch eine Idee, — kurz vor Mitternacht bei einem Manne,

mit dem man erst seit zwei Stunden verkehrte, ein kaltes Souper einzunehmen und dann noch stundenlang am grünen Tische zu sitzen! Aber Lettow trug die Verantwortung dafür, denn sein Zureden hatte kein Ende genommen.

Teufel ja, — wo war denn das? Die Wohnung des Grafen mußte nicht weit von der Friedrichstraße entfernt liegen, denn sie hatten nicht weit zu gehen gehabt. Aus dem Gedankennebel, der sein Hirn wüst umlagerte, tauchte endlich mit einiger Klarheit ein altertümliches Haus auf, dessen schmale Treppen und niedrige Stockwerke in auffallendem Gegensatz zu der luxuriösen Einrichtung der Zimmer standen. Etwas abenteuerlich und romantisch, aber ganz zu dem sonderbaren Bewohner passend! Während er noch nachsann, wieviel er verloren haben könnte, sprang er aus dem Bett und begab sich in sein Ankleidekabinett, wo er die Klingel in Bewegung setzte.

„Ist meine Frau zu Hause?" fragte er, nachdem Jean erschienen war.

„Nein. Die Frau Baronin ist vor einer halben Stunde ausgefahren. Mit ihrer Frau Mutter, die sie abgeholt hat. Die Damen lassen sich entschuldigen. Sie wollten noch vor dem Diner zurück sein. Ich glaube, es handelte sich um einige Einkäufe."

„So," stieß Heckenstett etwas mißmutig hervor, da er sich darüber ärgerte, daß seine Schwiegermutter so früh bereits aufgetaucht war. Eine dunkle Ahnung befiel ihn, daß dieser Besuch mit dem gestrigen Vorgang zusammenhänge. „Sind Briefe angekommen?" fragte er weiter, während ihm Jean bei der Toilette behilflich war.

„Ja, mehrere."

„Etwas Bekanntes darunter?"

„Graf Sirba hat durch seinen Diener ein versiegeltes Kuvert abgeben lassen. Mit einer Empfehlung an den Herrn Baron ... Es war gleich nach zehn Uhr. Ich fragte extra, ob es eilig sei. Da aber nichts Besonderes bestellt wurde, so wollte ich nicht stören."

Heckenstett war neugierig geworden und befahl, den Brief sofort zu holen. Diese Sendung am frühen Morgen setzte ihn in Erstaunen. Sirba mußte wenig oder gar nicht geschlafen haben.

Berlin W., Kanonierstraße 140.

„Mein werter Herr Baron," las er, nachdem er das mit einer Grafenkrone und einem Schilde, in dem ein Greifenkopf enthalten war, gezierte Kuvert geöffnet hatte. „Bevor wir uns heute trennten, nahmen Sie mir das Versprechen ab, Sie noch im Laufe des heutigen Vormittags an die Höhe Ihres Verlustes zu erinnern. Derselbe beträgt laut der zurückgelassenen Bons 32000 Mark. Sie finden mich stets zwischen ein und drei Uhr zu Hause. Doch eilt die Sache keineswegs. Ganz sans gêne. Ich bitte diese Zeilen lediglich als eine Erfüllung Ihres Wunsches zu betrachten. Indem ich mich der Hoffnung hingebe, der Rest der Nacht möge Ihnen besser bekommen sein als mir (ich leide an chronischer Schlaflosigkeit), bleibe ich

Ihr ganz ergebenster

Graf Sirba."

Durch diese Mitteilung kam Heckenstett zur Besinnung. Zweiunddreißigtausend Mark! An eine derartige Summe hatte er nicht im entferntesten gedacht. Er mußte geradezu unsinnig gehandelt haben, wie immer, wenn er vom Weine berauscht fast jede Besinnung verloren hatte. Er ärgerte

sich über seinen Leichtsinn, fügte sich aber schließlich in das Unvermeidliche mit dem Gleichmut aller schwachen Naturen, die sich damit trösten, das nächste Mal die Kraft zum Widerstehen zu finden. Schließlich aber verwünschte er den gestrigen Abend, der das Sprichwort, daß ein Unglück niemals allein komme, so glänzend bestätigt hatte. Das eine jedoch blieb für ihn fest bestehen: daß dieser Graf Sirba ein fabelhaftes Glück besitzen müsse, denn dunkel schwebte ihm vor, daß es gleich ihm auch Lettow und einem von den andern Herren ergangen war. Zuletzt beneidete er Rigard um den Willen, mit dem er allen Verlockungen die Stirn geboten und sich rechtzeitig von der Gesellschaft getrennt hatte. Wovon hätte er auch spielen sollen? Die Folge wäre gewesen, daß er, Heckenstett, für ihn hätte einspringen müssen, und daß es dazu nicht gekommen war, konnte noch als der einzige Vorteil der tollen Nacht betrachtet werden.

„Jean —"

„Herr Baron —?"

„Weshalb sagten Sie vorhin einfach Graf Sirba? Das hörte sich so an, als kennten Sie den Herrn bereits."

„Ich habe viel von ihm gehört, Herr Baron. Das heißt —" erwiderte Jean mit der Vorsicht eines Menschen, der auf weitere Fragen gefaßt ist.

„So. War es Gutes oder Schlimmes?"

„Ich weiß wirklich nicht, Herr Baron ... ob ich —" Während Jean an seinem Herrn die tägliche Frottierung vornahm, glitt ein verlegenes Lächeln über seine Lippen, das Heckenstett im Spiegel deutlich beobachten konnte.

„Nun, nun ... ich werde verschwiegen sein," ermunterte ihn Hugo. „Wir sind ja unter uns ... Nehmen Sie

sich die Korallennadel, die dort liegt ... Baten Sie nicht auch neulich um einige Krawatten? Sie sollen sie haben. Und auch was die Garderobe betrifft, so machen Sie mir einmal Vorschläge ... Befindet sich Ihr Bruder immer noch in dürftigen Verhältnissen?"

„Sie sind zu gütig, Herr Baron. Tausend Dank! ... Ja, noch immer. Wenn man seid einem Jahre außer Stellung ist und sechs Kinder hat ..." Dieser Bruder, von dessen Dasein man nie etwas Bestimmtes erfuhr, wurde immer vorgeschoben, sobald es sich um ein Attentat auf das Garderobenspind handelte. Merkwürdigerweise verwandelte er sich stets in einen Trödler, sobald Jean seinen Zweck erreicht hatte.

„Sechs Kinder? Es ist ein bißchen viel. Erinnern Sie mich nachher daran, daß ich Ihnen eine kleine Unterstützung für ihn gebe ... Verkehrte Graf Sirba bei irgendeiner Ihrer früheren Herrschaften?"

„Ja, bei Herrn von Bamst-Dollheim," erwiderte Jean, der die Geberlaune seines Herrn als eine Aufforderung betrachtete, mit seiner Offenheit nicht zurückzuhalten. „Herr von Bamst war Junggeselle und gab viele Herrengesellschaften."

„Waren niemals Damen dort?"

„O doch, sehr oft. Schauspielerinnen und Choristinnen, aber sie wurden immer zu den Herren gerechnet."

„Das ist in der Regel der Fall. Nun, was weiter —"

„Die Gesellschaft war ziemlich bunt. Größtenteils Leute von der Rennbahn. Es wurde nur Sekt getrunken. Später wurde dann in der Regel gespielt, und zwar sehr hoch. Die weiblichen Herren, — Verzeihung, ich wollte sagen, die Damen —."

„Jean, man soll einen Witz nicht zweimal machen," fiel ihm Heckenstett ins Wort.

„Es soll nicht wieder vorkommen, Herr Baron ... Die Damen also setzten ebenfalls. Wenn sie verloren hatten, dann borgten sie sich von den Herren neues Geld und setzten schließlich ihre Uhren und Armbänder, die sie sich dann wieder schenken ließen. Es war eine ganz böse Wirtschaft. Am andern Morgen sah man nur zerbrochene Gläser, Zigarettenreste und angebrannte Tischdecken ... Graf Sirba verkehrte sehr häufig dort. Ich bin überzeugt, daß er nur des Spiels wegen kam. Die Damen interessierten ihn gar nicht, er hatte einen Haß auf alle. Sie konnten ihn auch nicht leiden, weil er ihnen nichts stundete, falls er die Bank hielt. Ich hörte das oft. Sie nannten ihn einen Geizhals. Sonst benahm er sich sehr nobel ... das heißt, gegen mich. Das muß ich sagen. Unter einer Doppelkrone gab er nie. Eines Abends aber fand ein furchtbarer Skandal statt. Unter den Bekannten des Herrn von Bamst war auch der Sohn eines reich gewordenen Schöneberger Bau — — Rentiers wollte ich sagen."

„Können Sie sich erinnern, wie er hieß?" fragte Heckenstett, der plötzlich sehr gespannt zuhörte.

„Gewiß. Hennicke war sein Name. Ein häßlicher Mensch, aber immer die Tasche voll Geld," fuhr Jean fort, ohne das überraschte Gesicht seines Herrn sehen zu können, da er sich gerade an dessen Füßen beschäftigte. „An jenem Abend brachte er seinen Vater mit. Ich bekam einen Schreck, als ich den Alten sah, denn er ging kaum durch die Tür. Wenn er lachte, zitterten die Fenster ... Was für Beinkleider befehlen der Herr Baron? Den grauen Anzug? Er ist beim Schneider," unterbrach

er sich. Und als diese Angelegenheit geordnet war, fuhr er fort: „Herr von Bamst hielt die Bank. Schließlich wollte der Schöneberger auch sein Glück versuchen, aber er verlor regelmäßig. Mit Talerstücken fing er an, dann setzte er Gold und zuletzt wagte er es mit Hundertmarkscheinen. Ich stand natürlich nicht dabei, aber ich hörte das alles aus seinen Reden. Jedesmal, wenn er verloren hatte, sagte er: ‚Nun ist der Kitt wieder weg.' . . . Plötzlich entstand ein fürchterlicher Lärm. Als ich hereintrat, flog gerade der Tisch um, samt Geld und Karten. Er nannte alle Anwesenden Spitzbuben und Schwindler und gebärdete sich wie ein Wahnsinniger. Dann wollte er durchaus sein Geld wieder haben. Er behauptete nämlich, man habe den Gewinn falsch verteilt und ihm einmal einen Hundertmarkschein weggenommen. Alles schrie auf, und die Damen flohen in das Nebenzimmer. Selbst sein Sohn konnte ihn nicht beschwichtigen. Ich glaube, er hätte alles kurz und klein geschlagen. Herr von Bamst sah kreideweiß aus und bestritt alles. Graf Sirba hatte an diesem Abend nicht gespielt. Er war der einzige, der ruhig geblieben war. Plötzlich trat er vor und bat Hennicke, ihm die Summe zu nennen, die er verloren habe. Es war etwas über viertausend Mark. Er zog sein Portefeuille hervor und überreichte dem Schöneberger das Geld. ‚Sie sind in Ihrem Rechte', sagte er ganz gelassen, ‚ich habe ganz dieselbe Beobachtung gemacht. Da ich aber diesem Hause die Ehre gegeben hatte, hier Gast zu sein, und da Sie mich hier kennen gelernt haben, so fühle ich mich verpflichtet, das zu tun, wozu dieser Herr hier nicht zu bewegen ist.' . . . Dann bat er um seine Garderobe und ging mit dem ehemaligen Bau — — wollte sagen Rentier

und dessen Sohn. Seitdem habe ich ihn nicht mehr zu sehen bekommen. Es war noch von einem Duell die Rede, aber es hat, glaube ich, nicht stattgefunden ... Einen Augenblick, Herr Baron ... ein kleiner Fleck." Jean griff zur Bürste, und eine Weile hörte man nur sein Reiben und Kratzen.

„Eine ganz merkwürdige Geschichte," sagte Heckenstett dann. „War es denn wirklich ein Irrtum gewesen?"

„Ja, darüber kann ich nichts Bestimmtes sagen. Es lagen viele Haufen Geld auf dem Tische. Die Aufregung war groß und außerdem war wie gewöhnlich viel Wein getrunken worden ... Ich habe es aber doch vorgezogen, um meine Entlassung zu bitten. Mein Gott, eigentlich war ja an Herrn von Bamst-Dollheim nicht viel dran. Nur baltischer Adel! Man muß auf seine Herrschaft etwas geben können." Jean sprach das sehr gelassen und mit ersichtlicher Würde.

„Aber das ist ja eigentlich gar nichts Schlimmes," begann Heckenstett wieder. „Ich glaubte wunder, was für schreckliche Dinge Sie mir über den Herrn Grafen erzählen würden. Das alles spricht doch nur für seine Noblesse."

„Ja, aber das beste kommt noch, Herr Baron," erwiderte Jean selbstbewußt wie ein Schauspieler, der bei einem Knalleffekt seines Erfolges angelangt ist. „Am selben Abend noch nahm Graf Sirba dem Schöneberger Rentier fünfzehntausend Mark ab. Sie fuhren nämlich nach seiner Wohnung. Der junge Hennicke erzählte das später. Er tauchte wieder auf und bat für das Benehmen seines Vaters um Entschuldigung. Herr von Bamst behauptete fest und steif, daß Graf Sirba nur den Großmütigen und Anständigen gespielt habe, um damit zu

imponieren und Vertrauen zu erwecken. Hennicke soll dann noch öfter bei ihm gewesen sein."

Heckenstett, der gerade im Begriff war, sich die Krawatte umzulegen, machte ein verblüfftes Gesicht, denn diesen Übergang des Berichtes hatte er nicht erwartet. In diesem Augenblick war er sehr geneigt, Sirba für etwas zu halten, was sich mit seinem vornehmen Auftreten durchaus nicht in Einklang bringen ließ. Aber Lettow pflegte mit Leuten, die aus dem Spiele ein unehrenhaftes Gewerbe machten, nicht zu verkehren. „Ist denn dieses Urteil allgemein ausgesprochen worden?" fragte er dann. „Ich meine, sind überhaupt üble Gerüchte über ihn im Umlauf gewesen?"

„Das kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Man ist eigentlich niemals aus ihm klug geworden. Er zeigte sich immer liebenswürdig. Alle hielten ihn für einen sonderbaren, geheimnisvollen Menschen . . . Befehlen der Herr Baron den Kaffee ins Arbeitszimmer oder in den Salon?"

„Ins Arbeitszimmer," erwiderte Heckenstett mit Betonung, trotzdem er nicht wußte, weshalb er gerade heute einen gewissen Nachdruck darauf legte, denn der große Raum mit dem schweren geschnitzten Schreibtische, dem umfangreichen Bücherschrank und den Butzenscheiben führte seine Bezeichnung ungefähr mit demselben Rechte, mit welchem sich ein Mensch ohne Arme einen guten Fechter genannt hätte.

## XIII.

Nach wenigen Minuten saß Hugo am Schreibtisch und schloß mechanisch das Fach auf, in dem das Päckchen mit

den hunderttausend Mark lag, das für seine Eltern bestimmt gewesen war. Mehr als einmal hatte er die Absicht gehabt, es wieder zu seinem Bankier zu tragen, aber immer war er durch irgend etwas davon zurückgehalten worden; vielleicht durch die Hoffnung, daß es ihm immer noch gelingen werde, seinen sehnlichsten Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen. Zuletzt hatte er sich sogar gescheut, das Geld zu berühren, wie etwas, das man nicht gern in die Hand nimmt, weil sich keine gute Erinnerung mit ihm verbindet. Jetzt aber blieb ihm nichts anderes übrig, als die Summe davon zu nehmen, die er zur Deckung der Ehrenschuld bedurfte. Er nahm sich vor, in der nächsten Stunde bereits die Sache aus der Welt zu schaffen. Er wurde dazu von einem förmlichen Verlangen gedrängt, Sirba einmal am Tage zu sehen.

Langsam begann er zweiunddreißig Scheine aufzuzählen. Als er beim zehnten angelangt war, zitterten ihm die Hände; er kam nicht weiter. Sein Blick war auf die Photographie seines Vaters gefallen. Der Major war im schwarzen Rocke dargestellt, Ernst und Ruhe auf seinen Zügen. Hugo sah die großen, schönen Augen geradeaus auf sich gerichtet. Ein seltsames Gefühl, eine Mischung von Scham und Mitleid, stieg in ihm auf.

Er erhob sich und ging über den weichen Teppich unruhig auf und ab. Jedesmal, wenn er die Mitte des Zimmers erreicht hatte, blieb er wie von den Augen angezogen stehen und versenkte sich in eine Betrachtung der Züge. Dann nahm er seinen Rundgang von neuem auf, immer beschäftigt mit einer Qual, die in ihm arbeitete und die er nicht los zu werden vermochte. Mit diesen zweiunddreißigtausend Mark, die er binnen wenigen Stun-

den für ewig verloren geben mußte, hätte er diesem Alten dort glückliche Stunden bereiten können; aber nicht nur ihm allein, auch tausend andern, die mühselig und beladen durch das Leben gingen und im grausamen Kampfe ums Dasein nicht Zeit fanden, an den andern Tag zu denken.

Als Jean klopfte, vernahm er keinen Laut, und als er eintrat, sah er seinen Herrn bewegungslos auf dem Ruhebett liegen und nach der Decke starren. Er setzte das Kaffeeservice nieder und legte schließlich, als seine Worte nicht beachtet wurden, die Postsendungen und Zeitungen daneben. Hugo vernahm von alledem nichts; selbst die Mitteilung, daß soeben noch ein Brief von einem Dienstmanne abgegeben sei „persönlich an den Herrn Baron", überhörte er. Alle seine Gedanken drehten sich um sein augenblickliches Leben und um den Vorwurf der Verächtlichkeit, den er sich machte. Eine Stunde rief er sich förmlich greifbar ins Gedächtnis zurück: als er damals die bescheidene Einrichtung im Salon der Eltern prüfte und mit der Hoffnung beschäftigt war, mit seiner glänzenden Zukunft auch diejenige von Vater und Mutter besser zu gestalten. Er hatte nun alles erreicht, war von behaglichem Luxus umringt und führte das Dasein eines wohlhabenden Nichtstuers. Aber wo war die Zufriedenheit? Wo die Seele, die durch diese Räume ging, wie bei den Eltern, wo sie jedem alten Sessel, jedem verblichenen Vorhang eine Teilnahme an den Geschicken der Bewohner gab?

Als er sich endlich erhob, wunderte er sich, daß man ihn bereits bedient hatte. Der letzte Brief, den er zur Hand nahm, bereitete allen Betrachtungen ein Ende. Dieser Vormittag schien ihm besondere Überraschungen zu

bringen. Vier eng beschriebene Seiten, unterzeichnet mit Dora Tietz! Selbst das Postskriptum und die Querschrift fehlten nicht; und als Beilage fiel ein Gedicht zur Erde. Ei, die Sache war jedenfalls sehr interessant —: eine lustige Abwechslung der schwarzen Gedanken, in deren Bann er soeben gelegen hatte.

Heckenstett zündete sich eine Zigarre an, nahm einen Schluck von dem Kaffee und warf sich dann zum zweiten Male auf das Ruhebett, um sich mit Muße in das Schreiben zu vertiefen. Zuerst betrachtete er sehr aufmerksam die schnäbelnden Tauben, die das Papier zierten. Selten hatte ihn eine Vignette so interessiert, wie dieses lithographierte Sinnbild, aus dem er sofort den ganzen Inhalt des Briefes entnahm. Ein Liebesgruß aus der Vorstadt, dachte er bei sich, während er lächelte. Sind die Weiber doch umständlich! Wenn sie einmal schreiben, muß es gleich ein Roman sein. Dann las er:

„Hochverehrter Herr Freiherr!

Verzeihen Sie einem armen Mädchen, wenn es die Feder ergreift, um sich Ihnen zu nähern. Aber es geschieht ohne Hinterlist, darauf können Sie sich verlassen. Ich möchte Ihnen nur Trost zusprechen, denn seit gestern weiß ich, daß Sie tief unglücklich sind.

Frag' mich nicht, woher mein Herz —
Doch ich kenne Deinen Schmerz!

Bin ich auch nur eine unwissende Seele, so fühle ich es doch mit, wie andern Leuten zumute ist, wenn sie in allen ihren Hoffnungen betrogen worden sind. Wissen Sie noch, was ich Ihnen einmal gesagt habe? Sie paßten nicht zum Ehemann und würden niemals glücklich werden. Und das ist wahr! Solche Männer wie

Sie müssen frei sein, wie der Vogel in der Luft, der sein Nestchen baut, wo es ihm paßt."

Bis hierher war Heckenstett gekommen, als er das Blatt sinken ließ. „Etwas verrückt, aber gut gemeint", sprach er halblaut vor sich hin und verfolgte dann eine Weile mit seinem Blick die Rauchwolken der Zigarre, die in tiefer Bläue zur Decke emporstiegen. Dann zog er die Stirn in Falten. Rigard mußte zu Dora über seine Ehe gesprochen haben. Er wurde ärgerlich, blieb es aber nicht lange, denn das Schreiben, dessen Wendungen ihn ebensosehr ergötzten, wie sie überraschten, nahm sein ganzes Interesse in Anspruch.

„. . . . . Ja, ich liebe Sie tief, von ganzem Herzen. Weshalb mußten Sie auch gerade damals nach Wilmersdorf kommen, um mich anzusprechen? Sie haben mich geküßt, das werde ich Ihnen nie, nie verzeihen. Wie Sie sich das auch gleich herausnehmen konnten! Aber schließlich können wir Mädchen die schüchternen Männer nicht leiden. Sie sollen aber Ihrer Frau treu bleiben, ich verlange es! Die Pflichterfüllung ist das Schönste, was der Mensch besitzt. Deshalb rufe ich Ihnen zu: Niemals wollen wir uns wiedersehen. Nein, niemals! An jedem Tage sollen Ihnen die Wolken meine Grüße zutragen, und abends will ich Sie in mein Gebet mit einschließen. Ich bete nämlich immer wie ein kleines Kind. Wenn Sie mich aber gern noch einmal sprechen wollen, dann schreiben Sie

Ihrer treuen

Dora Tietz.

PS. Mit Rigard ist es aus. Vollständig aus. Er hat mich zu tief gekränkt. Er wird sich die Augen

nach meinem gelben Paket aussehen. Aber es hilft nichts. Ich fahre jetzt stets eine andre Tour. Er ist soweit ganz nett. Ich möchte ihn wohl zu meinem Bruder haben. Aber sonst? Nein!

D. D."

Hugo mußte lachen. Auch das Gedicht, daß sie irgendwo abgeschrieben haben mochte, und dessen Inhalt sehr schmachtend war, verursachte ihm einige Heiterkeit, aber es war keine böswillige, sondern jene duldsame, die man bei etwas Angenehmem empfindet. Dora hatte ihn gerührt, und das machte, daß er jetzt eine ganze Zeitlang an sie dachte und ihren Brief zum zweitenmal las. Plötzlich ertappte er sich bei der Frage, was seine Frau wohl sagen würde, wenn sie das Schreiben zufällig fände. Um dieser Gefahr zu entgehen, wollte er die Blätter in den Kamin werfen, besann sich aber wieder und steckte sie zu sich. Dem Kaffee ließ er sofort das Frühstück folgen.

Eine Viertelstunde später wollte er sich auf den Weg zu Sirba machen, in dem Glauben, Marie werde nach seiner Rückkehr erst nach Hause kommen, als diese in Begleitung ihrer Mutter ihm entgegenkam, noch ehe er die Wohnung verlassen hatte. Die Kälte, mit der ihn Frau Köppke begrüßte, fiel ihm sofort auf; ebenso die Zurückhaltung seiner Frau. Es mußte also bestimmt etwas vorgefallen sein. Um aber jeder unliebsamen Szene zu entgehen, ließ er sich nichts merken, zeigte sich vielmehr doppelt freundlich.

„Nun, heute schon so früh ausgeflogen?" fragte er, während er vom Korridor aus noch einmal mit den Damen zurückkehrte.

„Ja, wir hatten etwas Wichtiges zu besorgen. Und du willst ebenfalls vor Tisch noch ausgehen, wie ich sehe?"

„Hoffentlich haben Sie gründlich ausgeschlafen, Herr Baron“, fiel Henriette trocken ein. „Ist Ihnen der Herrenabend gut bekommen? Marie sagte mir nämlich, daß Sie gestern eine Einladung zu einer Herrengesellschaft erhalten hätten ... Es hat wohl sehr lange gedauert?“

Sie befanden sich in einem der hinteren Zimmer. Heckenstett glaubte aus ihren Worten einen ziemlich offenen Spott zu entnehmen, und das reizte ihn, sich für alle ihre bisherigen Belästigungen, die er mit zuvorkommender Rücksicht ertragen hatte, einmal gründlich zu entschädigen. „Gestatten Sie mir, Frau Köppke, Ihnen darauf etwas ganz Ernstes zu erwidern“, stieß er mit so außergewöhnlicher Heftigkeit hervor, daß Mutter und Tochter sich betroffen umblickten. „Ich kann das Spioniersystem nicht leiden. Was ich tue, dafür pflege ich die Verantwortlichkeit zu tragen. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, was ich damit meine?“ Um seine Erregung zu verbergen, nahm er sein Pincenez ab, putzte es mit dem Taschentuche und hielt es prüfend gegen das Licht.

„Allerdings nicht, mein Herr Schwiegersohn. Aber was zu stark ist, ist zu stark. Sie sind kaum vier Monate verheiratet und lassen sich öffentlich mit Schauspielerinnen sehen! Man hat Sie gestern beobachtet, wie Sie sehr zärtlich taten.“ Sie ging sehr aufgebracht im Zimmer umher und klopfte die Hände gegeneinander, was ein Zeichen des Unbegreiflichen sein sollte. „Aber, so weine doch nicht, armes Kind.“ Mit diesen Worten blieb sie stehen und zog den Kopf ihrer Tochter an sich. Wirklich ertönte unterdrücktes Schluchzen, das Hugo ergriffen hätte, wenn er nicht von dem Unsinnigen dieser Situation überzeugt gewesen wäre.

„Das hätte ich niemals geglaubt, Herr Baron. Sehen Sie nur, wie sie sich das zu Herzen nimmt ... Wir sind Ihnen doch in jeder Art und Weise entgegengekommen."

„Aber ich muß doch bitten, meine Gnädige —." Er hatte seine Ruhe wiedergefunden, betrachtete sie aufmerksam durch sein Glas und strich den Schnurrbart.

„Die Wahrheit bleibt die Wahrheit, Herr Baron! Wir haben bei Ihnen vieles übersehen, was wir bei anderen nicht getan hätten. Es war uns wirklich nicht um den Freiherrntitel zu tun, wie Sie vielleicht angenommen haben und andere auch ..."

„Aber Mama, das hat ja hiermit gar nichts zu tun", sagte Marie unter Tränen, während sie ihrer Mutter die Hand auf den Mund legte.

„Laß mich. Ich habe ein Recht dazu", fuhr Henriette fort. „Wir wollten unser Kind glücklich sehen", wandte sie sich wieder an Heckenstett. „Marie hatte nach allen Seiten freie Wahl. Hundert Bewerber hätten sich geehrt gefühlt, ihre Hand zu bekommen. Aber Sie, Herr Baron, scheinen das nicht zu würdigen zu wissen."

„O doch", erwiderte Hugo ruhig. „Was ich aber nicht zu würdigen verstehe, ist das Betragen der Verwandtschaft, die ich mitgeheiratet habe. Man hätte mir wenigstens vor der Hochzeit sagen sollen, wer die Schwester meiner Frau heiraten werde ... Weshalb haben Sie das bis jetzt verschwiegen? Verzeihen Sie diese Offenheit, aber Sie fordern mich dazu heraus."

Während Marie sich abwandte, machte Henriette wieder die Diele erzittern, indem sie den Kopf wie zum Bedauern hin und her neigte. „Nun ja," sagte sie dann, „ich gebe zu, daß eine derartige Verwandtschaft Ihnen

nicht angenehm sein kann. Sie wissen ja, ich trage keine Schuld daran. Aber im Grunde genommen, kann man Ihnen auch manchen Vorwurf machen. Ist es zum Beispiel recht, daß Sie gestern abend meinen Mann zum zweiten Male verleugneten, als er sich Ihnen verzeihungsvoll nähern wollte?"

„Ich glaube, Sie sind falsch berichtet, gnädige Schwiegermutter. Ich weiß nur, daß sich Ihr Mann gestern wie ein — — nun ja, gerade herausgesagt: wie ein betrunkener Straßenkehrer benommen hat . . . Adieu, meine Liebe. Ich gehe, weil mir die Sache zu unerquicklich wird." Er hatte sich Marien genähert, küßte sie auf die Stirn und ging schnell hinaus, ohne sich weiter um Frau Köppke zu bekümmern. Die erstere wollte ihm nacheilen, wurde aber von ihrer Mutter zurückgehalten.

„Bleibe hier, laß ihn gehen!" rief Henriette, indem sie das Handgelenk der Tochter umspannte. „Es ist dein Vater, den er beschimpft hat. Ich weiß alles. Fritz hat es Anna erzählt und diese mir. Du weißt, was Papa für Geschichten macht, wenn er einen im Kopfe hat. Aber er kann es nicht vergessen, daß er hier nicht hereingelassen worden ist. War das ein Skandal heute früh! Mein Gott, was habe ich hören müssen! Du sollst von ihm, oder er will dich enterben. Ich darf kein Wort mehr sagen . . . Er fährt wie ein Tiger auf mich los. Wie soll das enden."

Frau Köppke wußte in der Tat so ziemlich alles; nur hatte ihr Neffe sich gehütet, im Einverständnis mit seinem Onkel, seiner Braut gegenüber das Lokal näher zu bezeichnen. Und so nahmen Mutter und Töchter an, Heckenstett sei mit einer Dame vom Theater irgendwo eingekehrt

und von Köppke und Jahn gesehen worden. Und daraus habe sich dann das andere entsponnen.

„Man wird, wie gewöhnlich, die Geschichte übertrieben haben", sagte Marie, die durch die Ruhe ihres Mannes und seinen kurzen Abschied sehr eingeschüchtert war. Zum erstenmal während ihrer Ehe zeigte sie rote Augen. Außerdem war sie ärgerlich, daß Henriette ihr Versprechen, vorläufig zu schweigen, nicht gehalten hatte. „Es war nicht recht von dir, ihn an euer Entgegenkommen zu erinnern. Es lag doch niemand mehr an dieser Heirat als dir."

„So. Und dir wohl nicht? Du warst es doch, die hundertmal erklärte, keinen andern nehmen zu wollen ... Übrigens finde ich es sonderbar, daß du so plötzlich seine Partei wieder nimmst. Unterwegs warst du ganz andrer Meinung." Ihr Gesicht hatte sich gerötet. Sie war der Ansicht, es nur gut zu meinen. Durch den Widerspruch ihrer Tochter fühlte sie sich beleidigt. Es fehlte nicht viel, und sie hätte ihre Natur, die durch diese Umgebung hier bisher in Schranken gehalten worden war, zum Durchbruch kommen lassen.

„Nun ja, — ich war empört darüber. Jede Frau wird es sein, wenn sie sich hintergangen sieht. Er ist doch mein Mann, dem ich mehr glauben muß als euch. Er ist ja noch gar nicht zur Verteidigung gekommen, und wenn sich die Sache so verhält —"

„Ei, sieh einmal an!" unterbrach Henriette sie heftig. „Das ist ja recht nett! Also legst du auf meine Worte auch keinen Wert. Früher sprachst du ganz anders. Wer war es denn, der stets auf deiner Seite stand, der dich in allem unterstützte, der sich tagtäglich von deinem Vater auszanken lassen mußte, nur, um dich glücklich zu machen?

Ich, ich ganz allein! Ohne mich wäre die Heirat nicht zustande gekommen. Wenn ich nicht gewesen wäre, hieße dein Mann heute noch Herr von Habenichts."

„Aber ich kenne dich gar nicht wieder, Mama. Sonst hast du immer auf Hugos Seite gestanden, konntest ihn nicht genug loben, fandest ihn nett und scharmant, und nun auf einmal möchtest du ihn verdammen. Das muß doch einen tieferen Grund haben."

Dieser Gesinnungswechsel Frau Köppkens war allerdings auf eine bestimmte Ursache zurückzuführen. Seitdem ihr Mann das Zepter im Hause führte, und zwar mit einer Zähigkeit, die sie ihm niemals zugetraut hätte, war sie sehr kleinmütig geworden, wie alle Naturen, die sich jahrelang ans Herrschen gewöhnt hatten, und denen unerwartet ein Hindernis entgegengesetzt wurde, an dem sie aber strauchelten. Sie fand ihre Stellung erschüttert, war im geheimen wütend darüber, vermochte aber nichts dagegen zu tun, denn Hans kehrte ihr einfach den Rücken zu, sobald sie ihn „ankratzte", wie er zu sagen pflegte. Sie ballte die Hände, aber sein Gleichmut blieb die Waffe, mit der er sie bezwang. Zuletzt fehlten ihr die Worte, und sie verzichtete von selbst auf jede Auseinandersetzung, da sie sich keinen Erfolg versprach. Das schlimmste war, daß man bald im ganzen Hause wußte, wie es zwischen Mann und Frau stand. Die Dienstboten, die früher unter Henriettens Zorn viel zu leiden hatten, gaben es ziemlich unverblümt zu verstehen, wie angenehm ihnen das neue Regiment sei. Und selbst Anna fühlte sich plötzlich noch mehr zu ihrem Vater hingezogen, als es vordem der Fall gewesen war. Am offensten trat Fritz hervor. Er stand in allen Dingen auf seines Onkels Seite, gab ihm immer

recht, und zwar so, daß jeder es hören mußte; er sprach stets „wir“, wenn von irgendeiner Familienangelegenheit die Rede war. Seit gestern, wo er öffentlich für seinen Onkel eingetreten war, kam er sich noch bedeutender vor, und als Köppke heute in aller Frühe ein paar Worte „über den Herrn Schwiegersohn da unten“ gebrauchte, lachte er sogar in Gegenwart Henriettens ganz laut, ohne daß diese den Mut gefunden hätte, etwas darauf zu erwidern. Soweit war es schon gekommen!

Alles das erwähnte Henriette jetzt mit einer Vertraulichkeit, die sie nur der Ältesten gegenüber stets an den Tag gelegt hatte. „Und wem habe ich das alles zu verdanken? Deinem Manne“, sagte sie ruhiger, nachdem sie eine Weile außer Atem hintereinander gesprochen hatte. „Und da findest du nicht einmal eine Änderung in meinem Benehmen erklärlich! Es muß anders werden, ich muß mich ganz von euch zurückziehen — vorläufig wenigstens. Oder ich halte es zu Hause nicht mehr aus. Um jeden Groschen muß ich förmlich betteln. Sein Haß ist unbezähmbar, und er richtet sich ebenso gegen dich wie gegen mich . . . Am schändlichsten findet er es, daß dein Mann rein von dem Gelde leben will, ohne irgend etwas zu tun. Er sollte erst von den hunderttausend Mark wissen! Das hat mich eigentlich am meisten auf andere Gedanken gebracht. Das ist ja geradezu Diebstahl an dir . . . Haben die Alten endlich das Geld genommen? Du weißt es nicht? Nun, wer kann wissen, — vielleicht war es zuerst nur Verstellung — dir gegenüber! . . . Du bist noch zu unerfahren, zu leichtgläubig . . . Ist das eine Manier von diesen Leuten, so zu tun, als existiertest du nicht für sie? Aufgeblasenheit ist es, weiter nichts. Wie soll das in

der Zukunft werden! Ach ja — jetzt wollte ich, du wärest noch bei uns."

Marie war traurig gestimmt, und auch beim Frühstück veränderte sich ihre Miene nicht. Sie berührte die Speisen kaum, während Henriette ihren guten Appetit zeigte, den sie niemals verleugnete. „Das hilft nun nichts, mein Kind . . . leben muß der Mensch. Diese Gänseleberpastete ist vorzüglich. So iß doch nur", sagte sie mit vollen Backen. —

Währenddessen schritt Hugo mit seinen Gedanken beschäftigt durch die Straßen. Er fühlte, daß mit dem heutigen Tage ein Riß in seiner Ehe entstanden war, der sich eher erweitern als verringern werde. Zum erstenmal hatte man ihm unzarte Andeutungen darüber gemacht, daß er alles, was er war, eigentlich dieser reich gewordenen Bauernfamilie zu verdanken habe. „An diesen Scheinen klebt die Erniedrigung der Heckenstetts." Diese Worte seines Vaters fielen ihm ein, als er plötzlich zusammenzuckte. Etwa zehn Schritte vor sich sah er den Alten gehen, der soeben aus einem Hause getreten sein mußte. Er hatte den Rockkragen gegen den scharfen Wind in die Höhe geschlagen und ging, da eine leichte Ansetzung von Glatteis war, auf seinen Stock gestützt, sehr behutsam dahin. Aus jeder Seitentasche seines Paletots ragte der in grünes Papier gewickelte Hals einer Flasche. Als er an eine besonders gefährliche Stelle des Trottoirs gelangte, wäre er beinahe ausgerutscht. Sofort fühlte er nach den Weinflaschen und überlegte, ob es nicht besser wäre, das Geschenk für seine Frau in den Händen nach Hause zu tragen. Dann jedoch ging er vorsichtig weiter, den Blick zu Boden gesenkt. Hugo wurde gerührt von diesem An-

blick; er sah dem Alten förmlich die Freude an, mit welcher er zu seiner Frau ins Zimmer treten würde, um die bekannten Worte zu sprechen: „Hier, meine Liebe. Er soll delikat sein. Es ist ein Gelegenheitskauf."

Er überlegte, ob er ihn anreden solle. Wer konnte wissen, wie er es aufnehmen würde. Endlich entschied er sich dafür. „Holla, Vater!" rief er laut, da sie auf dieser Strecke die einzigen Passanten waren, und beeilte sich näher heranzukommen. Der Major blieb stehen und drehte sich langsam um, indem er die Spitze des Stockes einen Halbkreis um den Körper machen ließ.

„Ah, du bist's."

„Guten Morgen, Papa. Wie geht's der guten Mutter? ... Du erlaubst doch, daß ich dich ein Stückchen begleite ..." Ohne die Antwort abzuwarten, nahm er ihn am Arm. Eine Weile schritten sie schweigend nebeneinander her. Nur einmal brummte der Alte etwas vor sich hin, das auf die „verdammte Glätte" Bezug hatte.

„Sie ist soweit gesund," sagte er endlich; und nach einer Pause: „Nun, wie verträgt man sich denn mit dem Schwager in spe? Die Welt hat etwas Ähnliches noch nie erlebt." Er lachte kurz und grimmig auf. „Schade, daß du nicht mehr aktiv bist. Er könnte dir sonst immer gleich die Knöpfe putzen, wenn er euch besucht. Hahaha, er wird's wohl nicht verlernt haben ... Bums, da liegt er." Einige Schritte vor ihnen fiel ein Herr zu Boden, unter lautem Gelächter einiger Knaben, die zur Schule wollten. Der Major lenkte vorsichtig um die gefährliche Stelle herum und drückte dabei fest den Arm seines Sohnes. „Saubere Verwandtschaft das," fuhr er dann in demselben polternden Tone fort. „Der Schreck fuhr mir in alle

Glieder, als ich es in der Zeitung las. Ja, das Seufzen hilft jetzt nichts. Wer die Suppe eingebrockt hat, muß sie ausessen. Ich wünsche dir guten Appetit ... Willst du in die Stadt?"

„Ja. Wollen wir nicht noch einige Augenblicke irgendwo einkehren?" Hugo hätte es gern gesehen, wenn er mit dem Alten in einer warmen Ecke gesessen hätte, um ihm sein Herz auszuschütten. Aber der Major wies die Einladung kurz zurück. „Geht nicht. Bin ohnedies länger als gewöhnlich fort. Du weißt, ich lebe nach der Uhr."

„Erlaubst du, daß ich gegen Abend mit herankomme?" fragte Hugo, der einsah, daß an dem Willen des Alten nichts zu ändern war. Der Major blickte betroffen auf und ging langsamer.

„Ja, aber weshalb frägst du denn darnach?" sagte er in völlig anderem Tone. „Du bist uns stets willkommen. Nur nicht die ewige Quälerei mit dem Gelde. Du weißt doch."

Sie sprachen noch über dies und jenes, wobei der Major es vermied, auf das frühere Thema zurückzukommen. An der Potsdamer Straße trennten sie sich. Hugo bestieg die Pferdebahn und fuhr links hinunter, und der Major ging nach rechts.

Die Kälte war gestiegen. Aus den schmutziggrauen Wolken, die wie eine einzige, dicke Masse über Berlin lagerten und der ganzen Stadt ein starres, in Zwielicht getauchtes Aussehen gaben, fielen große Schneeflocken herab, die wie unzählige weiße Punkte geisterhaft flackernd die Luft belebten. Der eiskalte Wind ließ sie nicht zur Erde kommen, sondern wirbelte sie wieder in die Höhe, trieb sie gegen die Häuser, Menschen und Tiere und fegte sie dann, sprühendem Eisschaume gleich, über die Steine.

Alles zitterte vor Frost und kämpfte wider die schneidende winterliche Flut. Die Wagen rollten mit dumpfem Getöse vorüber, die Pferde dampften, und der warme Atem der Menschen, die rastlos und stumm aneinander vorübereilten, wurde, kaum ausgestoßen, von der kalten Luft verschlungen. Bei jedem Schritt klang der Boden hohl, als ginge man über ein riesiges Gewölbe. Der Wind ließ dann nach, immer dichter fielen die Flocken herab, so daß allmählich Häuser und Menschen, Wagen und Pferde die scharfen Konturen verloren und alles wie in weite Ferne gerückt erschien. Der Himmel sah aus, als senkte er sich immer tiefer und drohender auf die Stadt.

Der alte Heckenstett bemühte sich, so schnell als möglich vorwärts zu kommen. Jedesmal, wenn er mit seinen Flaschen in Berührung kam, fühlte er sich veranlaßt, größere Schritte zu nehmen. Im Geiste sah er seine Frau am Fenster stehen, mit dem Gedanken beschäftigt, wo der Major nur bleibe. Er wußte, daß sie bei diesem Unwetter sämtliche Bibliotheken der Welt verwünschte. Er hätte fröhlich auflachen mögen, wenn er es nicht vorgezogen haben würde, die Zähne aufeinandergepreßt, dahinzustürmen. Aber heute lohnte es sich schon einmal, wie ein Schneemann nach Hause zu kommen. Lange hatte er nicht so viele Bestellungen entgegengenommen, wie an diesem Vormittag. Zu seiner Frau würde er natürlich sagen: „Exzerpte gemacht.“ Die brave Alte! Dafür gab es diesmal auch etwas Außerordentliches. In diesem Augenblick bekam der Major einen großen Schreck, so daß er unwillkürlich nach links sprang. Dicht neben dem Bürgersteig stürzte ein Omnibuspferd mit solcher Wucht, daß der Wagen auf der Stelle hielt. Das ganze vierrädrige Ungetüm geriet

ins Wanken, und aus seinem Innern schallte das leichte Aufschreien weiblicher Stimmen. Einige Kältebummler, die Hände in den Hosentaschen, im Gesicht verglasten Ausdruck, blieben neugierig stehen; der Kondukteur sprang herab und pustete in die Hände; der Kutscher fluchte und schwang die Peitsche, vom liegenden Pferd stieg die Ausdünstung wie warmer Nebel empor, das stehende aber erzitterte bis in die Hufe.

Infolge seiner raschen Bewegung prallte der Major mit einem Passanten zusammen, und zwar so heftig, daß er ausglitt und zu Boden fiel. Der Herr, dem er dieses Mißgeschick zu verdanken hatte, steckte bis zur Nasenspitze in einem Pelze; beinahe hätte er auf dem glatten Fußsteig ebenfalls den Halt verloren. Er machte einige schwankende Bewegungen, zog dann aber die Hände aus den Ärmeln und beugte sich über den Gefallenen.

„Bitte sehr um Entschuldigung, aber das kann einem passieren, der Frau und Kinder hat," sagte er, indem er Heckenstetten behilflich war, auf die Beine zu kommen. Der Major richtete sich langsam auf und klopfte den Schnee von seinen Kleidern.

„Danke, danke," brummte er, ohne aufzublicken. Sein erster Griff galt den Flaschen; sie waren noch ganz. Dagegen spürte er aber am linken Knie einen empfindlichen Schmerz, der ihm das Weitergehen erschwerte. Köppke erkannte ihn jetzt. „Ei, das ist ja ein nettes Zusammentreffen," dachte er und erwog sofort, ob er sich mit Heckenstett in ein Gespräch einlassen oder weitergehen solle. Dann schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf.

„Sie hinken, wie ich sehe. Treten Sie doch auf einige Augenblicke beiseite," sagte er wohlmeinend, indem er die

Pelzmütze etwas tiefer über die Stirn rückte. Dem Major kam die Stimme bekannt vor, aber er fand gar nicht Zeit, den Fremden näher zu prüfen, sondern ließ sich willenlos am Arm ergreifen. Außerdem zwang ihn das Schneegestöber, das immer ärger wütete, den Kopf gesenkt zu halten. Sie standen vor einem kleinen Restaurant, zu welchem der Eingang direkt von der Straße führte.

„Vielleicht erholen Sie sich da drinnen ein bißchen," fuhr Köppke fort. Er hatte schon die Glastür geöffnet und drängte Heckenstett mehr als er ihn führte, hinein.

„Sie sind sehr gütig, mein Herr. Vielen Dank," erwiderte der Major, der es für das beste hielt, den Rat zu befolgen. Seit einiger Zeit hatte sich ein leichtes rheumatisches Leiden bei ihm eingestellt, dem er zwar keine große Bedeutung beilegte, das ihm aber doch viel von seiner sonstigen Frische genommen hatte. Um so mehr fühlte er sich jetzt veranlaßt, auf sich Rücksicht zu nehmen.

Im Lokal saß nur ein einzelner Herr, der zwischen den zurückgezogenen Vorhängen der Spiegelfensterscheibe hinausstarrte, ohne sich zu rühren. Nicht weit von ihm, in einer Ecke, hockte mit weit von sich gestreckten Beinen der Kellner, den Kopf auf die rechte Hand gestützt und in der linken die Serviette, die lose wie ein ausgedientes Fahnentuch auf die Diele hing. Durch das Klirren der Glastür ermuntert, erhob er sich mit einem schnellen Ruck und machte die übliche Verbeugung, indem er sich sogleich von der Anwesenheit des andern Gastes überzeugte. Der ganze Raum machte den Eindruck einer eleganten Stehbierhalle.

„Ein Glas Grog," sagte Köppke und musterte den Kellner aufmerksam. Der Major bestellte sich einen Glüh-

wein, blickte diesmal aber betroffen auf seinen Begleiter. Beide gingen in das kleine Hinterzimmer, das sein Licht vom Hofe aus empfing. Der Major setzte sich sofort und rieb sein Knie, während Köppke einige Schritte entfernt den Schnee von Mütze und Pelz schüttelte und den Kragen herunterschlug. Plötzlich drehte er sich ihm zu und sagte mit gut geheucheltem Erstaunen: „Ei was, Herr Baron, Sie sind's?! Jetzt sehe ich es erst. Na, das ist hübsch. Bei diesem Hundewetter erkennt man die eigenen Verwandten nicht.“ Ohne den Pelz abzulegen, ließ er sich ihm gegenüber nieder. „Nee, det is aber jut,“ fuhr er fort, indem er sein Pincenez aufklemmte und sich an der Überraschung des Majors weidete.

Heckenstett wußte im ersten Augenblick nicht, was er sagen sollte. „Ja, das ist allerdings ein Zufall . . . nach so langer Zeit,“ brachte er endlich etwas verlegen hervor, um nicht unhöflich zu erscheinen. Eigentlich hätte er aber in einem ganz anderen Tone sprechen mögen. Das hatte noch gefehlt, daß er diesem Protzen Dank für die Hilfe schuldete. Konnte dieser Mensch nicht mit Willen ihn angerempelt haben, ganz gleich, aus was für einem Grunde? Gab es etwas Lächerlicheres, als zu behaupten, er habe ihn nicht gleich erkannt? Der Major wurde unruhig und vergaß sogar seine Schmerzen. Er hätte viel darum gegeben, wenn er sich wieder auf der Straße befunden hätte.

„Ich habe lange nicht die Ehre gehabt, Herr Major,“ sagte Köppke. „Wir hofften, daß Sie mal so bei Gelegenheit . . . Wenn es auch nur beim Vorübergehen gewesen wäre.“

„Das lag so in den Verhältnissen,“ erwiderte Heckenstett etwas kurz, da er einen leisen Spott zu vernehmen glaubte.

Ewig stand ihm sein Besuch in der Uniform vor Augen. Und auch jetzt dachte er daran; das brachte sein Blut langsam in Wallung.

Der Kellner kam mit den Getränken und verbeugte sich noch einmal vor Köppke. Auch der Millionenbauer blickte ihn wieder prüfend an. „Ich muß Sie doch schon gesehen haben," sagte er dann.

„Gewiß, gewiß, im letzten Sommer in Wilmersdorf. Sie machten damals die Bekanntschaft des Herrn Barons von Heckenstett," erwiderte der Kellner.

„Ah, Sie sind Fritz."

„Hier werde ich Hermann genannt, damit keine Verwechslung vorkommt, wenn die Frau Wirtin ihren Mann ruft . . . Steht den Herren sonst noch etwas zu Diensten?"

Köppke machte eine unwillige Bewegung mit der Hand, daß er sich entfernen sollte. „Diese Kerls treiben sich überall herum. Wie die Zigeuner," sagte er, um seinen Ärger über die Erwähnung Wilmersdorfs Luft zu machen, während er mit dem Teelöffel den Zucker zerstieß. „Wissen Sie schon, Herr Major, daß ich gar nicht mehr mit Ihrem Sohne verkehre?" sagte er dann ganz unvermutet, nachdem sich beide eine Weile stumm mit ihren Gläsern beschäftigt hatten.

„Mich interessieren diese Dinge sehr wenig," erwiderte Heckenstett, der so tat, als hätte er die Nennung seines Namens von seiten des Kellners nicht gehört. „Ich will auch nicht wissen, wer mehr Gründe zu diesem Bruche hatte. Ersparen wir uns beide die Erörterungen darüber," fügte er sehr bestimmt hinzu. Er langte die beiden Flaschen, die ihm etwas unbequem in den Taschen wurden, hervor, stellte sie auf den Tisch und knöpfte sich den Paletot auf.

Köppke erblickte den schwarzen Rock mit dem Ordensband. „Er ist es doch, der damals Hennicken Wein anbot und seine Adresse notierte," dachte er bei sich.

„He, Gründe meinen Sie?" sagte er dann herausfordernd. „Sie werden doch nicht etwa glauben, daß wir die Schuldigen sind? Das wäre ja noch schöner. Ich kann Ihnen hübsche Dinge über Ihren Herrn Sohn berichten. Ja, ganz nette Sachen . . . Meine arme Tochter ist zu bedauern. Das hätten wir früher wissen sollen, daß er an ein derartiges Leben gewöhnt ist. Ich hätte . . . sonst 'was getan!"

Nur von dem Gedanken geleitet, den Major zu demütigen und zu kränken, ihm unter vier Augen das Gift seines verhaltenen Hasses tropfenweise einzuflößen, ihn seinen Hohn fühlen zu lassen, berichtete er ihm über den vergangenen Abend, in derselben Fassung, wie es seiner Frau mitgeteilt worden war. „. . . . Paßt sich das für einen anständigen Mann, he? Das ist gemein! Hundsgemein! Vielleicht nennen Sie das noble Passionen, was? Mit solchen Damen wird das Geld verpraßt! Das ist natürlich leicht, wenn man nicht weiß, wie schwer es zu verdienen ist . . . Dafür habe ich mich nicht gequält mein ganzes Leben lang . . . Wissen Sie noch, wie Sie zu mir kamen und mich baten? Fünfunddreißigtausend Mark auf einem Brett habe ich gegeben, um ihn nicht wie einen — ich will's verschlucken — dastehen zu lassen. Ein Esel war ich, aber ich habe es als ein Trinkgeld betrachtet. Nur als Trinkgeld! Verstehen Sie? Sie aber haben es angenommen . . . Und das nennt sich von Adel. 'n Deibel ooch! Keene Lust zum Arbeiten!"

Die Arme weit über den Tisch gelegt, die kleinen, unstet

flackernden Augen fest auf sein Gegenüber gerichtet, die Züge verzerrt vor Ingrimm und beißendem Spott, hatte er ihm das mit gedämpfter, heiserer Stimme zugeraunt. Jedes Wort war begleitet von einer drohenden Bewegung des Zeigefingers. Die Genugtuung leuchtete ihm förmlich vom Gesicht. Als er zu Ende war, nahm er das Glas und leerte es in einem Zug.

Der Major war bleich geworden, bewahrte aber seine Ruhe. „Ja, weshalb erzählen Sie mir das alles?" erwiderte er lächelnd, mit der linken Hand das Knie reibend. „Sie wollen mich beleidigen, aber es wird Ihnen nicht gelingen."

„So, nicht gelingen?" fiel Köppke ein, jetzt den Kopf in die Hand gestützt und das eine Auge geschlossen.

„Nein, niemals. Dessen sind Sie gar nicht fähig, mein Herr. Ich bedaure meinen Sohn aus tiefstem Herzen, daß er seinen Namen einer Bagatelle wegen hergegeben hat."

Köppke lachte auf. „Bagatelle, Bagatelle. Nette Bagatelle, eine halbe Million Mark! Das ist der richtige bornierte Dummstolz." Er schäumte vor unterdrückter Wut, die ihn blaß gemacht hatte.

„Wir sind fertig, mein Herr. Ich bitte, mich nicht mehr zu belästigen. Vergessen Sie aber niemals die Ehre, die man Ihnen angetan hat durch die Verwandtschaft mit unserer Familie." Heckenstett erhob sich und knöpfte den Rock zu. Köppke lehnte sich weit in den Stuhl zurück, steckte die Hände in die Hosentaschen und betrachtete ihn leise lachend von unten bis oben. „Ehre, schöne Ehre! Pfui!" preßte er zwischen den Zähnen hervor. Der Major beachtete ihn nicht mehr, brachte die Flaschen wieder unter, nahm Stock und Hut und ging nach vorn, um zu bezahlen.

Köppke beugte sich ganz nach rechts und blickte ihm nach. „Herr Freiherr von Heckenstett," rief er plötzlich, „schicken Sie mir doch Ihren Preiskurant. Sie können etwas verdienen!" Lautes Gelächter ließ er diesen Worten folgen.

Der Major schritt stolz und würdevoll, mit aller Kraft den Schmerz verbeißend, langsam durch die vom Kellner weit aufgerissene Tür hinaus in das zügellose Wetter.

---

## XVI.

Hugo traf Graf Sirba wider Erwarten nicht zu Hause. Ausnahmsweise sei sein Herr heute infolge einer plötzlich eingetroffenen Nachricht um diese Zeit ausgegangen und werde vor dem Diner wohl nicht mehr zurückkehren, berichtete der Diener, ein junger Bursche mit einem klugen Gesicht, den Heckenstett bereits von der vergangenen Nacht her kannte. Kaum hatte er die Karte entgegengenommen, als er mit übergroßer Höflichkeit zum Nähertreten bat. Hugo, in der Meinung, Sirba habe irgend etwas für ihn hinterlassen, folgte der Einladung, war aber nicht wenig erstaunt, sofort die Frage an sich gerichtet zu hören, ob der Herr Baron zu frühstücken gedenke? Er sagte das mit einer so selbstverständlichen Miene, daß Hugo sofort begriff: es mußten hier einzelne Gewohnheiten herrschen, die man an einem andern Orte vergeblich gesucht haben würde. Trotzdem tat er so, als fände er diese Zumutung sonderbar und ersuchte um Aufklärung.

Der Diener geriet in einige Verlegenheit. „Entschuldigen der Herr Baron nur", sagte er dann mit leichter Röte im Gesicht, die dafür zeugte, daß er erst am Be-

ginne seiner Laufbahn stehe. „Aber ich sah Sie gestern hier und glaubte — — Die Freunde des Herrn Grafen haben hier jederzeit Zutritt. Es ist mir ausdrücklich befohlen worden, auch in seiner Abwesenheit jeden Wunsch zu erfüllen. Die Speisen werden unten aus dem Restaurant geholt, es dauert also niemals lange."

Hugos Blick fiel auf einen gedeckten Tisch, auf welchem Austernschalen und eine entkorkte Weinflasche darauf hingewiesen, daß man vor noch nicht langer Zeit an ihm getafelt hatte. Dann glaubte er durch die Portiere im Nebenzimmer jemanden auf einem Sofa liegen zu sehen. Deutlich vernehmbar drangen schwere Atemzüge herein.

„Es ist Herr Rechenberg, der da schläft. Der Wein macht ihn regelmäßig müde", sagte der Diener aufs neue halblaut, aber völlig gleichgültig. Jedenfalls setzte er eine Bekanntschaft Heckenstetts mit diesem Herrn voraus, wie er überhaupt in seinem ganzen Auftreten den Menschen zeigte, der sich bewußt ist, daß er niemandem etwas Neues sagt. Heckenstett sah sich im Zimmer um, auf dessen Einzelheiten er bei seinem gestrigen Besuche wenig geachtet hatte. Alles zeugte von ausgesucht-vornehmem Geschmack; nur stand das ganze Meublement im Widerspruch mit dem niedrigen Raume, der schmucklosen Decke und den einfachen Tapeten. Durch eine zweite geöffnete Tür konnte er in das Schlafzimmer blicken, das, wie es ihm schien, in japanischem Stile eingerichtet war. Durch die feingewebten Vorhänge drang kaltes Licht als ein Widerschein der wirbelnden Schneeflocken, die unaufhörlich herniederfielen und jedes Geräusch auf der Straße unhörbar machten. Nur die Atemzüge des Schläfers unterbrachen die Stille. Hugo empfand plötzlich ein unheimliches Gefühl, das er

sich nicht zu erklären vermochte; es war wie eine üble Nachwirkung der Stunden, die er hier verbracht hatte. Graf Sirbas blasses, durchnächtigt aussehendes Gesicht mit den dunklen, tiefliegenden Augen tauchte in seinen Gedanken auf, und er mußte sich sagen, daß die seltsame Erscheinung eigentlich in diese Räumlichkeiten passe wie kein andrer Mensch.

Er wollte gehen, als der Diener ihm noch die Mitteilung machte, daß er, wenn er den Grafen durchaus notwendig sprechen müsse, denselben um drei Uhr im Restaurant Uhl „Unter den Linden" treffen könne, wo Sirba zu Mittag speise. An der Tür regte sich seine Neugierde, zu erfahren, wer der schlafende Herr sei. Jedoch tat er so, als könnte er sich im Augenblick nicht ganz auf ihn besinnen.

„Darüber kann ich dem Herrn Baron leider keine Aufklärung geben", erwiderte der Diener halblaut. „Ich weiß nur, daß er dem gnädigen Herrn viel zu verdanken hat. Er kommt jeden Tag zum Frühstück. Manchmal schläft er auch die Nacht hier. Er soll sein ganzes Vermögen im Spiel verloren haben."

Langsam schritt Hugo die schmale Treppe hinab. Im Flur blieb er stehen, um zu überlegen, was er beginnen solle. Die Ehrenschuld drückte ihn, er wollte schon den Entschluß fassen, die kurze Strecke zu Uhl zu gehen, um Sirba dort zu erwarten und die Angelegenheit sofort zu erledigen. Als er aber auf die Straße trat, peitschte der Wind den Schnee ihm derartig ins Gesicht, daß er sich wieder ins Haus begab. Er fand die Situation unbehaglich, aber sie wurde gemildert, als sein Blick auf die Glastür fiel, die vom Flur aus in das vordere Souterrain

führte; jedenfalls zu dem Restaurant, von dem der Diener oben gesprochen hatte. Er besann sich nicht lange, ging hinein und bestellte sich ein Dutzend Austern und eine halbe Flasche Moselblümchen, da ein einziger Blick ihn sofort belehrt hatte, daß er es mit einer jener versteckt liegenden Weinstuben zu tun habe, die nur den Eingeweihten näher bekannt sind und ihr bestimmtes Stammpublikum haben.

Im hinteren offenen Zimmer saßen einige Herren und Damen und tafelten, hier vorn war er der einzige Gast. Trotzdem es draußen noch hell war, hatte man bereits Licht gemacht und die Fenstervorhänge zugezogen. Nach einer Viertelstunde hatte er sich eine Zigarre angezündet und verfolgte mit seinen Augen die Dampfwolken derselben, während er abwechselnd einen Schluck aus dem Glase nahm. Die erste Flasche war geleert; er ließ sich eine zweite kommen, mehr aus Bequemlichkeit, als ein besonderes Verlangen zu stillen. Nach einer Weile ging die Gesellschaft aus dem Hinterzimmer, und so war er schließlich der einzige, der das Zucken der Gasflammen beobachten konnte.

Er kam sich sehr einsam vor, verlassener als jemals in seinem Leben. Noch niemals hatte er so andauernd über sein bisheriges Leben nachgedacht, wie er es jetzt tat; die Erlebnisse des heutigen Tages fesselten ihn ganz besonders. Nun hatte er eine glänzende Häuslichkeit, wurde nicht mehr gehetzt von seinen Gläubigern, hatte die reiche Heirat gemacht, durch welche er der Misere des Daseins enthoben zu sein glaubte, und saß nun in diesem abgelegenen Winkel unter dem rauschenden Berlin mutterseelenallein, ohne eigentlich recht zu wissen, weshalb es ihm wie eine Last erschien, sich zu erheben, zur Garderobe

zu greifen und wie ein vernünftiger Ehemann Frau und Heim aufzusuchen. Inmitten dieser wechselvollen dunklen Bilder, die wie ebenso viele Stimmungen an ihm vorüberzogen und ihn mechanisch immer aufs neue das Glas füllen ließen, empfand er plötzlich ein brennendes Verlangen nach einer mitempfindenden Seele, die ihn verstünde und sein Unglück zu begreifen imstande wäre; deren Herzensschläge gleichbedeutend mit den seinigen sein würden.

Aber diesmal war es nicht Rigard, der Freund, der ihm vorschwebte, sondern eine weiche Frauenhand, die, begleitet von einer zärtlichen, trostspendenden Stimme, sich sanft auf seine Stirn legen sollte. Seine Mutter? Gewiß, — er hatte Sehnsucht, sie zu umarmen und ihr in die Augen zu schauen. Er sagte sich, daß er sich ihr schon längst hätte anvertrauen müssen, und fühlte auch das Drängen, sofort zu ihr zu eilen; aber merkwürdig, — er blieb in derselben Lage: weit in den Stuhl zurückgelehnt, ein Bein über das andre geschlagen, und nach wie vor in die Gasflammen starrend. Die Liebe, die er verlangte, konnte sie ihm niemals schenken. Der Wunsch war in ihm erwacht, sich heißbegehrt zu sehen, nur um seiner selbst willen, ohne Rücksicht auf Stand, Bildung und sonstige gesellschaftliche Eigenschaften; einmal die wirkliche, wahrhaftige, ganz naive Liebe zu durchkosten, wie die Natur den Menschen drängte, sie zu äußern, ohne irgendwelchen Vorteil dadurch zu erhoffen.

Dora! Der Name umsummte ihn in seiner Einbildung, die Kobolde des Weines zeigten ihm ihr liebliches Gesicht, umrahmt von den Dampfwolken seiner Zigarre; und es war ihm sogar, als hörte er ihr lustiges Lachen, mit dem sie ihn necken wolle. Sie schwärmte noch für ihn, trotz-

dem er verheiratet war. Das gerade verklärte ihre Liebe in seinen Augen mit einem Schimmer der Romantik, ließ sie ihm besser erscheinen, als manche andere ähnlichen Standes, die er kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte.

Wie jemand in schwüler Atmosphäre das Atemholen in frischer Luft herbeiwünscht, so sehnte er sich in diesen Minuten nach ihrem lustigen Geplauder. Es fiel ihm nicht ein, an irgend etwas zu denken, was sich mit seiner Moral als Ehemann nicht vertrüge, — er wollte nur aufgeheitert werden, Zerstreuung an ihrer Seite suchen und sich hinwegsetzen über die Öde und Langweile des Tages. Aber wenn auch das ihn nicht befriedigte, was dann? Unwillkürlich seufzte er laut und vernehmbar. Der Kellner kam herbei und zerstörte alle Illusionen: er hatte in einem Winkel des hinteren Zimmers gesessen und den Seufzer für einen Zuruf gehalten.

„Ja, bringen Sie noch eine“, sagte Hugo und bat sich gleichzeitig Papier und Schreibzeug aus. Er schrieb zwei Briefe, einen an seine Frau, worin er ihr die Mitteilung machte, daß er den Abend bei seinen Eltern zuzubringen gedenke, und den zweiten an Dora, in welchem er sie gegen sieben Uhr um eine Zusammenkunft bat. Ob sie Lust habe, mit ihm nach dem Americantheater zu gehen? Er wollte sie dann in der bekannten Konditorei erwarten. Im Augenblick fiel ihm kein andrer Ort ein, und so überlegte er nicht lange, ob diese Bestimmung Dora angenehm sein würde oder nicht. Mit dem Fortlegen der Feder änderte sich seine Laune.

Die Tür, die nach der Straße führte, wurde geöffnet; eine ärmlich gekleidete Frau, ein Kind in ein Schaltuch gewickelt auf dem Arme, trat herein und bat mit vor

Frost zitternder Stimme um eine Gabe. Aus dem Büfettzimmer trat der Wirt, oder Traiteur, wie er sich auf dem Schilde draußen nannte, und gab ihr einen Wink, sich zu entfernen. Als sie denselben nicht verstehen wollte, wurde er deutlicher, machte aber große Augen, als der einzige Gast am Fenster sie laut zu sich herannötigte; etwas wie Mißtrauen gegen diesen machte sich sogar in seinem Gesicht bemerkbar. Der Anblick des Kindes, dessen dunkle Augen unter einer Kapuze groß und verwundert auf ihn gerichtet waren, rührte Hugo, so daß er seine Börse hervorholte und der Frau einen Taler in die Hand drückte. Einige Sekunden lang blickte sie ihn sprachlos an: ohne Zweifel vermochte sie die Größe des Geschenkes noch nicht ganz zu erfassen. Stammelnd brachte sie einen Dank hervor; dann wankte sie schwerfällig unter ihrer Last der Türe zu.

Er bezahlte und verließ das Lokal ebenfalls. Es war ruhiges Wetter eingetreten; überall war man damit beschäftigt, den Bürgersteig von den Schneemassen zu befreien. Hugo begab sich nach der Behrenstraße, um den Rohrpostbrief an seine Frau aufzugeben; nicht weit davon bemerkte er einen Dienstmann, dem er auftrug, das Schreiben an Dora dieser persönlich zu übermitteln. Dann setzte er sich in einen Schlitten und fuhr zu seinen Eltern. Er hatte einmal zugesagt, dort zu erscheinen, und wollte damit nicht zögern, um rechtzeitig mit der Kleinen zusammenzutreffen. Karoline öffnete ihm mit einem sauren Gesicht, das sie immer zeigte, wenn etwas im Hause nicht ganz richtig war; und als sie ihm beim Ablegen des Mantels half, zog sie so energisch, daß er sich verwundert umblickte.

„Aber Lina, wie behandeln Sie mich heute", sagte er gutmütig. „Hat man Sie wieder für einen Rekruten gehalten?"

„Der Herr Major arbeiten heute nicht. Dann ist ein schlimmer Tag. Ich werde ziehen."

„Das tun Sie ja doch nicht, Lina. Papa meint es ja nicht so. Wenn Sie jedesmal gezogen wären, — bedenken Sie, wo wären die Dienstleute hergekommen!"

„Na ja. Wenn man ein gutmütiges Schaf ist. Früher, wie der Herr Leutnant noch hier waren, ging's ja noch, aber jetzt ist kein Auskommen mit dem Herrn Major. Für jeden Papierschnitzel, den er liegen sieht, gibt's ein Dunnerwetter. Heute nachmittag hat's damit förmlich geregnet. Jetzt soll ich womöglich noch dafor können, daß Glatteis is. Der Herr Major hat nämlich 'n Fall gehabt. Er liegt auf'm Sofa im Arbeitszimmer. Deswegen ist heute auch nicht zugeschlossen. Ich sagte bloß was von's Einrenken und's Streichen, da ging's schon los. Und ich habe es doch nur gut gemeint. Dumm bin ich noch lange nicht! Ich war sechzehn Jahre bei Sanitätsrats, und da lernt man was." Karoline war dem Weinen nahe; Hugo wollte sie beruhigen.

„Mir fällt eben ein, Lina, daß ich Ihnen noch mein Weihnachtsgeschenk schuldig bin. Hier trocknen Sie damit Ihre Tränen." Er drückte ihr ein Geldstück in die Hand.

„Schönen Dank, Herr Leutnant. Ich wußte ja gleich, daß Sie mich nicht vergessen würden. Und was das Ziehen anbetrifft, so bitte — — sagen Sie man nichts der Madame davon. Vielleicht legt's sich wieder." Sie fuhr mit der Außenfläche der rechten Hand über die Augen und entfernte sich dann, unterwegs noch einmal die linke Hand öffnend, um sich von dem Vorhandensein des Zwanzigmarkstückes zu überzeugen.

Als Hugo seine Mutter im Salon nicht vorfand, wollte

er sich nach hinten begeben; unterwegs begegnete er ihr. Sofort sah er an ihrem Gesichtsausdruck, daß etwas Außergewöhnliches vorgefallen sein müsse: und als sie ihn wieder ins Zimmer zog, schloß er daraus, daß sie ihm Wichtiges unter vier Augen mitzuteilen habe.

„Ist es schlimm?" fragte er, nachdem er sie herzlich begrüßt hatte.

„Ach, das ist es ja nicht ... Eine leichte Anschwellung, die vorübergehen wird", erwiderte sie, ließ sich mit ihm am Sofatische nieder und berichtete dann von der Begegnung zwischen ihrem Manne und Köppke. „Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie er hier ankam. Er hatte keine Farbe im Gesicht, ich war tödlich erschrocken. Dein Schwiegervater muß ihn geradezu nichtswürdig behandelt haben. Unsere Ehre sei in den Schmutz gezerrt worden, und sein Name öffentlich bloßgestellt. Er war fürchterlich. Du kennst ihn ja, wenn ein Sturm in ihm losbricht ... Das schlimmste sei, er müsse die Beleidigungen ruhig ertragen, denn er könne sich mit einem derartigen Menschen nicht einmal schlagen. Alle Schuld häuft er auf dich. Ach, mein Sohn, hättest du doch niemals diese Familie kennen gelernt ... Ich bitte dich, gehe nicht zu ihm hinein. Er wird dein Kommen nicht gehört haben; ich werde Lina befehlen, ihm nichts davon zu sagen."

Aber es war zu spät. Im nächsten Augenblick öffnete sich die Tür, und der Major erschien, im Schlafrock, gestützt auf seinen Stock. Seinem feinen Gehör war die Unterhaltung auf dem Korridor nicht entgangen, und so hatte er sich bei Karolinen erkundigt, wer anwesend sei. Gewöhnt, um diese Zeit stets tätig zu sein, hatte er seine Lage nicht länger ertragen können, um so weniger, als er

durch das plötzliche Hinausgehen seiner Frau mißtrauisch geworden war. Langsam, mit ersichtlicher Anstrengung, trat er näher. Die Majorin machte ihm sanfte Vorwürfe, während Hugo sich sofort erhob, ihm mit einem „Guten Tag, Papa", entgegeneilte, einige Redensarten über den Unfall gebrauchte und ihn dann zu einem Sessel geleiten wollte. Der Alte aber machte plötzlich eine schnelle Wendung und schritt allein dem nächsten Fauteuil zu. Mutter und Sohn wurden betroffen; sie ahnten, was nun kommen würde.

„Ich habe mit Hugo zu reden, bitte, laß uns allein", sagte der Major, zu seiner Frau gewendet, „Wie es scheint, ist er bereits von allem unterrichtet. Um so weniger werde ich ihm noch zu sagen haben."

„Aber könnte das nicht ein andermal geschehen? Du wirst dich wieder aufregen, und das wird deinen Zustand nicht besser machen", warf die Majorin ein. „Dadurch wird an der ganzen Angelegenheit nichts geändert werden." Als sie aber seine unwillige Miene erblickte, sagte sie nichts mehr und ging.

„Ich werde dir gleich zuvorkommen, Papa, damit nicht unnütze Worte gewechselt werden", begann Hugo. „Alles, was dir Köppke über die angebliche Damenbekanntschaft gesagt hat, ist erlogen. Mein Ehrenwort dafür. Die Sache war einfach so." Er begann nun zu erzählen, schloß aber seinen Bericht mit der unfreiwilligen Entfernung seines Schwiegervaters aus dem Lokale. Der Major hörte ihm schweigend zu; nur einigemal schüttelte er mit dem Kopfe, als wollte er damit seinem Erstaunen Ausdruck geben. Eine Erleichterung kam über ihn; sein Groll verminderte sich, und der Blick, mit dem er seinen

Sohn jetzt betrachtete, war frei von Mißtrauen. „Was für ein Halunke, dieser Bauer!“ dachte er, in Gedanken alles das, womit er seinen Sohn überschütten wollte, Köppken aufbürdend.

„Das ist ja eine infame Intrige gegen dich“, sagte er. „Und ich hatte dich wirklich schon im Verdacht —“

Plötzlich fiel ihm das „Trinkgeld“ wieder ein, von dem Köppke zu ihm gesprochen hatte, und langsam begann sein Blut in Wallung zu geraten. „Aber es muß irgend etwas geschehen, er muß in irgendeiner Form Abbitte leisten, oder —“ Er vollendete diesen Satz nicht; ruhelos, wie er war, erhob er sich und hinkte im Zimmer umher, den Stock so kräftig aufsetzend, als hätte er jedesmal seinen Feind damit zu treffen. Und nun dachte er auch an die letzten Worte, die Köppke ihm nachgerufen hatte, und welche sich auf seine tägliche Beschäftigung bezogen. Es war das einzige, was er seiner Frau verschwiegen hatte. Niemals würde er diese Schmach vergessen. Er vergegenwärtigte sich jene Situation wieder: wie es ihn gleich einem unerwarteten Stich getroffen, wie er kaum gewagt hatte, aufzublicken und mit Aufbietung aller Selbstbeherrschung davongegangen war, gepeinigt von einem Schamgefühl, das ihn während des ganzen Weges bis zu seiner Wohnung nicht verlassen hatte. Die Erinnerung daran war noch so frisch, daß es in ihm zu wühlen begann und dieselbe Hitze durch seinen Körper ging, wie vor wenigen Stunden.

„Es geht nicht, es geht nicht!“ sagte er ein über das andre Mal. Dann blieb er unter dem Kronleuchter stehen, den Blick auf Hugo gerichtet. „Du wirst mir Genugtuung verschaffen, gleichviel auf welche Art, oder ich schieße

den Kerl über den Haufen, und dann mag man mich ins Gefängnis schleppen." Sein Gesicht war hochgerötet, die Hand, welche den Stock hielt, zitterte. Das Schweigen seines Sohnes steigerte noch seine Erregung. Die buschigen, weißen Augenbrauen zusammengezogen, die Stimme zu einem dumpfen Grollen dämpfend, fuhr er fort: „Deinetwegen habe ich damals den schweren Gang gemacht, du bist also die eigentliche Ursache dieser Beschimpfung. Ich habe während dieser Zeit viel ertragen müssen. Darauf näher einzugehen, wäre zwecklos, denn du kennst die einzelnen Vorgänge ebenso genau wie ich. Dazu aber bin ich nicht in Ehren grau geworden, um meine Person an meinem Lebensabend besudeln zu lassen. Eher würde ich es vorziehen, nicht mehr die geringste Gemeinschaft mit dir zu haben . . . Du hast dich einfach weggeworfen. Es ist kein Halt in dir gewesen, kein Sinn für andauernde Tätigkeit hat sich bei dir bemerkbar gemacht. Wäre es anders gewesen, so hättest du nur ein Gefühl der Verachtung für diese Plebejer gehabt, deren niedriges Protzentum du am ersten Tage durchschauen mußtest."

„Aber zu was diese alten Geschichten, lieber Papa", fiel Hugo blaß, aber mit äußerem Gleichmut ein. „Wenn das dein einziger Empfang ist — — dann habe ich weiter nichts zu tun, als Adieu zu sagen." Er erhob sich und griff zu den Handschuhen, die er auf den Tisch gelegt hatte.

Der Major brauste auf. „Phrase, weiter nichts als Phrase! So sagt man immer, wenn man sich getroffen fühlt. Aber gehe, ich hindere dich nicht! Wir sind fertig miteinander, solange ich lebe." Er winkte ihm mit der Hand zu, drehte sich um und schritt der Türe zu.

„Papa, ich bitte dich! Geh nicht so von mir. Du

sollst die Genugtuung bekommen, ich schwöre es dir." Hugo befand sich an seiner Seite und versuchte ihn zurückzuhalten. Der Major wehrte ihn ab.

„Werde nicht sentimental, mein Sohn", sagte er kalt. „Wenn man Heckenstett heißt, so schwört man nicht. Man sagt ‚Ja' und tut es. Für diesen Fall auf Wiedersehen." Die Tür fiel hinter ihm ins Schloß. Nach wenigen Minuten wurde die Majorin sichtbar.

„Nun, willst du nicht zum Abend bleiben?" fragte sie, als sie Hugo mit dem Anziehen seiner Handschuhe beschäftigt sah. Draußen hatte sie ihrem Manne das Versprechen geben müssen, mit keinem Worte auf die Angelegenheit zurückzukommen. Und so blickte sie trüben Auges und beklommenen Herzens auf ihren Sohn. Hugo entschuldigte sich mit seiner Stimmung, nahm zärtlich Abschied von ihr, bat sie, den Vater zu grüßen, und ging.

Es war gerade sieben Uhr, als er mit Dora vor der Konditorei zusammentraf. Von der Straße aus konnte man bis in das hintere Zimmer blicken, und da sie es leer gefunden hatte, war sie auf und ab gegangen, um auf Heckenstett zu warten. Drinnen hätte sie es doch vor Unruhe nicht aushalten können. Es sei ihr nicht angenehm, hineinzugehen, meinte sie. Man habe sie hier so oft mit Rigarden gesehen, daß man einen üblen Begriff von ihr bekommen würde. Aber es half nichts; Hugo hatte schon die Glastür geöffnet. Hinter dem Ladentisch saß wieder die dicke Dame, die sich sofort erhob und die bekannten Worte in die Küche hineinrief. Als sie zur Kognakflasche greifen wollte, ließ sie die erhobene Hand wieder sinken. Sie hatte Rigard vermißt. „Der kleine Herr ist schon fort. Aber es kann sein, daß er noch ein-

mal wiederkommt", sagte sie in der Meinung, sich entgegenkommend zu erweisen. Dora fühlte, wie sie rot wurde; und kaum hatten beide sich niedergelassen, so bat sie auch schon, bald wieder aufzubrechen.

„Das wäre recht feierlich, wenn Herr von Rigard uns hier überraschte," sagte sie, während sie die abgestreiften Handschuhe glatt zog. „Glauben Sie, daß er zum Othello werden könnte? Ich habe Othello gesehen, im Schauspielhause. Es war fürchterlich. So einen Mann zu haben, muß keine Freude sein ... Aber Herr von Rigard und Othello, das reimt sich nicht." Sie lachte lustig auf, wurde aber plötzlich ernst und errötete bis hinter die Ohren, denn als sie aufblickte und Hugo ansah, fiel ihr erst ein, aus was für einer Veranlassung sie hierher gekommen war. Hinzu kam, daß sie an ihm etwas zu bemerken glaubte, was ihr fremd erschien. Und das Bewußtsein, ihre innersten Gefühle verraten zu haben, machte sie noch verwirrter. Ihre Wangen glühten, ihr Haar leuchtete wie flüssiges Gold, und von ihrer Kleidung ging ein Kälteduft aus, der sich in dem warmen Zimmer angenehm bemerkbar machte. Noch niemals war sie ihm so lieblich erschienen. Er versenkte sich in ihren Anblick, wie man sich in ein Stück langentbehrter, das Auge labender Natur vertieft.

„Was müssen Sie eigentlich von mir denken, Herr Baron," sagte sie dann wieder leise, während sie den Pelzkragen losnestelte, so daß der schöne Hals sichtbar wurde.

„Nur alles Gute, Dora," erwiderte er, ihre Hand ergreifend, die sie ihm willig ließ. „Nun wollen wir uns aber den Abend nicht verderben, indem wir verschämt tun. Wir wollen fröhlich und guter Dinge sein und uns amüsieren. Nicht wahr? Schlagen Sie ein."

„Topp. Das ist mein Fall ... Aber in Ehren."

„Natürlich — nur in Ehren," wiederholte er langsam. Beide sahen sich an und lachten, ohne eigentlich zu wissen, warum. Dann trat eine Pause ein, während welcher sie andauernd in ihren Tassen rührten und vor sich hinblickten. Plötzlich lachte sie schallend auf.

„Worüber amüsieren Sie sich, Dorchen?"

„Ich dachte soeben darüber nach, womit Herr von Rigard sich eigentlich hier beschäftigt haben mag. Sehen Sie nur die drei zerfetzten Zeitungen dort; so sahen sie schon vor acht Tagen aus. Von der einen habe ich noch das Hauptblatt abgerissen. Die Dame abonniert nämlich nicht mehr darauf. Es verlaufe sich hier doch niemand zum Lesen, hat sie gemeint ... Ja, was wollte ich doch gleich noch sagen ... Jedenfalls hat er wieder unmenschlich viel Zigaretten geraucht. Man riecht es noch. Namentlich wenn er wütend wird, dann pafft er, was das Zeug hält."

„Dora, Sie sind schadenfroh. Er liebt Sie, und zum Dank dafür machen Sie sich über ihn lustig."

„Mein Gott, ich bin doch nicht schuld daran, daß er in mich verschossen ist. Sie müssen nicht denken, daß ich das böse meine. Es platzt mir nur immer so heraus. Ich bin ja doch nur mit ihm zusammengekommen, um über Sie etwas zu erfahren."

„Wirklich?"

„Wahrhaftig! Sie können es mir glauben." Ehe er es verhindern konnte, lag seine rechte Hand zwischen den ihrigen; sie beugte sich nieder und küßte sie.

„Aber Dora, was tun Sie!"

„Ich muß Ihnen doch danken, daß Sie meine Tollheiten nicht übelgenommen haben." Noch immer hielt sie

seine Hand. Die Innigkeit ihres Blickes rührte ihn. Ein Zauber von Unschuld war über sie ausgegossen, der ihn fast verlegen machte. Beide saßen so dicht nebeneinander, daß sich ihr Atem berührte. Hand in Hand plauderten sie über allerlei Dinge. „Wissen Sie, was ich wohl möchte? Immer in Ihrer Nähe sein, aber unsichtbar für Ihre Frau. Nur Sie allein müßten mich sehen. Das wäre drollig, nicht wahr?"

„Sehr. Und wenn wir uns ein Patent darauf geben ließen, würden wir gute Geschäfte machen," fiel er heiter ein.

„Weshalb denn?" fragte sie ernst und überlegte. „Ach so, jetzt weiß ich — bei den Ehemännern." Diesmal lachte sie so laut auf, daß sie sich beinahe verschluckt hätte. „Aber dann würde bald einer kommen und dieselbe Erfindung für die Frauen machen. Es ist alles sehr dumm eingerichtet in der Welt. Nichts geht in Erfüllung. Als ich noch klein war, glaubte ich immer, die Kaiser und Könige liefen den ganzen Tag mit den Kronen auf den Köpfen umher; dann war mein Ideal ein indischer Prinz, der auf einem weißen Elefanten reitet. Von wegen der Elfenbeinzähne nämlich. Und nun sind Sie auch schon verheiratet ... Aber jetzt müssen wir gehen, wenn wir noch etwas sehen wollen. Ich muß um Punkt elf Uhr zu Hause sein," schloß sie unvermutet. Sie wollte einer Erwiderung auf das soeben Gesagte entgehen und erhob sich.

„Aber erst trinken wir Brüderschaft, Dora."

„Jetzt schon? Mit Schokolade und Kaffee? Außerdem sind die Tassen leer."

„Nun, dann geben wir uns ganz einfach die Hand. Das genügt. Willst du?"

„Nein, nein, nein! Bitte, tun Sie es nicht." Sie hielt sich die Ohren zu, aber lachte ihn dabei vergnügt an.

„Nun, dann später.“

Sie gingen. Auf der Straße angelangt, tauchte wenige Schritte hinter ihnen Rigard auf, der zum zweitenmal die Stätte aufsuchen wollte, wo er so angenehme Stunden mit Dora verbracht hatte. Er lebte immer in der Erwartung, sie hier zufällig anzutreffen. Wie angewurzelt blieb er stehen und überlegte, ob er beide anreden solle. Dann schritt er langsam hinterdrein; und schließlich nach der anderen Seite der Straße. Trotzdem die Neugierde in ihm erwacht war, wohin sie gehen könnten, schämte er sich, gesehen zu werden.

## XVII.

Am nächsten Tage gegen zwölf Uhr war Hugo zum Ausgehen gerüstet, als er sich im Vorzimmer wieder besann, umkehrte, im „Arbeitszimmer“ Havelock und Hut ablegte und unruhig auf und ab ging. Während des ganzen Morgens hatte Marie kein Wort mit ihm gesprochen und er keine Veranlassung gefühlt, ihr entgegenzukommen, um den Bann zu brechen. Es war seit dem gestrigen Tage etwas zwischen sie getreten, was jedes empfand, ohne die richtige Bezeichnung dafür zu finden. Am Kaffeetisch hatten sie sich eine Weile schweigsam gegenübergesessen, bis er anfgesprungen war, um der peinlichen Situation zu entgehen.

Jetzt steckte er sich eine neue Zigarre an, blickte eine Zeitlang nachdenklich zum Fenster hinaus und ärgerte sich, nicht den Mut zu finden, das Haus zu verlassen, um endlich die Angelegenheit mit Sirba zu regeln. Aber das Versprechen, das er gestern seinem Vater gegeben hatte, hielt ihn zurück; es ging ihm fortwährend im Kopfe herum,

während er sich bemühte, einen Ausweg zu finden, um seine Frau auf das, was er zu tun die Absicht hatte, vorzubereiten. Endlich klingelte er und ließ durch Jean seine Frau zu sich bitten.

„Ich dachte, du wärest schon fort," sagte sie mit ungeheucheltem Erstaunen.

„Ich hatte etwas vergessen ... Willst du nicht einen Augenblick Platz nehmen? Wie, du hast geweint? Doch nicht etwa um mich?" Er sah ihre geröteten Augen und wurde dadurch gerührt. Und als sie plötzlich ihr Gesicht abwandte, fühlte er sich bewogen, auf sie zuzutreten. Das Mitleid für sie erfaßte ihn; er sagte sich, daß sie im Grunde genommen an allem unschuldig sei. Aber sofort machte er, durch eine abweisende Handbewegung dazu genötigt, eine Seitenwendung, die Trostesworte, die er bereits auf den Lippen hatte, unterdrückend.

„Ich geweint? Daß ich nicht wüßte. Das ist nur Täuschung. Weshalb hätte ich's auch tun sollen? Ich habe keine Veranlassung dazu gehabt." Die Rauheit ihres Tones machte ihn betroffen.

„Ich hatte eigentlich eine Bitte an dich," begann er wieder nach einer Pause, „oder ... vielmehr ..." Er stockte, denn er fand es unbehaglich, auf das mit allen Einzelheiten zurückzukommen, was ihm seine Mutter gestern erzählt hatte.

„Sie wird dir erfüllt werden, soweit es in meinen Kräften steht ... Selbstverständlich!" gab sie ruhig zur Antwort. Das „Selbstverständlich" war so bestimmt herausgestoßen, daß er sie verwundert anblickte. Zu seiner Überraschung fuhr sie aber sogleich fort: „Ich kann mir denken, worum es sich handelt. Mein Vater hat sich wieder taktlos benommen."

„Du weißt also —?“

„Wenigstens, was man mir erzählt hat. Gegen Abend war Mama hier.“

„So. Und was hat sie dir mitgeteilt? . . . Gewiß wieder dieselbe Verdrehung der Tatsachen wie gestern. Du solltest dich doch wirklich befleißigen, immer erst deinen Mann zu Rate zu ziehen, bevor du andern zu großes Vertrauen schenkst. Wären es selbst deine eigenen Angehörigen.“

„Ich habe bis jetzt noch keine Veranlassung gehabt, an der Wahrheitsliebe meiner Mutter zu zweifeln. Und du wohl auch nicht . . . Du wirst zugeben müssen, daß sie das um dich nicht verdient hat. Aber dein Ausdruck gestern war etwas stark. Du hättest sie ja verachten müssen, wenn sie das ruhig eingesteckt hätte. Sie hat mir deswegen eine Szene gemacht, die unbeschreiblich war.“

„Ich bin überzeugt, liebes Kind, daß deine Mutter sich in gutem Glauben befunden hatte, als sie dir gestern die Räubergeschichte vortrug. Das ändert aber nichts an meinem Urteil darüber. Überhaupt über die ganze Art und Weise, wie man sich aus dem Hinterhalte gegen mich benimmt. Dein Herr Vater besitzt unter seinen sonstigen merkwürdigen Eigenschaften die schlimmste, die man sich denken kann: zu lügen.“

„Aber ich muß dich doch wirklich bitten —!“

„So — ist es vielleicht nicht wahr?! Was für eine Bezeichnung verdient denn ein Mensch, der einem andern verleumderische Dinge andichtet, die ihn in den Augen seiner Frau verächtlich machen sollen? Diese Sache ist also abgetan. Ich halte es unter meiner Würde, näher darauf einzugehen. Das betrübendste ist, daß du daran geglaubt hast!“

„Ich **wollte** nicht daran glauben. Deswegen stellte ich mich auch auf deine Seite — gestern."

Hugo war nach wie vor durch das Zimmer geschritten. Jetzt blieb er stehen und zeigte dieselbe Überraschung wie vorhin, schwieg aber und blickte eine Weile auf die Straße. Dann sagte er: „Du betonst ja diese Worte so sonderbar . . . Ich bin neugierig zu erfahren, wie die neueste Botschaft deiner Mutter gelautet hat. Willst du mir nicht die Liebenswürdigkeit erweisen —?"

„Wenn du mich dazu herausforderst, — gewiß. Die allerneueste ist heute in aller Frühe eingetroffen. Du bist gestern abend im Americantheater mit einer Dame gesehen worden. Vielleicht war es diesmal **keine** Schauspielerin. Du wirst nun meine Betonung begreifen. Jetzt bin **ich** neugierig, was ich zu hören bekommen werde."

Hugo war eine halbe Minute lang sehr verblüfft; dann erwiderte er mit erzwungener Ruhe: „Nicht viel. Diesmal hat sich das Spioniersystem bewährt. Es war eine Freundin Rigards. Wir hatten uns alle drei verabredet, einmal über den Berliner Witz herzlich zu lachen. Leider kam Hartwig nicht; er muß durch irgend etwas verhindert gewesen sein . . . Übrigens ein Mädchen, das über jeden Verdacht erhaben ist. Wenn es weiter nichts ist!" Er bemühte sich, seiner Zigarre immer mehr Geschmack abzugewinnen, vermied es aber, Marie anzublicken.

„Du bist heute von einer rührenden Gleichgültigkeit." Sie lachte laut auf und verfolgte mit ihren Augen jede seiner Bewegungen. „Auffallend bleibt es nur, daß die betreffende Dame eine alte Bekanntschaft von dir sein soll. Du hast bereits im vorigen Sommer in Wilmersdorf mit ihr verkehrt und mit ihr getanzt. Kommerzienrats-

töchter pflegen da draußen nicht zu verkehren, soviel ich erfahren habe."

„Das ist nun Geschmacksache, liebes Kind. Ich hatte ja auch den Vorzug, die Bekanntschaft deines Herrn Papas dort zu machen."

„Du brauchst das durchaus nicht so ironisch zu sagen. Damals war dir dieser Zufall gewiß ein Vorzug, den du auch später zu würdigen verstandest."

„Ja, ich war gutmütig genug dazu. Die Strafe ist auch nicht ausgeblieben. Du siehst mich auf dem besten Wege, aufrichtige Reue darüber zu zeigen, daß ich auch nur einen Augenblick vergessen konnte, wie wenig dein Vater und ich jemals an einem Tisch sitzen durften. Ich hätte die Aufdringlichkeit in die ihr gebührenden Schranken zurückweisen sollen ... es wäre besser gewesen. Aber wer kann für eine animierte Stimmung. Man wird blind und sieht selbst die gefährlichste Angelrute nicht. Ich war nun einmal der Schwiegersohn, welcher hängen bleiben mußte. Marie stieß einen leisen Schrei aus und wandte sich ab. Er sah, wie sie zusammenzuckte, ihre Brust heftig arbeitete, und wie sie sich dann, ihm den Rücken kehrend, auf das Ruhebett niederließ und den Kopf tief senkte. Einige Minuten lang herrschte Schweigen. Er betrachtete sie mit einem gewissen Bedauern und erwog, ob es nicht besser wäre, einzulenken. Aber plötzlich sprang sie auf und zeigte ein verändertes Aussehen.

„Das ist nichtswürdig von dir!" preßte sie hervor. Mit bleichem Gesichte, die Hände krampfhaft zusammengeballt, stand sie vor ihm und blickte ihn drohend an; und heftig nach Atem ringend, die Worte hastig hervorstoßend, fuhr sie fort: „Ich will zugeben, daß mein Vater sich dir auf-

gedrängt hat, aber es war gut von ihm gemeint. Jedenfalls hatte er sich nichts Böses dabei gedacht. Der Zufall hatte dich zu uns geführt, und es lag an dir, jede Verbindung von vorneherein abzubrechen, wenn dir etwas in unserm Hause nicht behagte. Niemand hätte dir das übelgenommen, denn wir kannten Papa und seine Launen. Du hattest nicht die geringste Verpflichtung gegen uns. Du hattest Augen und Ohren, mußtest also sofort sehen, daß wir keine vornehmen Leute sind, daß mein Vater ein ganz einfacher Mann ist. Du aber batest um die Ehre, wiederkommen zu dürfen; du erwiesest mir sofort die größten Aufmerksamkeiten, bewarbst dich andauernd und auffallend um mich und gabst deutlich genug deine Absicht zu verstehen. Damals fühltest du dich wohl in unserer Mitte. Es fiel dir nicht ein, Anstoß an dem Auftreten meines Vaters zu nehmen, denn du gingst sicher und fest auf dein Ziel los ... Laß mich aussprechen, es ist wahr, was ich sage! Keine Minute dachte ich daran, es könnte dir nur um die Mitgift zu tun sein. Heute denke ich darüber anders, denn du selbst hast mich darauf gebracht ... Ich hatte dich gern von Anfang an. Dazu kam, daß ich mich hinaussehnte in ein anderes Leben, wie jedes guterzogene Mädchen in ähnlichen Verhältnissen. Ich wurde nicht verstanden, und alles war mir zu eng. Mehr als einmal habe ich dir das deutlich zu verstehen gegeben. Deswegen unterstützte ich deine Bewerbung nach Kräften, bot alles auf, um meine Mutter für uns zu gewinnen und auch den Vater umzustimmen. Es hat manchen Kampf gekostet, denn deine Lage blieb uns kein Geheimnis. Ich war dir auch dankbar dafür, daß du mir gegenüber kein Hehl daraus machtest. Ich will nicht leugnen, daß deine Er-

scheinung mich blendete. Mein Gott, — junge Mädchen sind unberechenbar. Frau Baronin klingt ja auch nicht schlecht. Du siehst ich bin ganz offen. Alles das gibt dir aber nicht die Berechtigung, so zu tun, als hätten wir uns dir an den Hals geworfen, und als hätten wir förmlich Jagd auf dich gemacht. Wir sind dir einfach auf halbem Wege entgegengekommen, und zwar in durchaus anständiger Art und Weise. Daß wir keinen Stammbaum besaßen, wußtest du ... Und was tatest du? Du gingst darauf aus, meine Angehörigen nach und nach von dir abzuschütteln, ließest meinen Vater durch den Diener, ohne daß ich es ahnte, ziemlich direkt vor die Tür setzen und bist jetzt auf dem besten Wege, deine Frau zu hintergehen und zu betrügen. Hast es vielleicht schon getan!"

„Ja, ich gebe zu, — die Sache ist traurig." Sein Gleichmut war bewundernswert. Er stand mit dem Rücken gegen das Fenster gelehnt, hielt die dampfende Zigarre zwischen den Lippen und putzte sich die Nägel. Diese Ruhe brachte sie noch mehr in Erregung.

„Und das ist die einzige Bezeichnung, die du dafür hast! Ich könnte dir eine andere nennen. Aber natürlich, — für solche Männer sind das Kleinigkeiten! ... Kannst du es mir nun verdenken, wenn ich meinem Vater mehr glaube als dir? Gewiß hat er vorgestern nur die Wahrheit gesagt. Er war es auch, der dich gestern gesehen hat. Hennicke und Jahn waren bei ihm. Sie hatten unten ihre Plätze, ihr in der Loge. Man hat euch beide sehr aufmerksam beobachtet. Du konntest mit deiner sogenannten Dame nicht genug plaudern und zärtlich tun. Daß Hennicke das gerade wissen muß! Seine Frau ist die größte Klatschbase, die man sich denken kann. Es ist

infam." Voller Erbitterung ging sie auf und ab, während Hugo noch immer am Fenster stand.

„Also wieder dein Papa! Die Sache fängt an, komisch zu werden. Er scheint wirklich nichts anderes zu tun zu haben, als sich immer dort aufzuhalten, wo ich mich zufällig befinde. Ja, Berlin ist zu klein für uns beide."

„Der Zufall macht viel," warf sie kurz ein.

„Sollte es nicht etwas andres sein? Vielleicht — —?" Er brach ab, hörte auf, sich mit seinen Nägeln zu beschäftigen und blickte auf seine Frau, die plötzlich stehen geblieben war. „Es wäre ja nichts Neues," sagte er dann, wie in Gedanken vor sich hin.

„Was, nichts Neues?"

Wäre er in diesem Augenblick nicht so in Gedanken gewesen, so hätte er eine gewisse Veränderung an seiner Frau bemerken müssen: einen Ausdruck der Spannung, als erwarte sie etwas Überraschendes zu hören. „Nichts, nichts," sagte er dann. „Mir fiel nur etwas ein." In diesem Spionieren scheint Methode zu liegen, wollte er hinzufügen, unterdrückte aber die Worte, warf den Rest der Zigarre in den Aschbecher, knipste die Spitze einer neuen ab und beobachtete aufmerksam das Aufflammen des Streichholzes. „Ich will dir etwas sagen," — begann er dann, die Worte zugleich mit den ersten Rauchwolken hervorstoßend —: „alle diese Plänkeleien haben eigentlich gar keinen Zweck. Du ereiferst dich ganz unnötig und obendrein ohne einen Erfolg zu erzielen. Ganz dieselbe Predigt hätte ich dir halten können. Du lieber Himmel, — wir haben uns beide getäuscht, das ist das ganze. Das sind die Folgen davon, wenn Geld und Eitelkeit die Menschen zusammenführen. Ich kann ja ebenso

offen sein, wie du: ich habe in unsrer Ehe nicht das gefunden, was ich suchte. Vor allem hatte ich erwartet, daß du mein Verhalten gegen deinen Vater begreifen würdest. Die Anschauungen in meinen Kreisen sind eben andre, wie diejenigen deiner Familie. Ich wüßte nicht, daß ich bei Entgegennahme deiner Mitgift mir die Verpflichtung auferlegt hätte, mich und meinen Namen, der jetzt auch der deinige ist, öffentlich bloßstellen zu lassen. Wenn sich jemand so benimmt, wie es dein Vater gestern gegen den meinigen getan hat, so darf er einfach nicht mehr zu den anständigen Menschen gerechnet werden. Der Pöbel tut das! Da du dich bisher stets auf die Mitteilungen deiner Mutter verlassen hast, so gestatte mir einmal, die meinige zu zitieren." Fortwährend durch das Zimmer schreitend, erzählte er ihr, was er wußte. Sie unterbrach ihn nicht, aber ihre erstaunte Miene bewies, daß ihr manches neu war.

„Dein Vater ist und bleibt eben ein Bauer, aber einer, der den Menschen gefährlich werden kann", schloß er, während er stehen blieb, die Zigarre vor seiner Nase hin und her schwenkte, um sich an ihrem Geruch zu laben.

Marie war ruhiger geworden. „Ich wäre dir dankbar, wenn du weniger deutlich würdest", sagte sie. „Ich will dir das nicht übelnehmen, weil deine Empörung vielfach berechtigt ist. Ich wollte dich nur noch bitten, nicht zu vergessen, daß du es warst, der meinen Vater zu derartigen Exzessen herausgefordert hat. So schlimm war er niemals. Es soll ja auch zahme Tiger geben, die hin und wieder ihre Zähne zeigen. Solange er lebt, werde er dir die damalige Abfertigung nicht vergessen, hat er zu Mama gemeint. Sein Haß gegen dich ist unbezähm-

bar. Wenn es in seiner Macht stünde, würde er dich vernichten."

„Vorher wird er sich aber wohl noch genötigt sehen müssen, einige entschuldigende Worte an meinen Vater zu richten. Wegen des gestrigen Vorfalls. Und du wirst so liebenswürdig sein, das zu vermitteln."

Marie zeigte ein erstauntes Gesicht. „Ich? Das ist unmöglich! Er würde mich auslachen."

„Du willst es nicht?"

„Ich kann es nicht, so leid es mir tut."

„Du wirst es tun!" Zum erstenmal verließ ihn die Ruhe. Er trat auf sie zu und blickte sie fest an.

Sie zuckte mit den Achseln, wandte sich ab und erwiderte: „Du wirst einsehen, daß ich machtlos dagegen bin ... Übrigens ist der Herr Major meinem Vater nichts schuldig geblieben. Soviel mir gesagt wurde, hat dein Papa so getan, als wäre er nur zu uns herabgestiegen. Mein Gott, so gefährlich war es nun auch nicht! ... Das hat ihn eben dazu gereizt, deinen Papa an die Geschichte mit dem Weine zu erinnern. Wenn man angegriffen wird, dann wehrt man sich."

Es war ihr plötzlich eine gewisse Genugtuung, ihm Trotz zu bieten und ihm mit derselben Gemessenheit entgegenzutreten. Nichts an ihr ließ merken, daß es in ihrem Innern stürmte und tobte infolge der Gleichgültigkeit, mit welcher er über seinen Besuch des Americantheaters in Gesellschaft einer andern hinweggegangen war. Aber gerade dadurch wurde er gereizt, denn dieser direkte Widerstand, den er bisher nicht an ihr kennen gelernt hatte, ärgerte ihn außerordentlich.

„Und der Vorwurf des angenommenen Trinkgeldes?

Begreifst du denn nicht, daß diese Beleidigung nicht sitzen bleiben kann? Sie trifft die Uniform meines Vaters. Als er sie damals anzog, um eurem Hause eine Ehre zu erweisen, hatte er keine Ahnung, daß man sie dereinst beschimpfen würde. Offen und geradezu, wie es sich für einen Edelmann geziemt, ist er deinem Vater entgegengetreten, und ebenso rückhaltlos sprach er von meinen Verhältnissen. Er glaubte als Mann zu einem Manne zu sprechen, der das Vertrauen, das man ihm schenkt, zu würdigen verstehen werde. Dein Vater aber hat es schnöde mißbraucht und die niedrigste Denkungsart hervorgekehrt. Nicht wir haben den Köder ausgeworfen, sondern ihr! Euer Parvenütum verlangte danach, durch unsern Namen heraufgezogen zu werden."

„Und du rechnest mich, deine Frau, natürlich dazu?"

„Ich kann mir nicht helfen, aber ich werde das Gefühl nicht mehr los, daß du gerade diejenige warst, die am meisten davon angesteckt war. Früher hättest du deinen Vater geopfert, um deine Eitelkeit befriedigt zu sehen. Damals schämtest du dich seiner. Entsinne dich gefälligst deiner Herzensergießungen."

„Ja, aber heute erfaßt mich tiefe Reue darüber. Verträgt sich das vielleicht auch mit deiner Edelmannsansicht, daß du mich daran erinnerst? Es war erklärlich: ich wollte damals deiner nicht unwürdig erscheinen und dir den Beweis geben, daß ich sehr wohl fühlte, wie groß der Abstand zwischen deinem Stande und dem unsrigen war. Aber ich glaubte nichts Böses zu tun. Ich war vielmehr der Meinung, daß du mich begreifen und verstehen würdest. Oh, es ist schlecht von dir, darauf zurückzukommen! Ist das nicht ganz derselbe Vertrauens-

bruch, wenn du mir das zum Vorwurf machst? Nun sehe ich ein, daß es besser gewesen wäre, wir hätten uns niemals kennen gelernt. Das soll mich aber doppelt bestärken, nicht mir und meinen Eltern die Schuld für alles allein beizumessen. Im Gegenteil, — sie sollen mich auf ihrer Seite finden. Jetzt erst empfinde ich, was für ein Abgrund zwischen uns beiden liegt, der nicht zu überbrücken —".

„Ja, das Kind fehlt", unterbrach er sie rauh und rücksichtslos. Einige Sekunden lang starrte sie ihn mit geöffnetem Munde sprachlos an.

„Du bist brutal!" preßte sie dann hervor. Ihr Gesicht war leichenblaß, die Augen hatten einen fiebernden Glanz angenommen, und ihre zierliche Gestalt geriet in ein krankhaftes Zittern. „Bru—tal", wiederholte sie langsam, kaum die Lippen bewegend. Sie tastete nach der Lehne eines Stuhls und ließ sich nieder, denn sie fand nicht mehr die Kraft zum Stehen.

„Es tut mir sehr leid, daß unser Gespräch diese Wendung genommen hat, aber das lag am Thema. Über gewisse Dinge werden wir uns niemals einigen ... Ich wollte dir nicht wehe tun, — verzeihe mir." Er streckte ihr die Hand entgegen. Als sie ihm aber absichtlich den Rücken zukehrte, trat er auf den Rauchtisch zu, um aus einer Kiste, die dort stand, sein Etui mit Zigarren zu füllen. Dann warf er sich den Mantel über, zog die Glacés an und griff nach dem Zylinderhut. Beide hatten kein Wort gesprochen. Er wollte sich aber nicht entfernen, ohne ihr noch einmal ins Gesicht gesehen zu haben.

„Adieu, Marie. Gib mir wenigstens die Hand ... Ich bin zum Essen wieder zurück." Dreimal wiederholte er das „Adieu". Als er keine Antwort bekam, ging er.

Unbeweglich blieb sie in derselben Lage. Sie hörte das Knarren seiner Stiefel im Nebenzimmer und gleich darauf die Korridortür zuschlagen. Dann erst erhob sie sich und holte tief und lange Atem. Die verschiedensten Gefühle stürmten auf sie ein, heiß stieg es ihr in die Augen, ohne daß sie eigentlich wußte, weshalb. Wohin ging er? Zu der, mit welcher man ihn gestern gesehen hatte? Ihr Herz begann dumpf zu schlagen. Wut, Haß und Eifersucht rangen miteinander in ihrer Brust. Sie wußte gar nicht mehr, was sie gesprochen hatte, so verwirrt waren ihre Gedanken. Nur das eine empfand sie: daß sie sich mit jemand aussprechen müsse, wenn sie den Qualen nicht unterliegen wolle. Sofort faßte sie den Entschluß, ihre Mutter aufzusuchen. Sie trat ans Fenster, um Hugos noch ansichtig zu werden, aber sie konnte ihn nicht mehr erblicken. Langsam rollten große Tränen über ihre Wangen. Sie vermochte sich nicht mehr zu bezwingen, führte das Taschentuch gegen die Augen, sank auf einen Sessel und weinte heiß und unterdrückt. Erst jetzt fühlte sie, wie sehr sie ihren Mann liebte. — —

Als Hugo das Haus verlassen hatte, achtete er nicht darauf, wie ein kräftig gebauter Mann auf ihn aufmerksam wurde, sofort hinter ihm herging und ihn nicht aus den Augen verlor. Und nachdem Heckenstett in der Potsdamer Straße die Pferdebahn bestiegen hatte, nahm der Geheimnisvolle auf dem Perron desselben Wagens Platz.

Seit dem gestrigen Tage ließ Köppke seinen Schwiegersohn auf Schritt und Tritt verfolgen. Er hatte sich zu diesem Zwecke an ein Privatdetektivbureau gewendet, das in den Zeitungen viel Reklame für sich machte, und an dessen Spitze ein früherer Kriminalkommissarius stand, der

eine Zeitlang der Schrecken der Berliner Verbrecherwelt gewesen war. Durch Hennicke, dem er sein ganzes Vertrauen schenkte, war er darauf gebracht worden. Vor einiger Zeit hatte ein andrer Schöneberger Bauernmillionär in einer ähnlichen Angelegenheit zu demselben Hilfsmittel gegriffen und es sich viel Geld kosten lassen, um an sein Ziel zu gelangen. Der Prozeß, der sich daraus entspann, beschäftigte Schöneberg wochenlang; sämtliche Berliner Zeitungen sprachen über die unerquickliche Angelegenheit, die ein merkwürdiges Kulturbild an das Tageslicht gefördert hatte.

Und so war es Hennicken nicht schwer gewesen, seinen Freund von der Nutzanwendung desselben Gedankens zu überzeugen.

„Was der kann, können wir auch", hatte Köppke gesagt und von einigen tausend Mark gesprochen, die er zu diesem Zwecke einmal „springen" lassen wolle. Sein Rachedurst war durch nichts zu stillen. Wo er ging und stand, brütete er darüber nach, wodurch er sich Vergeltung verschaffen könne. Das persönliche Schicksal Heckenstetts wäre ihm schließlich gleichgültig gewesen, hätte er nur die halbe Million wieder in seiner Tasche gehabt. Zuletzt richtete sich seine ganze Wut gegen die Älteste, denn in seinen Augen trug sie die Hauptschuld an allem, was man ihm angetan hatte. Seit dem letzten Zusammentreffen mit dem Major fühlte sich Köppke zeitweilig in gehobener Stimmung. Mit beißendem Spott kam er immer wieder auf die Abfertigung zurück, die er dem alten Freiherrn habe zuteil werden lassen. Die „Weinbestellung" spielte dabei die Hauptrolle. Dieses Ausspritzen seiner Galle gab ihm eine gewisse Befriedigung. Fritz, der sich ihm immer

geneigt machen wollte, stand oder saß jedesmal dabei, lachte laut, zollte ihm Beifall und sagte: „Das hätte ich sehen mögen. Es ist eine unverschämte Blase."

Nach vierzehn Tagen war Köppke von allem unterrichtet, was sein Schwiegersohn unternahm, sobald derselbe sich außerhalb seiner Wohnung befand. Er wußte, daß Hugo sich mehrmals in der Woche mit Dora traf, um gewöhnlich mit ihr irgendein Theater zu besuchen, und daß er zweimal zu Graf Sirba gegangen war. Das letztere interessierte ihn ganz besonders, denn Hennicke hatte ihm von den Vorgängen dort erzählt. Das wäre ihm das Neueste gewesen, daß sein schönes Geld dort dem Spielteufel zum Opfer gebracht würde! Und doch hätte er es als eine Freude empfunden, würde man ihm eines Tages mitgeteilt haben, daß Heckenstett sein ganzes Vermögen verloren habe. Ei, das wäre die schönste Stunde seines Lebens gewesen: seinen Schwiegersohn als Bettler zu wissen, den Major womöglich noch einmal in Uniform mit sämtlichen Orden bei ihm vorsprechen zu sehen und für seinen Sohn aufs neue eindringliche Bitten vorbringen zu hören. Dann hätte man einmal Hans Köppke kennen lernen sollen! Er malte sich das Bild aus: wie er, den Hohn auf der Lippe, vor dem alten Freiherrn stehen würde, um ihm laut ins Gesicht zu lachen und auf die Türe zu weisen. Das ganze Haus hätte dieser Szene beiwohnen sollen!

Er versuchte alles aufzubieten, um in Erfahrung zu bringen, ob sein Schwiegersohn wirklich große Verluste im Spiel gehabt habe, aber man konnte ihm darüber kein bestimmtes Resultat bringen. Der Vigilant, der für ihn tätig war, war früher Geheimpolizist gewesen, der wegen

eines Dienstvergehens entlassen worden war. Er kannte alle Schliche, besaß Ausdauer, Energie und schreckte vor keinem Wagnis zurück, um seinem Chef Veranlassung zu Lobeserhebungen zu geben. Er hatte nur Beobachtungen anzustellen und Erkundigungen einzuziehen; das übrige tat der Vorsteher des „Instituts". Fast an jedem Nachmittag zwischen fünf und sechs Uhr sprach Köppke bei dem letzteren vor. Er konnte kaum die Zeit erwarten, wo er das in einer der belebtesten Straßen der Friedrichstadt gelegene, behaglich ausgestattete Empfangszimmer betreten würde, um voller Aufregung, mit erhitztem Gesicht, die erste Frage an den Vertrauensmann zu richten; sie blieb sich immer gleich: „Nun, Herr Kommissarius, — was gibt's Neues?"

Frommberg, ein hochgewachsener Fünfziger mit scharfgeschnittenem Gesicht, leicht ergrautem Haar und Backenbart, mit ausgesuchtem Geschmack gekleidet und den Manieren eines Gentlemans, bot ihm sofort eine Zigarre an — aus der Kiste, die er für außerordentliche Kunden stets bereit hatte. Ehe er es tat, versäumte er nicht, einen Blick in das „Bureau" zu werfen, in dem gewöhnlich einer seiner Bediensteten anwesend war: ein Reservevigilant, der stets zu seiner Verfügung sein mußte. Es kam nicht selten vor, daß die Hilfe des Instituts ganz plötzlich von einem der großen Warenmagazine, mit denen Frommberg in Verbindung stand, in Anspruch genommen wurde. In der Regel handelte es sich um einen entdeckten Fehlbetrag in der Ladenkasse oder um einen Unterschleif im Lagerbestande, wodurch der Verdacht auf einen Angestellten geleitet wurde, der nun beobachtet werden mußte. Man war vorsichtig, wollte nicht gleich die Polizei in Anspruch nehmen, die mit der Öffentlichkeit in steter Be-

ziehung stand, und zog es daher vor, sich vorläufig an einen Privatdetektiv zu wenden.

„Die Sache steht günstig, sehr günstig. Nicht lange, und er befindet sich im Netz.“ So ungefähr lautete die Antwort, die Frommberg mit einem liebenswürdigen Lächeln auf die einstürmenden Fragen des Millionenbauers gab. In seinem Innern verachtete er ihn gründlich.

„Ei was! Sie verstehen es aus dem Effeff“, fiel Köppke dann anscheinend beruhigt ein, vergaß aber nicht, von der Seite einen lauernden Blick auf die ruhigen Züge des Gegenübersitzenden zu werfen. Er traute keinem Menschen mehr.

Eigentlich war aber gar nichts von Bedeutung vorgefallen; wenigstens nichts, was der ganzen Angelegenheit eine Wendung zu seiner vollen Befriedigung hätte geben können. Am meisten ärgerte es ihn, daß das Verhältnis seines Schwiegersohnes zu Dora immer dasselbe harmlose blieb. Alles ging ihm viel zu langsam; er vermochte nicht zu begreifen, daß Heckenstett über Nacht tugendhaft geworden sein könnte. Ein freundliches Grinsen auf den Lippen, aber Mißmut in seinem Innern, verabschiedete er sich dann nach einer Viertelstunde, bis zur Tür begleitet von Frommberg, der ihm regelmäßig den Trost mit auf den Weg gab: der nächste Abend werde hoffentlich die Entscheidung bringen.

---

## XVIII.

Eines Tages wurde Köppke aber doch mit einer Nachricht überrascht, die ihn mit großer Zuversicht erfüllte. Frommberg machte ihm die Mitteilung, daß es ihm per-

sönlich gelungen sei, mit dem Diener Sirbas näher bekannt zu werden. Heckenstett habe am vorgestrigen Abend ziemlich hoch gespielt und einige tausend Mark verloren.

„Es hat mir Mühe gemacht, dahinterzukommen. Der Bursche war nicht billig; aber ich glaubte, daß in Ihrem Interesse jedes Opfer —"

„Aber natürlich, natürlich ... gar keine Frage!" fiel Köppke ihm sofort ins Wort, indem er eine Bewegung nach der Brusttasche machte, als wollte er sogleich das große Lederportefeuille hervorlangen, das er stets bei sich zu tragen pflegte. Aber im nächsten Augenblick besann er sich. „Stellen Sie mir nur alles in Rechnung. Es kommt auf ein paar Hunderter mehr oder weniger nicht an. Die Hauptsache ist, daß wir den Vogel fangen. Wenn die Leimruten auch teuer sind! Lieber andre verkoofen, als sich selbst ... Also dieser Igel, — spielen tut er ooch. Sehen Sie mal an! Ja, der feine Ton."

Er lachte laut auf, als hätte er einen guten Witz gemacht. Es war das lediglich eine Folge seiner guten Laune, in welcher er sich bereits seit dem frühen Morgen befand. Nach vielen Verhandlungen war es ihm endlich gelungen, die „Sandgrube" zur vollen Zufriedenheit an eine Baugesellschaft zu verkaufen, die in diesem Frühjahr mit dem Ausschachten des Bodens beginnen wollte. Er hatte wirklich den Morgen Land für zweimalhunderttausend Mark losgeschlagen, so daß er nun um anderthalb Millionen reicher war. Dieses vortreffliche Geschäft hatte selbst den Haß gegen seinen Schwiegersohn auf einige Zeit gemildert, so daß er hier heute mit einem ganz anderen Gesicht erschienen war.

„Im Hause befindet sich ein Weinrestaurant", begann

Frommberg wieder. „Ich erfuhr bald, daß der Diener zu einer bestimmten Stunde des Vormittags herunterkomme. Und so machte sich die Sache bald. Am Nachmittag, als sein Herr nicht zu Hause war, kneipte ich mit dem Burschen in seiner Stube zwei ganze Stunden lang Champagner. Ich erzählte ihm, daß ich aus Amerika gekommen sei, niemanden von meinen Angehörigen mehr vorgefunden habe und gern einmal etwas draufgehen lassen möchte. Und so schöpfte er gar keinen Verdacht. Als ich ihm schließlich den Mund wässerig machte und ihm versprach, ihn als meinen Begleiter mitzunehmen, verlor er vollends den Verstand."

„Sie sind doch ein Hauptkerl, Herr Kommissarius", platzte Köppke heraus. „Polizeirat hätten Sie werden müssen!"

„Ja, es ist keine Kleinigkeit, schließlich mit so einer Bedientenseele Brüderschaft trinken zu müssen, nur um ans Ziel zu gelangen", fuhr der Privatdetektiv unbeirrt fort, während er seinen ruhigen Blick auf Köppke gerichtet hielt und mit der auffallend schönen Hand den wohlgepflegten Bart strich.

„Brüderschaft haben Sie mit ihm getrunken? Ist nicht möglich! Na, wohl bekomm's", sagte Köppke, abermals lachend . . . „Ja, was werden wir nun weiter machen? Wissen Sie denn nun ganz bestimmt, daß er verloren hat?" fuhr er fort.

„Ja, das ist ganz sicher. Der Diener hat zwar nicht dabei gestanden, aber er will es beschwören."

„Man müßte dort einmal gründlich ausräuchern", sagte Köppke wieder. „Wenn er Pech hat, kann er ja mein ganzes Geld verlieren. Diese schönen Tausendmarkscheine! Sie waren ganz neu, als ich sie ihm damals übergab. Direkt von der Bank bekommen."

Er seufzte laut auf und fuhr mit der Hand über den kahlen Schädel. Ja, sein Geld, sein schönes Geld! Es war immer derselbe Gedanke, der ihn beherrschte. Das wäre ja noch schöner, wenn mit dem Schwiegersohn zugleich die ganze Mitgift verloren ginge. Und doch wäre es ihm eine Genugtuung gewesen, wenn er eines Tages mit dieser Nachricht vor seine Frau hätte hintreten können. Schon um die „Frauenzimmer" zu ärgern und einen Triumph zu erleben, wie er zu sich sagte. „Meinen Sie, daß das vorkommen kann ... daß er so nach und nach alles verspielt?" fragte er plötzlich, während er Frommberg listig von der Seite anblickte.

„Möglich ist alles. Aber hoffen wir es nicht", erwiderte dieser kurz und öffnete dann ein wenig die Tür, um einen raschen Blick ins Nebenzimmer zu werfen. „Um darauf zurückzukommen —", begann er wieder nach einer Pause, „lassen Sie mir nur ganz freie Hand. Die Hauptsache ist und bleibt ja doch, den triftigen Grund zu finden, um sich Ihres Schwiegersohnes zu entledigen ... Aber sagen Sie doch, Herr Köppke, — wird denn auch Ihre Tochter mit einverstanden sein?" fügte er rasch hinzu.

„Sie muß, sie muß! Das wäre ja noch schöner!"

„Ja, das ist sehr leicht gesagt. Die Frauen sind unberechenbar."

„Und wenn sie nicht will, enterbe ich sie", fuhr Köppke gleichmütig fort. Mit brutalem Gesichtsausdruck, die Hände auf den Schirm gestützt, die Zigarre im Mundwinkel hin und her bewegend, blickte er mit zusammengekniffenen Augen auf den Mann, dem er sein ganzes Vertrauen geschenkt hatte. „Ein Kind, das nicht auf seiten seines Vaters steht, kann zugrunde gehen", setzte er hinzu, die

Worte zwischen den Zähnen hervorpressend. „... Aber das geht Sie ja eigentlich gar nichts an", schloß er dann rücksichtslos.

„Sie haben recht. Diese Dinge interessieren mich auch gar nicht," erwiderte Frommberg mit kalter Höflichkeit. „Bleiben wir einfach bei der Sache."

Sie berieten nun eingehend, was für die Folge zu tun sei. Das Endresultat davon war, daß Frommberg den Vorschlag machte, sich mit Dora Tietz in Verbindung zu setzen, um sie zu bestechen. Köppke fand die Ausführung dieses Gedankens zuerst sehr gewagt, erklärte sich aber schließlich damit einverstanden. Er wollte es aber zunächst auf einen Versuch ankommen lassen, bevor er sich zur Zusage einer bestimmten Summe verpflichtete. Man dürfe diesem Mädchen nicht zu viel trauen; wer könne auch wissen, ob sie nicht seinem Schwiegersohne sofort alles enthüllte. Schließlich fragte er, ob es nicht besser wäre, wenn er selbst sie aufsuchte, um ihr sein Herz auszuschütten.

Bei diesen Worten lachte er vergnügt vor sich hin. Er erinnerte sich wieder des lustigen Abends in Wilmersdorf: der grünen Bäume, des bunten Lebens im Tanzsaale und der von der Hitze geröteten Wangen Doras. Verfügte er nicht über Millionen, brauchte er nicht bloß in die Tasche zu fassen, um alle ihre Wünsche zu erfüllen? Hundertmal eher, als sein Schwiegersohn es tun konnte! Dummstolz und Eitelkeit regten sich wieder in ihm; der Wunsch, einmal zu beweisen, daß man sich durch Geld alles kaufen könne, packte ihn in diesen Minuten so mächtig, daß er wie in einem Banne lag und kaum hörte, was Frommberg zu ihm sagte. „Hm, hm," machte er einigemal, als könnte er noch nicht recht zu einem Entschlusse

kommen. Plötzlich erhob er sich mit einem Ruck, warf die kaum halbverrauchte Zigarre in einem weiten Bogen in den Spucknapf und schritt mit gesenktem Kopfe durch das Zimmer.

„Hören Sie mal —" sagte er dann, blieb stehen und betrachtete Frommberg von der Seite. „Ich habe mir die Sache soeben überlegt. Lassen wir einmal vorläufig das Mädchen ganz aus dem Spiele. Ich meine, — was die Bestechung anbetrifft. Die Beobachtung soll natürlich nicht aufgegeben werden. Die Geschichte könnte doch gefährlich werden ... Übrigens, — wie hatten Sie sich denn das alles so ausgemalt? Ich meine —. Na, Sie werden mich schon verstehen."

„Ach, das ist sehr einfach," erwiderte Frommberg, während er sich eine Zigarette anzündete. „Ich habe immer jemand bei der Hand, der ein solches Mädchen heiratet. Ihr Schwiegersohn kann es doch nicht mehr tun! Und das wird doch der sehnlichste Wunsch der Kleinen sein. Geben Sie ihr zwanzigtausend Mark Mitgift, und wir sind an unserm Ziele?"

„Wa—as?! Zwanzig—tausend — ich? Herr, Sie träumen. Nee. Sie sind jut. Wie käme ich dazu, die Ausstattung für ein fremdes Frauenzimmer zu bezahlen? Nee, nee — Hans Köppke is nich dumm! Man müßte mich ja nach Dalldorf bringen ... Übrigens, — uff'n Kopp sind Sie ooch nich gefallen. Das muß ich sagen." Eine Weile lachend, durchmaß er wieder das Zimmer.

„Nun, wie Sie wollen. Ich glaubte nur, Ihnen durch diesen Vorschlag entgegenzukommen. So bleibt die Sache also beim alten ... Wollen Sie nicht die Güte haben, meine Liquidation gleich zu berichtigen? Es sind nur die Auslagen, die ich noch in letzter Zeit gehabt habe."

Köppke war bereits zum Gehen gerüstet, setzte sich nun aber das Pincenez auf und musterte unter dem Lampenschirm die ihm dargereichte Rechnung. „Zwölf Flaschen Champagner — Hören Sie mal, das ist etwas viel. Dreißig Mark Droschkengeld — Summa Summarum dreihundertzweiundvierzig Mark. Hm — für arme Leute ist das nischt."

„Ich arbeite auch nur für Herrschaften," erwiderte Frommberg ruhig. „Und was die Ausgaben betrifft, so werden Sie dieselben wohl erklärlich finden, wenn ich Ihnen sage, daß ich zweimal telephonisch benachrichtigt wurde, daß Ihr Schwiegersohn bei Dressel sitze. Natürlich mußte ich selbst nach dort. Einmal folgte ich ihm nach der Philharmonie auf den Odaliskenball. Er hatte mit der Kleinen eine Loge genommen und trank Sekt. Aus Berufspflichten mußte ich nicht weit davon dasselbe tun ... Es steht Ihnen ja frei, wenn ich zu teuer bin, das Verhältnis mit mir zu lösen."

„Aber ich bitte Sie! So war das nicht gemeint. Entschuldigen Sie, ich bin etwas geradeaus," fiel Köppke rasch ein, zog sein Portefeuille hervor und bezahlte. Dann ging er, zum ersten Male mit einer gewissen moralischen Entrüstung und ärgerlich darüber, daß man auf seine Kosten die teuersten Weine trinke, wo nach seiner Überzeugung die minderwertigen vollkommen genügt hätten. Unten angelangt, im erleuchteten Flur, zog er sein Notizbuch hervor und suchte nach der Adresse Doras, die er durch Frommberg erfahren hatte. Dann trat er auf die Straße, blieb abermals stehen und blickte nach rechts und links, als wüßte er nicht, wohin er sich wenden solle. Plötzlich rief er den Kutscher einer vorüberfahrenden Droschke

erster Klasse an, bestieg dieselbe und ließ sich nach einer entfernten Vorstadt fahren.

Am andern Tage befand sich das ganze Haus Köppke in größter Aufregung. Seit Jahren war es in der Familie nicht so laut hergegangen. Es war gleich nach Tisch, als Marie eintraf und sich ihrer Mutter sofort an die Brust warf. Sie sah sehr blaß aus und hatte allem Anscheine nach, wie gewöhnlich, sehr viel auf dem Herzen. Seit der letzten Szene mit ihrem Manne war es bereits das drittemal, daß sie in einer ähnlichen Verfassung hier auftauchte, um sich mit Henrietten in einen stillen Winkel zurückzuziehen und dieser ihr Leid zu klagen. Zweimal war Köppke bei dem Erscheinen seiner Tochter nicht zu Hause gewesen. Heute hatte er sie kaum erblickt, als er sogleich auf sie losfuhr:

„Na, kommt die Gnädige wieder mit ihrem Lamento? Jetzt sind die Alten wohl gut dazu, sich die Ohren vollplärren zu lassen. Das kommt davon, wenn das Ei klüger als die Henne sein will . . . Es wird sich ja wohl nun ausbaront haben."

Man hatte ausnahmsweise spät gegessen; die Tafel war noch nicht abgeräumt. In Köppkes Gesicht war noch deutlich die Wirkung des soeben genossenen Weines zu sehen. Der letzte am Tische war Fritz, den man durch die Portiere erblicken konnte, wie er einen Apfel schälte. Die Worte seines Onkels belustigten ihn so sehr, daß er laut auflachte.

„Du solltest dir derartige Redensarten ersparen," sagte Henriette aufgebracht zu ihrem Manne. „Die Sache wird nicht besser dadurch. Du hörst doch das Lachen da drinnen. Ich werde ihm aber . . .!" Voller Entrüstung rauschte

sie dem Speisezimmer zu. „Ich verbitte mir ein für allemal ein derartiges Benehmen,“ rief sie hinein. „Lache über dich selbst, dann hast du genug zu tun.“

Er wollte sich über etwas andres lustig gemacht haben. Sie glaubte es ihm aber nicht. „Deine Ausreden kennt man schon. Wer weiß, wie es dir noch einmal gehen kann. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Verlobt ist noch nicht verheiratet. Dann wird die dicke Freundschaft mit deinem Onkel auch ein Ende haben.“ Sie dachte immer noch daran, daß durch irgendein Wunder das Verlöbnis aufgehoben werden würde.

„Aber Mama, ich bitte dich, — der Hochzeitstag ist ja bereits festgesetzt,“ fiel Anna ein, die, nicht weit von ihrem Bräutigam, aus der Dessertschale eine Mandel nach der andern fischte.

„Gewiß, am dreizehnten April,“ sagte Fritz ruhig und bestimmt, als hätten ihn die Worte seiner Tante gar nicht berührt.

„Die Dreizehn ist eine böse Zahl,“ war die letzte Bemerkung Henriettens, bevor sie ihm achselzuckend den Rücken kehrte.

„I, daruff ist nischt zu geben. Vor dem Vierzehnten werden wir doch nicht nach Hause kommen,“ erwiderte Fritz mit demselben Gleichmut.

Anna aber rief sofort zurück: „Papa, hattet ihr euch nicht auch an einem Dreizehnten verheiratet?“ Köppke brummte etwas in sich hinein, was keinem verständlich wurde. Endlich legte er sich ins Mittel und meinte, man solle alles ruhig abwarten und dann Tee kochen. — „Na, ist das Geld schon alle?“ wandte er sich dann wieder an die Älteste. „Wenn's der Fall ist, — wir können euch leider

nicht beispringen." Mit Absicht klapperte er sehr laut mit den harten Talern in der rechten Hosentasche, die er aus einer zerbrochenen Geldrolle zu sich gesteckt hatte.

Marie schwieg noch immer, den Blick zu Boden gesenkt, stillen Kummer in ihren Zügen. Alle begaben sich nach oben. Es war wie eine gewisse Übereinstimmung, die sie antrieb, sich nach dort zurückzuziehen, wo sie am ungestörtesten waren. Köppke war der letzte. Im Treppenflur stieß er auf Theodor, der bei ihm vorüber wollte, sich aber sofort scheu zur Seite drückte, als er seines Schwagers ansichtig wurde.

„Nun, wo willst du denn hin?" schrie er ihn heftig an. „Es ist niemand unten. Sage dem Mädchen, daß es abräumen soll. Und dann gehe nach oben auf mein Arbeitszimmer. Ich werde dir etwas zu tun geben ... Du suchst wohl wieder Fritzen, he? Er soll dich wohl zu seinem Leibkutscher machen, was? Muß hübsch aussehen, wenn du deine langen Stelzen einziehst."

Seit jenem Abend, wo Köppke mit aller Energie das Zepter im Hause führte, hatte Theodor keine gute Stunde mehr; bei jeder Gelegenheit bekam er den Zorn des Hausherrn zu fühlen. Wiederholt war ihm ganz offen zu verstehen gegeben worden, daß man ihn gar nicht vermissen würde, wenn er sein Bündel schnürte und auf Nimmerwiedersehen davonginge. Er hatte auch ernstlich erwogen, ob es nicht besser wäre, dieses wenig beneidenswerte „Haushofmeisteramt" ein für allemal niederzulegen, aber jedesmal war er seiner Schwäche unterlegen. Er fand nicht den Mut, sich seiner Schwester anzuvertrauen; um so weniger, als er bemerkte, wie wenig sie selbst jetzt gegen ihren Mann auszuüben vermochte.

Wohin sollten ihn auch seine morschen Beine tragen? Entsetzen und Furcht packten ihn, wenn er daran dachte, daß auch Henriette gegen ihn sein könnte und er seine letzten Tage in der Einsamkeit beschließen müßte. Dieses Verhältnis zwischen den Schwägern hatte sich noch verschlimmert, als Köppke ihn mehrmals mit Fritz tuschelnd beisammenfand, als hätten sie sich irgendeine wichtige Mitteilung zu machen. Vielleicht täuschte er sich, aber sein Mißtrauen, das diesmal eine bestimmte Richtung annahm, wurde dadurch erweckt. Und das genügte schon, um seine rauheste Seite hervorzukehren. Es war bei ihm zu einer krankhaften Manie geworden, überall Verschwörungen gegen sich gerichtet zu sehen; selbst seinem Neffen traute er nicht mehr.

„Ich wollte nur einmal sehen —" stieß Theodor furchtsam hervor.

„Du hast hier gar nichts zu sehen. Verstanden? Guck deine schwarze Seele an. Dann hast du genug zu tun. Und nun paschol!." Er wies mit dem Finger nach der Treppe und wartete so lange, bis die dünnen Beine vor ihm sich in Bewegung setzten. Theodor drückte sich gegen das Geländer und schritt seitwärts hinauf, als wollte er sich so dünn als möglich machen, um den Gefürchteten vorbeizulassen.

Als Köppke in das Familienzimmer trat, war Henriette sehr laut. Marie aber schluchzte leise und suchte ihr Gesicht zu verbergen, als schämte sie sich ihrer Tränen. Es dauerte nicht lange, so hatte er erfahren, durch was sie hierher geführt worden war. Hugo hatte in der vorvergangenen Nacht einen großen Spielverlust gehabt. Durch Zufall war sie dahinter gekommen. Aus einem angefangenen

Briefe an Sirba hatte sie, während ihr Mann auf einige Minuten das Zimmer verlassen hatte, alles ersehen. Darauf war ein unangenehmer Auftritt gefolgt, der schließlich damit geendet hatte, daß Marie mit der Drohung hervorgetreten war, das Haus zu verlassen und zu ihren Eltern zurückzugehen, falls er seine Lebensweise nicht ändern würde. Hugo aber hatte wieder den Gleichgültigen gespielt und sich entfernt.

„Aber so komme doch, wenn's gar nicht mehr anders geht. Das ist ja schrecklich ... Bleibe gleich hier. Das wird das beste sein", sagte Henriette, die ihre Pläne, durch diese Heirat ihr ferneres Leben in Glanz zu tauchen, längst aufgegeben hatte.

„Nein, das geht nicht", fiel Köppke sofort ein. Er stand am Ofen, wärmte Rücken und Hände, wobei er hin und her rutschte, und hielt einen halben Zigarrenstummel zwischen den Zähnen.

„Was geht nicht?" gab seine Frau zurück, indem sie sich mit einem Ruck ihm zugewandt. Sie glaubte, ihn nicht richtig verstanden zu haben.

„Nun, daß sie wieder unter unserem Dache schläft. Soweit sind wir noch nicht."

„Wie?" Frau Köppke war noch immer im Zweifel, ob sie ihn richtig verstanden habe.

„Wer sein Päckchen auf sich geladen hat, der soll es auch tragen, solange es geht. Ich habe ihr nicht geheißen, es zu tun. Damals." Mit kaltem Gesichtsausdruck sah er auf Mutter und Tochter. Endlich war die Stunde gekommen, wo er als der große Prophet vor ihnen stand, der ihnen alles das vorausgesagt hatte. Als befürchtete er zur Belohnung dafür einen großen Sturm,

schritt er langsam nach allen drei Türen, öffnete sie, überzeugte sich, daß niemand zu sehen war, und kehrte dann wieder zu dem Ofen zurück. Er hatte sich nicht getäuscht.

„Und das kann wirklich dein Ernst sein?" Henriette erhob sich und trat vor ihn hin, beide Hände gegen die Hüften gestützt. Die Liebe zu ihrem Kinde gab ihr den Mut, sich wieder als die alte Herrscherin zu zeigen, die das verlorene Terrain zurückerobern will. Drohend blickte sie ihn an, während ihre Brust heftig zu arbeiten begann und ihr Atem ihn fast berührte. Mit der Überfülle ihres Körpers schien sie ihn förmlich erdrücken zu wollen.

„Gib dir nur keine Mühe. Das zieht nicht mehr", erwiderte er ruhig, ohne sich zu rühren. Aber aus seinen kleinen Augen las sie deutlich den Hohn und die Genugtuung, über ihren Zorn zu triumphieren.

„Ich sage es dir, treibe es nicht zum Äußersten!" zischelte sie ihm mit Rücksicht auf Marie zu. Aber seine unbewegliche Starrheit entwaffnete sie. In diesem Augenblick erhob sich Marie und trat zwischen beide.

„Ich bitte euch, streitet euch nicht deswegen. Ich gehe schon. Papa hat recht: ich muß büßen. Ich selbst habe mein Schicksal am meisten verschuldet. Adieu. Lebt wohl." Sie wollte gehen, aber diesmal hielt Köppke sie zurück.

„Bleibe noch. Wir wollen einmal vernünftig reden", sagte er und drängte sie, wieder Platz zu nehmen. Das Geständnis ihrer Schuld hatte ihn plötzlich milder gestimmt. Seine Grausamkeit gegen sie war mehr äußerlich als innerlich. Was ihn allein dazu trieb, seine schlimmste Seite zu zeigen, war immer nur das Bewußtsein, nicht das Schlechteste gewollt zu haben und trotzdem tief verletzt worden zu sein. Und nun lenkte man schon bedeutend

ein! Ei, wie bescheiden, fast demütig war mit einem Male das frühere „Fräulein Unzufrieden" geworden, das niemals auf seine guten Ermahnungen gehört hatte. Aber mit dem Mitleid mischte sich zu gleicher Zeit die Neugierde, noch mehr von ihr zu erfahren, um neue Waffen gegen seinen Schwiegersohn zu bekommen.

Achttausend Mark hatte er wieder verloren? Dieser Galan wirtschaftete ja ganz vortrefflich! Der glaubte wohl, das Geld werde niemals alle werden. Aber es war natürlich leicht, nur immer hineinzugreifen, wenn man vorläufig den Boden noch nicht sah. Und wer konnte wissen, wie oft er sich bereits die Tasche vollgesteckt hatte. Und dann diese Dora. Wahrscheinlich bekam sie auch regelmäßig ihren Teil. Das grenzte ja an Verschwendungssucht. Es war die Handlungsweise eines Menschen, der sich fremdes Gut erschlichen hatte und es wie ein Tagedieb verpraßte.

Köppke geriet in Erregung. Schweigend, aber zitternd an allen Gliedern, ging er im Zimmer auf und ab. Man sah es ihm an, wie es nur noch eines Wortes bedurfte, um seine Stimme durch das Haus dröhnen zu lassen. Deshalb schwiegen Mutter und Tochter. Aber gerade das reizte ihn am meisten.

„Weshalb redet ihr denn nicht, he?!" schrie er. „Ihr habt euch ja sonst immer deutlich genug ausgequetscht, wenn es sich darum handelte, euren Prinzen zu loben. Wie soll 'n das enden, wenn das so weitergeht? Haben wir deshalb das schwere Geld jahrelang zusammengehalten, um es von so einem Windbeutel zum Fenster hinauswerfen zu lassen?! Das grenzt ja nahe an Diebstahl und Betrug. Und von so einem Menschen habt ihr Weibsleute

euch um den Finger wickeln lassen! Und das schönste ist —: dieses großspurige Pack tut noch so, als müßte das alles sein, und als hätte es uns einen besonderen Gefallen erwiesen... Achttausend Mark, achttausend! Der Verstand muß einem ja stille stehen, wenn man nur daran denkt!"

Ohne Mäßigung sprach er weiter. Seine Wut grenzte nahe an Raserei, während er wie ein ungebändigtes Tier im Zimmer umherlief. Sein Gesicht war aschfahl; nur die kleinen Augen bewegten sich nach rechts und links und leuchteten wie zwei Blitzpunkte unter den buschigen, semmelfarbenen Brauen. Mutter und Tochter zitterten förmlich vor Angst und warfen sich Blicke zu, sobald er ihnen den Rücken kehrte.

„Aber Donnerwetter, so redet doch!! Sitzt doch nicht da wie die Ölgötzen!" schrie er sie zum Schluß so eindringlich an, daß sie zusammenzuckten.

„Wer konnte das alles ahnen", sagte Henriette endlich etwas kleinlaut in der Absicht, ihn zu beruhigen.

„Ich hätte niemals geglaubt, daß ich euch solchen Kummer bereiten würde", fiel Marie ein. Große Tränen rannen über ihre Wangen.

Köppke lachte laut und schallend auf. „Also sticht euch der Haber doch nicht mehr! Fangt ihr an, bescheiden zu werden?!" Abermals schallte sein Lachen durch das Zimmer. „Ich hätte niemals geglaubt, daß ich euch solchen Kummer bereiten würde", äffte er seiner Tochter nach, indem er die Schultern in die Höhe zog und sich in den Hüften wiegte, wie Henriette es zu tun pflegte. „Eine hübsche Plärrerei. Wie die kleinen Kinder! Aber so muß es kommen, sagt Neumann. Sieben Häuser und keene Schlaf-

stelle. So wird's dem Musjeh da unten noch gehen. Dann kann er mal sehen, ob noch ein zweiter Dummer kommt, der ihm was auf seinen Adel gibt. Er wird lange suchen können. Die Köppkes laufen nicht so herum."

Man wußte nicht, war es Stolz oder Prahlsucht, die in diesen Augenblicken aus ihm sprachen. Jedenfalls kam er sich nach den letzten Worten sehr groß vor, denn er erhob den Kopf und nickte, während er wieder das Zimmer durchmaß, wie zur Bestätigung vor sich hin. Selten hatte er eine ähnliche Genugtuung empfunden wie jetzt. Da saßen sie vor ihm, bescheiden und demütig, — sie, die ihn noch vor wenigen Monaten als Fangball betrachtet hatten, mit dem sie nach Belieben gespielt hatten. Sein Einsatz in diesem Spiel war groß gewesen, aber trotz des Verlustes war er als Sieger daraus hervorgegangen.

Er fühlte plötzlich etwas wie Großmut und wurde ruhiger; setzte sich Frau und Tochter gegenüber und begann, mit ihnen die ganze Angelegenheit zu besprechen. Es müsse irgend etwas getan werden, um Marie vor dem Verlust der ganzen Mitgift zu bewahren. Er wolle heute noch zu seinem Rechtsanwalt gehen, um sich Rat zu holen. Marie sollte sobald als möglich zu erfahren versuchen, wieviel Geld noch vorhanden sei, und ganz energisch in ihren Mann um Aufklärung dringen. Es gäbe nur eine Rettung für sie: sich von Heckenstett zu trennen. Daß ihr Mann dabei den kürzeren ziehe, dafür werde er schon sorgen. Die Wege dazu seien bereits angebahnt. Man müsse aber solange warten, bis man alle Stricke auf einmal zuziehen könne. Der Name Köppke solle rein aus diesem ganzen Handel hervorgehen. Das sei sein letztes Wort in dieser Sache. Wenn Marie damit einverstanden

sei, dann stehe ihr auch die Tür hier wieder offen. Wenn nicht, dann seien ihr alle Brücken abgebrochen. Sie habe dann ihr Schicksal verdient.

„Nun adieu. Denke darüber nach.“ Er erhob sich, reichte ihr die Hand und schritt der Türe zu. Dort angelangt, sah er sich genötigt, noch einmal stehenzubleiben. Marie hatte ihn dazu gezwungen.

„Ja, aber was willst du denn tun? Ich muß es doch wissen“, fragte sie mit hochgeröteten Wangen. Eine Ahnung sagte ihr, daß er irgend etwas Außerordentliches im Schilde führe. In dieser hilflosen Lage wußte sie kaum, auf wessen Seite sie sich zu stellen habe. Fortwährend schwankte ihr Gefühl zwischen der Liebe zu ihrem Manne und dem Bewußtsein, tief unglücklich zu sein. Niemals glaubte sie sich so unverstanden von ihren Angehörigen, wie in diesen Minuten.

„Was ich tun will?“ gab Köppke zurück. „Alles das, mein Kind, was uns und dir einen ruhigen Kopf geben wird . . . Ich glaube gar, dir tut dieser Mensch noch leid. Du möchtest wohl für ihn noch bitten und betteln. Aber natürlich, natürlich! Um Fräulein Unzufrieden soll der Alte sich noch für die Fußtritte bedanken. Sie sind ja von Adel, — das ändert die Sache. Nee, Frau Baronin, so haben wir nicht gewettet. Du hast deinen Teil weg, ich will meinen wieder haben . . . Ist der Alte vielleicht ein schlechter Kerl, he? Hat er bis jetzt nicht alle eure Wünsche erfüllt? Ich wollte dich glücklich sehen, weiter nichts! Diesen Sommer hätt't ihr die andern Fünfmalhunderttausend bekommen. Und noch mehr. Wir haben's ja dazu. Die Sandkute ist ja glücklich weg. Aber Anstand muß sind. Das is die Hauptsache. Ohne Anstand keene

Freundschaft, und ohne Freundschaft keene Liebe. Ein Lump muß ein Vater sein, der das auf sich sitzen läßt, was ihr ihm angetan habt."

Er trat wieder ein paar Schritte zurück und fuhr in plärrendem Tone fort: „Geh doch, falle ihm zu Füßen, streichle ihm die Wangen, wickle ihn in Watte, sage ihm, er möchte alles bis auf den letzten Heller verjuchheien. Und dann zieht in die Sandwüste und sammelt Beeren. Weiter wird's wohl da nischt geben. Versetzt doch euren Adel, wenn's nicht mehr weiter gehen sollte." Und plötzlich zu seiner andern Sprechweise übergehend: „Aber sage ihm auch zu gleicher Zeit, daß ich morgen zu meinem Notar gehen werde, um das Testament umzustoßen. Für Kinder, die sich ihres Vaters schämen, habe ich nichts übrig. Nun kannst du wählen. Entweder hier oder dort. Wer den Schlüssel zum Geldschrank hat, der hat auch den Schlüssel zum Hause. Basta . . . Heute werde ich erst dem Major einmal an die Nieren gehen."

„Aber Papa, ich bitte dich. Laß doch den alten Herrn aus dem Spiele." Marie rief es ihm in größter Aufregung nach. Aber die einzige Antwort war ein lautes Lachen, dann schloß sich die Tür seines Schlafzimmers hinter ihm, hörte man, wie der Riegel vorgeschoben wurde. Köppke vernahm das laute Schluchzen seiner Tochter, aber es rührte ihn nicht. Die Zigarre schmeckte ihm nicht mehr. Er nahm die kurze Pfeife, stopfte sie frisch, zündete sie an, wischte die schmutzigen Finger am Hausjackett ab und begab sich paffend in seine Geschäftsstube.

„Na, du hast wohl geschlafen?" preßte er, die Pfeife im Munde, zwischen den Zähnen hervor, als er im Dämmerlicht Theodor mit tiefgesenktem Kopfe am Zeichentisch hocken

sah. „Fliegen kannst du doch nicht fangen, denn die gibt's jetzt nicht. Aber die Dunkelheit kommt dir immer sehr gelegen. Es hat dir niemand gesagt, daß du Petroleum sparen sollst. Steck die Lampe an, — dann nimm dir einen Briefbogen, aber einen von den großen."

Theodor, der wie gewöhnlich vor Überraschung nichts zu erwidern vermochte, erhob sich, um mit der Eilfertigkeit eines gehorsamen Sklaven den Befehl zu vollführen.

„Renn' nur den Tisch nicht um", sagte Köppke wieder, der mitten im Zimmer stand, mächtige Dampfwolken von sich stieß und mit heimlicher Freude den ungeschickten Bewegungen seines Schwagers folgte. „He, he — da liegt doch das Papier nicht. Im andern Fache. Konfusionsrat! Guck doch über die Nase weg, dann wirst du's schon finden. Wenn das früher immer so lange gedauert hat bei dir, dann darf's nicht wundernehmen, wenn die Bengels nischt gelernt haben. Knickstiebel, du!"

„Er ist heute wieder auf seinem Pferd", dachte Theodor, als er mit zitternden Händen das Papier hervorlangte und unter dem Schein der Lampe eine neue Feder in den Halter steckte.

„Geht denn die alte nicht mehr? Es ist unmenschlich, was du für Federn brauchst! Du frißt sie wohl?" Plötzlich fiel ihm ein, daß er die Stiefel noch an hatte. „Geh', hole mal den Stiebelknecht und die Schuhe", fuhr er fort. „Wo hast du denn gestern den Tabak hergeholt? Es ist ja der reine Ermeler. Zu rauchen, wenn man den Schnuppen hat! Du läßt dir auch alles in die Hand stecken. Hast dir wahrscheinlich saure Karotten dazu geben lassen. Natürlich komm' ich dann am schlechtesten dabei weg."

Diese ungerechten Vorwürfe vermochte Theodor nicht

mehr zu ertragen. Mit fast weinerlicher Stimme, die Worte halb verschluckend, erlaubte er sich einen Widerspruch. Aber sofort schrie Köppke ihn aufs neue höhnisch an: „Wie, ich hätte den Tabak selber gekauft? Mach' doch keine Flausen. Ich habe schon längst gemerkt, daß es mit deinem Gedächtnis Essig ist. Laß dich begraben, das wird das beste sein." Trotz alledem sog er den kräftigen Geruch des Tabaks mit Wonne ein, während er mit einem Finger der rechten Hand die Glut in dem Porzellankopf nach unten stieß, um immer größere Dampfwolken emporsteigen zu lassen. Solange Theodor sich entsinnen konnte, war es das erstemal, daß sein Gebieter in diesem geweihten Raume in so andauernder Weise nach Bauernart qualmte. Er setzte daher etwas ganz Ungewöhnliches voraus und unterdrückte aus Furcht den Hustenanfall, der aus seiner schwachen Brust hervorzubrechen drohte.

Endlich konnte die Arbeit beginnen. „Also schreibe mal", begann Köppke wieder, während er nach der Decke starrte, als wollte er von da oben die Gedanken herunterholen. „An den Herrn Major Freiherrn von Heckenstett, Inhaber hoher Orden, nebenbei Weinreisender ... Das mußt du alles recht groß schreiben, so über die ganze Seite, damit's gleich ins Auge fällt. Mach' nur recht schöne Schnörkel, damit er sieht, was wir können. Ich will zugeben, daß das noch deine beste Seite ist."

Eine Weile hörte man das Kratzen der Feder, dann blickte Theodor auf. Das „nebenbei Weinreisender" hatte er für Scherz gehalten.

„Nun, hast du?" Köppke trat auf ihn zu und sah ihm über die Schulter. „Natürlich, hast du's nich!" fuhr er fort. „Du bist und bleibst ein Hammel."

„Soll ich wirklich, Schwager ... Das ist doch keine Schande ...“ Theodor zeigte in dieser Minute einen Mut, der selbst Köppke in Verwunderung setzte. Einige Augenblicke sah dieser ihn erstaunt an; dann brauste er auf:

„Schande hin, Schande her! Gewiß ist es eine Schande für einen solchen Herrn. Einem Bürgerlichen schadet es nichts. Aber was verstehst du von Standesbewußtsein. Er soll sich ärgern, das ist eben der Witz dabei. Schreibe also, — nee, schreibe noch nich“, verbesserte er sich sofort und starrte abermals nach der Decke. „Sage mal, — es ist wohl nobler, wenn wir's weglassen. Meinst du? Na, dann mach 'n Punkt. Immer großmütig sein, immer zeigen, daß man Hans Köppke is ... Den ‚Inhaber hoher Orden‘ wird er schon verstehen. Das muß ihn treffen, das wird ihm an die Ehre gehn. Das kann er ja nich uff sich sitzen lassen, — ich meine das andre. Ach so, das weißt du noch nich. Nu also. Sperr mal die Ohr'n auf.“

Theodor hörte andächtig zu. „Sein Sohn führt nämlich ein ganz liederliches Leben. Er verspielt das ganze Geld, das er mitbekommen hat, und bricht obendrein die Ehe“, begann Köppke aufs neue. Bei diesen Worten reckte Theodor seinen langen Hals und blickte sich ganz erschrocken nach seinem Schwager um. „Bricht — die — Ehe“, wiederholte er langsam mit dem Ausdruck leisen Schauders.

„Ja. Aber das geht dich eigentlich gar nichts an. Mische dich doch nicht immer in Familienverhältnisse“, fuhr Köppke fort. „Alles, was ich dir sage, gilt nur dem Major. Für dich muß es Wind sein. Verstanden? Du sollst dir nur merken, was du zu schreiben hast.“ Er

sprach noch eine Weile weiter, gebrauchte die unschönsten Ausdrücke und schloß dann: „So. Nun schreib' das mit dem gehörigen Schwung, aber immer deutlich bleiben, damit er nicht etwa denkt, ich mache Spaß. Jetzt wollen wir einmal sehen, ob die Heckenstetts noch Ehre im Leibe besitzen. Wie gesagt, — immer an die Nieren fassen, immer an die Nieren! Da ist die kitzlige Stelle, wo es weh tut. Und mach' keinen Klex. Wenn's soweit is, werde ich unterzeichnen. Nicht so weit 'runter schreiben, damit ich Platz habe. Mein Name wird immer etwas groß, das weißt du."

Er ging ins Schlafzimmer, ließ die Tür aber offen, klopfte die Pfeife aus und stopfte sich eine neue. Einmal unterbrach er diese Arbeit, ging auf den Filzschuhen lautlos bis zur Tür des Familienzimmers und lauschte. Als nichts zu hören war, nickte er, lachte vor sich hin und kehrte wieder zu dem Tabakskasten zurück.

Theodor war es ganz wüst im Kopfe. Die Brille weit auf die Nasenspitze gerückt, starrte er über sie hinweg auf das Papier, verschob er fortwährend das Linienblatt, prüfte er wiederholt die Spitze der Feder, um Zeit zum Überlegen zu gewinnen. Was für eine schwere Prüfung war ihm auferlegt worden! Er, Karl August Theodor Wiemer, der dreißig Jahre im Dorfe mit allen Menschen im Frieden gelebt, niemals seinem Nächsten etwas Böses nachgesagt hatte, wurde gezwungen, den alten Freiherrn von Heckenstett auf das gröblichste zu beleidigen. Wenigstens sollte er als Werkzeug dazu dienen. Der alte Major! Er machte einen ganz andern Eindruck, als der Wüterich dieses Hauses. Wie großartig hatte das ausgesehen, als er damals durch den Garten ging. Die Leute auf der Straße

blieben stehen. Und dann die Orden, ja die Orden! Sie glitzerten noch jetzt vor Theodors Augen. Wer so viele Auszeichnungen besaß, der konnte doch kein schlechter Kerl sein. „Ei," dachte er, „wie freundlich hatte er mit der Hand am Helm genickt, als ich ihm bei seinem Weggange auf der Treppe begegnete und ihn begrüßte ... Hm, hm — ich kann den Anfang nicht finden. Niemals werde ich das verantworten können."

Plötzlich bekam er einen Schlag auf die Schulter, so daß sein Gedankengang ein Ende erreichte. Köppke stand wieder hinter ihm; auf seinen Filzparisern war er unhörbar herangekommen. „Du malst wohl Männchen, was?" sagte er, während er sich weit über ihn beugte. „Wahrhaftig, — hat der Mensch noch keinen einzigen Buchstaben weiter geschrieben. Dir sind wohl die Gedanken weggelaufen? Dann man schnell hinterher. Dalli! Damit du noch ein paar einkriegst. Der Brief muß heute noch fertig werden."

Theodor entschuldigte sich damit, daß ein derartiges Schriftstück abzufassen nicht leicht sei. Nach einer halben Stunde hatte er das Werk vollbracht und auch die Reinschrift angefertigt. Köppke setzte sein Pincenez auf und las das Geschriebene Silbe für Silbe durch. „Ich will nicht gerade sagen, daß es sehr gut ist, aber es geht", sagte er dann, ergriff selbst die Feder und malte am Schluß ein großes „Hans Köppke", den letzten Buchstaben in einen großen Bogen auslaufen lassend, auf dem das Autograph wie auf einer schlecht gezeichneten Arabeske hing. Theodor wollte den Brief in einen Umschlag stecken.

„Einen Augenblick. Ich werde noch mein Siegel darauf drücken. Es ist besser. Das sieht aus wie eine Ur-

kunde", sagte Köppke wieder. Dann befahl er, den Brief sofort an die Adresse zu befördern. „Aber du gibst ihn dem Major persönlich ab. Um diese Zeit ist er immer zu Hause."

„Nein, das kann ich nicht tun, Herr Schwager", klang es halblaut, aber bestimmt zurück.

„Was sagst du?!" Köppke nahm die Pfeife aus dem Munde und blickte ihn regungslos an.

„Das kannst du nicht verlangen, weil es gerade der Herr Major ist."

„Ja, Mensch, bist du denn verrückt geworden? Du verweigerst mir deine Dienste?" Köppke sah ihn mit großer Verblüffung an.

„Alles andre will ich tun, nur das nicht," fuhr Theodor wie klagend fort. „Der Herr Major hat mir nichts getan. Aber das sind ja lauter Injurien, die ich ihm da schreiben mußte. Ich bin ja mitschuldig an dem, was du ihm antust. Es wäre ja geradezu eine Sünde, wenn ich mich dazu hergeben würde. Er wird dich verklagen, dann werde ich Zeuge sein müssen. Schicke Wilhem oder einen andern, aber mir erlaß diesen Gang. Ich bitte dich sehr darum."

Köppke lachte so laut und schallend auf, daß es Theodor in den Ohren gellte. Er erhob sich, furchtsam drückte er sich gegen die Wand, als erwartete er irgend einen Ausbruch unvorhergesehener Roheit.

„Was, du willst nicht? Es ist also dein Ernst?"

„Ich kann es nicht, Herr Schwager. Ich müßte mich vor mir selbst schämen."

„Und ich sage dir, du nimmst sofort den Brief und gehst! Ich will doch sehen, wer hier zu befehlen hat. Das ist wohl der Dank dafür, daß ich dich jahrelang durchgefüttert habe? He?"

„Ich war dir immer dankbar dafür, Herr Schwager. Aber ich habe es nicht umsonst verlangt . . . Alle Leute im Hause wissen das. Früh morgens war ich der erste auf den Beinen und abends der letzte. Was ich mir gönnte, war das bißchen Schlaf, das wir alle haben müssen. Aber nun sehe ich, es wird zu viel. Du behandelst mich wie einen Hund . . . noch schlimmer! — — Das habe ich nicht verdient. Ich bin dein Verwandter, das solltest du nicht vergessen."

Den zahnlosen Mund halb geöffnet, die Backen tief eingefallen, so daß die Nase sich verlängert zu haben schien, fahl wie Pergament im Gesicht, bot er das trostlose Bild eines Menschen, der alle Energie zusammenrafft, um seinem Gegner Trotz zu bieten. Stoßweise kam der Atem aus seiner gekrümmten Brust.

„Also es ist wirklich dein Ernst? Dann nimm deine sieben Sachen und packe dich. Auf der Stelle! Du bist ja ein ganz niederträchtiger Halunke. Aufgehetzt worden, he? Hast's wohl von den andern gelernt? Auch Revolution gegen mich machen? Denkst wohl, daß du dich dann hinter die Unterröcke stecken kannst? Aber da kommst du gerade beim Richt'gen. Du —!"

Er rückte ihm fast auf den Leib und hielt ihm die geballte Faust vor das Gesicht. Die Wut hatte ihn derartig übermannt, daß er mit den Zähnen knirschte. Plötzlich trat er wieder zurück und maß ihn höhnisch vom Kopf bis zu den Füßen. „Knochengerüste du," fuhr er fort. „Tust mir doch nur leid. Wenn man stark bläst, fällst du ja um. Auf der Stelle gegangen!! Aber erst Willem hierhergeschickt! So ein armseliger Schlucker will mir gute Lehren geben! Aber das hat man davon, wenn

man immer nur dem guten Herzen folgt. Es ist eine Affenschande."

Theodor wand sich bei ihm vorbei und versuchte, immer Furcht im Auge, mit halber Seitenwendung die Tür zu erreichen. Er hatte schon die Klinke in der Hand, als Köppke noch etwas einfiel. „He, noch ein Wort. Weil du nun einmal der Bruder meiner Frau bist, will ich dich nicht so mir nichts dir nichts auf das Pflaster setzen. Du kannst noch bis zum Ersten bleiben, aber keine Stunde länger. Es sind bis dahin noch sieben Tage. Richte dich also darnach ein. Vielleicht braucht der Major jemand, der ihm die Flaschen nachträgt. Das wäre ein Bild."

Er lachte noch hinter ihm drein; dann, als er allein war, blieb sein Blick noch eine Zeitlang auf die Tür gerichtet. „Warte nur, die sieben Tage sollst du noch fühlen." Das ganze Zimmer war voller Tabaksqualm. Es roch wie in einer Schenke. Köppke öffnete das Fenster und ließ frische Luft herein. Dann prüfte er noch einmal die Aufschrift des Briefes, nahm denselben und ging hinaus, dem Kutscher entgegen.

## XIX.

Eine Stunde später befand sich die Majorin im großen Salon, als sie einen lauten Aufschrei vernahm, der aus dem Zimmer ihres Mannes zu kommen schien. Sie saß auf dem Sofa, über die Abendzeitung gebeugt, das Gesicht rosig beleuchtet von dem Widerschein des durchbrochenen Lampenschirmes. Erschrocken blickte sie auf und hielt, lauschend, den Atem an. Abermals glaubte sie unterdrücktes Stöhnen zu vernehmen, dem ein heftiges Poltern folgte. Sie war

noch so zerstreut, daß sie im ersten Augenblick glaubte, es könne Besuch anwesend sein, denn vor kaum fünf Minuten hatte es geklingelt. Erst nach und nach kam sie zur Besinnung. Deutlich hatte sie gehört, wie Lina den Korridor entlang geschritten war, um an die Tür des Hausherrn zu klopfen und zu sagen, daß ein Brief abgegeben sei. War eine unangenehme Nachricht eingetroffen? Aber das allein konnte es nicht sein. Vielleicht ein Unglück, — eine Folge seiner Schwindelanfälle, an denen er in der letzten Zeit litt?

Die Baronin wurde plötzlich von einem ungewöhnlichen Angstgefühl erfaßt, das sie zu ihrem Manne trieb. Aus zarter Rücksicht klopfte sie, bekam aber keine Antwort. Zu einer andern Zeit wäre es ihr aufgefallen, daß die Tür nicht verschlossen war, — in dieser Minute aber suchte sie nach keiner Erklärung dafür. Mit den Worten: „Ist dir etwas passiert?" stürmte sie hinein. Jede Entschuldigung erschien ihr überflüssig. Ihr erster Blick fiel auf einen umgestoßenen Stuhl, der ihr im Wege lag; ihr zweiter auf den Major, dessen Gesicht ihr zuerst durch den grünen Schirm der Lampe verdeckt gewesen war. Er saß am Sofatisch, der mit Schriftstücken bedeckt war, hatte den Kopf in beide Hände gestützt und starrte vor sich hin. Auf dem Schreibtisch stand ein Leuchter mit brennendem Lichte; am Rande desselben glimmte eine halbverrauchte Zigarre. Auf dem Teppich aber lag ein aufgerissenes Kuvert und dicht daneben ein zerknitterter Brief.

Alle diese Einzelheiten fielen der Majorin sofort auf; sie suchte daraus die Situation zu erfassen. Eingeschüchtert blieb sie in der Nähe der Tür stehen und betrachtete ihn stumm, mit verschlungenen Händen. Eine halbe Minute

verging so, bis sie endlich wagte, auf ihn zuzutreten, ihre Hand auf seine Schulter zu legen und sich zu ihm niederzubeugen. Plötzlich erhob er sich mit einem Ruck, so daß sie zurückprallte, schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn, schritt der andern Seite des Zimmers zu und starrte, noch immer ohne etwas zu sagen, ins Leere, wie jemand, der etwas Ungewöhnliches noch nicht zu begreifen vermag. Die Majorin hatte die Empfindung, als dauerte dieses Schweigen bereits eine Stunde. Mit dumpfklopfendem Herzen beobachtete sie jede seiner Bewegungen. Abwechselnd glitt ihr Blick wieder auf den Stuhl, das zusammengeballte Papier und das Kuvert. Die augenblickliche Verfassung dieser drei Gegenstände sagte ihr alles, ohne daß sie die ganze Lösung des Vorganges wußte. Es war, als hätte ihr Mann mit einem unsichtbaren Angreifer gekämpft und seinen ganzen Zorn an ihm ausgelassen.

Er wollte aufs neue losbrechen, bezwang sich aber, machte eine rasche Bewegung, hob den Brief auf, glättete ihn mit nervöser Hast und sagte: „Hier, bitte, — lies einmal diesen Wisch. Die Welt hat so etwas noch nicht erlebt.“

Zaghaft ließ sie sich auf den Ledersessel am Schreibtisch nieder, griff zur Lorgnette, hielt das Papier ziemlich weit vom Auge und begann zu lesen. Der Major aber geriet wieder in Bewegung, nahm große Schritte und sprach laut vor sich hin. Er glich einem gefangenen Löwen, der sich von seinem Feinde verhöhnt sieht, die Stäbe nicht durchbrechen kann und vor Ohnmacht erbebt.

Er, ein Betrüger? Er sollte nach einem wohlüberlegten Plane in Gemeinschaft mit seinem Sohne Geld erschwindelt haben? Er sei nicht wert, die Uniform zu tragen? Und alles das hatte man ihm schwarz auf weiß gesandt . . .

Und es war nicht ein Wahnwitziger, der ihm das geschrieben hatte, sondern ein Mensch, der allem Anschein nach mit voller Vernunft ihn herausforderte, der mit Absicht ihn beleidigte und sich sicher fühlte, in dem Bewußtsein, zur Ausfechtung eines Ehrenhandels nicht geschaffen zu sein, und daß man sich scheuen werde, das Gericht in Anspruch zu nehmen.

Der Major blieb stehen und beobachtete seine Frau von der Seite. Er sah, wie ihre Hände zitterten, wie die Lippen sich leise bewegten, und wie die Augen hin und her gingen. Und der Gedanke, daß man sie, mit der er ein Menschenleben in Liebe und Eintracht zugebracht, ebenfalls beleidigt hatte, machte ihn fast rasend. Er rang nach Worten, um seiner Empfindung Ausdruck zu geben. Endlich lachte er laut und schneidend auf.

„Nicht wahr, das ist gut, das ist gut!" preßte er hervor. „Wir sind nette Banditen! Nun fehlte nur noch, daß uns dieser Kerl den Vorwurf machte, wir hätten silberne Löffel bei ihm gestohlen. Hahaha. Warum auch nicht? Wen man solcher Dinge für fähig hält, der kann auch das andre tun." Abermals lachte er laut auf. Die Baronin hatte die Lorgnette sinken lassen, verharrte noch immer in derselben Stellung und blickte stumm und starr auf einen Punkt. Ein leises Kopfschütteln zeugte dafür, was in ihrem Innern vorging.

„Ja, es ist unerhört", sagte sie dann.

„Unerhört nur? Es ist gemein, hundsgemein! Ein wohlüberlegter Überfall aus dem Hinterhalte, der unsern ehrlichen Namen vernichten soll . . . Herr Gott, was für elende Kreaturen gibt es doch! Wie die Gassenjungen, die auf einem hohen Turm sitzen und die Vorübergehenden

mit Schmutz bewerfen. Und die anständigen Leute können sich nicht wehren."

Sie versuchte, ihn zu beruhigen, redete ihm gütlich zu, erhob sich dann, ergriff seine Hände und blickte bittend zu ihm empor.

„Derartige Menschen können dich nicht beleidigen. Du bist der Edelste, Beste."

Er zog ihren Kopf an seine Brust und küßte sie auf die Stirn. Im nächsten Augenblick war diese Anwandlung vorüber. „Es geht nicht so weiter. So oder so — Genugtuung muß uns werden. Er war zu feige dazu", (er meinte seinen Sohn) — „dann bleibt nichts andres übrig, als —" Er trat an den Schreibtisch und blickte, ihr den Rücken zukehrend, auf das brennende Licht. Während seine Finger mechanisch ein Stückchen Siegellack von dem Stearin lösten, überlegte er, stumm vor sich hinblickend.

„Daß du dich solcher nichtigen Dinge wegen immer in deiner Arbeit stören lassen mußt. Als wenn dir dein großes Werk nicht schon genug Aufregung verursachte", sagte die Baronin nach einer Pause, in der guten Absicht, seine Gedanken auf etwas andres zu lenken. Sie hatte sich auf die Lehne des Sofas niedergelassen. Der ganze Tisch vor ihr war bedeckt mit Preisverzeichnissen in Form von Karten, auf denen ihr Mann einige Ziffern verbessert hatte. An der einen äußersten Kante des Tisches stand ein Stoß beschriebener und bereits mit Postmarken beklebter Kuverte.

„Hm, hm", machte der Major, der immer noch in derselben Stellung verharrte. Seine Frau aber nahm eine der Karten vom Tisch, griff wieder zur Lorgnette und beugte sich zur Lampe nieder. Sie wendete das Blatt

und las für sich: „Weingroßhandlung von Ferner und Kompanie. Vertreten durch Herrn Freiherrn von Heckenstett zu Berlin“. Ihre Augen ruhten eine halbe Minute lang auf dieser Ankündigung, für die sie keine Erklärung fand. Sie nahm eine zweite, eine dritte Karte und fand ganz dasselbe: den Namen ihres Mannes, von dessen eigener Hand geschrieben.

„Was sagst du?“ fragte der Major endlich zerstreut und wandte sich ihr zu. Mit einem Satze war er an ihrer Seite, entriß ihr die Karte und häufte die andern zusammen. „Ich bitte dich, sei nicht so neugierig“, sagte er erregt. „Du wirst mir die ganzen Notizen verwischen.“

Sie blickte ihn betroffen an. „Verzeihe nur ... ich wußte nicht ... Aber ich verstehe das alles nicht“, begann sie nach einer Weile. Ihre Augen streiften die grauen Hanfkuverte, von denen er mehrmals in der Woche ein Päckchen zur Post zu tragen pflegte und deren Inhalt sie stets für die bekannten „Korrespondenzen mit Fachgrößen“ hielt. Plötzlich dämmerte ihr eine Ahnung, aber sie sagte nichts. Als er schwieg und mit verstärkter Eile alles zusammenraffte, was sein Geheimnis noch mehr hätte verraten können, konnte sie nicht länger an sich halten.

„So ist es das also gewesen, woran du seit Jahren hinter verschlossenen Türen gearbeitet hast? Mein Gott — und vielleicht nur, um dir und mir eine kleine Annehmlichkeit — — Ja, ja — du kannst es nicht leugnen. Der teure Wein, den du mir stets mitbrachtest ...“

Er hatte ihr wieder den Rücken zugewendet. In diesem Augenblick kam er sich wie ein Schuljunge vor, der bei einer Lüge ertappt wurde und die Augen zu Boden gerichtet hält. „Nun ja, weshalb soll ich es leugnen“,

brachte er dann ruhig hervor. „Ich kannte ja deine Grundsätze und wollte dir nicht wehe tun. Es ist ja auch keine Schande. Geschah alles nobel und glatt... Muß dieser Kerl auch gerade heute — —.“ Er murmelte noch etwas, was man nicht verstehen konnte, aber mit dem Briefe zusammenhing. Plötzlich drehte er sich um und streckte ihr beide Hände entgegen. „Verzeihe mir. Es geschah nur zu unserm Besten.“

„Rochow, auf deine alten Tage!“ In diesen wenigen Worten lag alles, was sie in dieser Minute für ihn empfand. Ihre Augen schimmerten feucht, ihre Lippen näherten sich den seinigen, in einem herzhaften Kuß fanden ihre Seelen sich aufs neue. Lange hielten sie sich umschlungen, als wären sie soeben erst glückliche Brautleute geworden, denen der Lebensabend in weiter Ferne lag.

Nach einer halben Stunde trat der Major, zum Ausgehen bereit, zu seiner Frau ins Zimmer. Finsterer Ernst prägte sich auf seinen Zügen aus. Er hatte sich mit besonderer Sorgfalt gekleidet, so daß die Baronin sich nicht enthalten konnte, scherzhafte Bemerkungen darüber zu machen. Von dem tadellosen schwarzen Anzuge hob sich das weiße Haar noch auffallender als sonst ab, kam der prachtvolle Kopf noch mehr zur Geltung; die Tatsache, daß er schlanker geworden war, kam seiner Erscheinung sehr zustatten. Und so verfolgte ihn die Majorin, während er, die Hände auf dem Rücken, vor ihr auf und ab schritt, stolzerfüllt mit ihren Augen. Sie wußte, daß er die Neugierde nicht liebte und wollte nicht in ihn dringen, aber seine stumme Entschlossenheit beunruhigte sie und berührte sie sonderbar.

„Wieviel würden wir wohl aus dieser ganzen Wirt-

schaft herausschlagen?“ fragte er plötzlich, nachdem er musternde Blicke um sich geworfen hatte.

Der Majorin wurde der Sinn seiner Worte nicht recht klar. „Wie meinst du?“ gab sie zurück.

„Nichts, nichts. Es war nur eine fixe Idee. Überhaupt Dummheit, an so etwas zu denken. Wir müßten ja schließlich das letzte Hemd hingeben ... Die Pension verpfänden, nützte auch nichts. Wovon leben? Und doch, — vielleicht doch? Dann wäre dem Kerl wenigstens der Rachen gestopft. Zehn Jahre werde ich ja wohl noch leben. Das wäre doch etwas ... Vielleicht finde ich jemand, der mir die Summe vorstreckt. Ich bin ja in der Lebensversicherung, — man gibt die Police als Unterpfand ... Ich werde auch des Nachmittags meine Gänge machen, — doppelt arbeiten. Du hast ja zur Not dein kleines Kapital. Man muß sich eben einschränken. Das Zigarrenrauchen werde ich ganz einstellen. Dann wird's gehen. Es muß, es muß! Eine Last wäre von meiner Seele gewälzt. Dann könnte ich noch einmal ruhig schlafen.“

Während er grübelnd im Zimmer umherschritt, war der Gedanke in ihm lebendig geworden, Köppken die fünfunddreißigtausend Mark zurückzuerstatten, die er damals von ihm erbeten und auch erhalten hatte. Und je mehr er sich damit beschäftigte, je befestigter wurde in ihm die Überzeugung, daß das die einzige ihm mögliche Antwort auf die empfangenen Schmähungen wäre. In seiner Einbildung, die durch die fortwährende Aufregung in dieser Angelegenheit wahrhaft krankhaft zu nennen war, hielt er es für seine Ehrenpflicht, die Summe zurückzuzahlen. Nun verstand ihn seine Frau.

„Aber so verfüge doch ganz über das Geld. Ich werde

morgen vormittag gleich zu meinem Bankier gehen. Du weißt doch, alles, was ich besitze, gehört auch dir. Schicke es ihm als erste Rate. Das wird ihn beschämen." Sie wollte noch etwas hinzufügen und hatte es bereits auf den Lippen: daß er sich an Hugo wenden und mit ihm noch einmal vernünftig reden solle, — aber sie fürchtete sich, den Namen ihres Sohnes zu nennen.

„Aber Erna, wo denkst du hin! Du, — dein kleines Vermögen! . . . Es wäre ja geradezu Wahnsinn. Nein, nein — kein Wort mehr darüber, wenn ich bitten darf . . . Tausend Dank, tausend Dank! Du bist immer das alte gute Herz . . . Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich gesprochen habe. Ich meine, von wegen unsers Meublements. Entschuldige nur. Aber in einer solchen Lage bekommt der Mensch ganz sonderbare Einfälle. Wirklich unverantwortlich von mir. Nun adieu." Er reichte ihr die Hand, küßte sie zärtlicher als sonst und wollte sie verlassen. Sie hielt seine Rechte fest und blickte ihn kummervoll an. Sie hatte das Gefühl, als ginge er einer großen Gefahr entgegen.

„Wirst du lange fortbleiben? . . . Sage mir doch, was du vorhast", fügte sie rasch hinzu. „Übereile dich nicht, — denke an mich."

„Keine Angst, nur keine Angst, meine Liebe. Wir sind alt genug, um zu wissen, was wir zu tun haben."

Er drehte sich noch einmal um. „Ein paar Stunden können vergehen. Auf alle Fälle wirst du gut tun, mit dem Abendbrot nicht auf mich zu warten." Die Tür klappte; er konnte nicht mehr sehen, wie ihr angsterfüllter Blick noch immer der Stelle zugewandt war, wo er zuletzt gestanden hatte. Wie gebannt blieb sie einige Zeit

in derselben Verfassung. Wohin wird er seine Schritte lenken, was für eine Wendung werden die Dinge nehmen? Sein verletzter Stolz wird so lange an ihm nagen, bis der angetane Schimpf von ihm abgewaschen ist. Wenn er geradesweges zu Hugo ginge? Es gäbe eine fürchterliche Szene. Alles das stürmte hintereinander auf sie ein, bis sie, einer höheren Eingebung folgend, die Hände faltete und vor sich hin murmelte: „Gott führe alles zum Guten!"

Der Major zog sich auf dem Korridor den Paletot über, ergriff Hut und Stock und kehrte dann noch einmal in sein Arbeitszimmer zurück. Leise, als befürchtete er, gehört zu werden, schob er den Riegel vor. Dann trat er an das alte Zylinderbureau, zog eine Schublade auf und entnahm derselben einen Revolver. Er füllte den Sechsläufer mit Patronen, knackte mehrmals mit dem Hahn, brachte ihn wieder langsam in Ruhe und steckte dann die Waffe in die Seitentasche seine Überrockes. Alles geschah langsam, bedächtig und sicher; nur einmal zuckte er zusammen und blickte sich nach der Tür um, von woher er ein Geräusch zu vernehmen glaubte. Dann verschloß er den Schreibtisch, nahm die Postsendungen vom Sofatisch, verlöschte die Lampe, schob wiederum behutsam den Riegel zurück und verließ den Raum. Selten war er den Korridor so schnell entlanggeschritten wie heute. Er befürchtete, es könnte sich noch einmal die Tür zum großen Salon öffnen und er dadurch zurückgehalten werden. Die Baronin hörte das Knarren seiner Stiefeln und wunderte sich über den ungewohnten schnellen Gang ihres Mannes. Fast hörte es sich an, als wäre ihr Sohn anwesend.

Auch die Treppe hinab stieg der Major rascher als

sonst; erst als er sich auf der Straße befand, mäßigte er seine Schritte. An der nächsten Ecke blieb er stehen und überlegte, ob er eine Droschke benutzen solle, dann aber ging er weiter, mit der ernsten, nachdenklichen Miene eines Menschen, dessen Gedanken eine ganz bestimmte Richtung genommen haben, und der dem Straßenleben kein besonderes Interesse abgewinnen kann. Es war halb sieben Uhr, als er an der Klingel zu Hugos Wohnung zog. Jean öffnete.

„Guten Abend. Ist der Herr Baron zu Hause?"

„Jawohl. Wen darf ich, — — wollen der Herr — —."

„Melden Sie den Major von Heckenstett," fiel ihm der Freiherr sofort ins Wort.

Jean machte eine tiefe Verbeugung, ließ den Besuch an sich vorüber, bat ihn, in den blauen Salon zu treten, und entfernte sich eiligst. Unterwegs nannte er sich halblaut einen Esel, denn er ärgerte sich, den Major nicht gleich aus der Photographie, die er tagtäglich abstäubte, erkannt zu haben.

„Papa! Du, hier? Das ist aber eine Überraschung." Hugo sprang freudig erregt auf und eilte seinem Vater entgegen; erst als der Alte keine Miene zeigte, die ihm dargebotene Hand zu ergreifen, wurde er betroffen.

Sie befanden sich beide im Arbeitszimmer. Der Major stellte seinen Hut mit der Öffnung nach oben auf einen kleinen Tisch, streifte schweigend die Handschuhe von seinen Fingern, legte sie nach seiner Gewohnheit auf das Futter des Hutes, behielt seinen Stock in der Hand, nahm einen Stuhl und sagte: „Du wunderst dich. Du kannst dir wohl denken, daß es etwas ganz Außergewöhnliches sein muß, was mich herführt. Wir sind doch ganz ungestört?

Deine Frau kann doch nicht etwa —?" Er deutete mit der Hand nach der Seitentür. „Ich will mich nicht bei einer langen Vorrede aufhalten," fuhr er fort, nachdem er beruhigt worden war. „Wie das Verhältnis zwischen uns beiden augenblicklich liegt, kann von großer Zärtlichkeit nicht die Rede sein. Ich habe bis heute vergeblich auf die Genugtuung gewartet, die du mir versprochen hattest. Wie steht's damit, he?"

Er hatte sich nicht weit vom Schreibtisch gesetzt, auf dem die grünbeschirmte Lampe brannte, die diesen Teil des Zimmers erhellte und den Hintergrund in starkes Halbdunkel tauchte. Hugo war stehen geblieben, die Hände in den Taschen seines Jacketts, noch unschlüssig, wie er sich zu benehmen haben werde. Der Major, dessen Gesicht von einem grünlichen Schimmer bedeckt war, blickte seinen Sohn durchdringend an. Und als er keine Antwort bekam, fuhr er fort: „Nun, du schweigst ja ... Man schwört doch nicht, um den Schwur nicht zu halten ... Ich bitte dich, laß in diesem Augenblick jede Einwendungen, — sie prallen zwecklos an mir ab," fuhr er, lauter werdend, fort. „Lies diesen Brief von deinem Schwiegervater."

„Aber willst du nicht erst deinen Paletot —. Du wirst dich erkälten, wenn du wieder draußen bist."

„Laß nur, — ich werde mich nicht lange aufhalten." Der Major faßte in die linke Tasche seines Überrockes und überzeugte sich von dem Vorhandensein des Revolvers.

„Aber eine Zigarre darf ich dir doch anbieten?"

„Ich danke; ich mag jetzt nicht rauchen. Lies nur erst."

Drei Minuten etwa vergingen, ohne daß ein Wort gesprochen wurde. Man hörte nur das Knittern des Papiers in Hugos Händen, der sich über den Schreibtisch gebeugt

hatte und eifrig las. Der Major hatte beide Hände auf seinen Stock gestützt und beobachtete ihn aufmerksam und unbeweglich. „Nun, was sagt man dazu?“ begann er, als Hugo den Brief sinken ließ und sich in die Höhe reckte.

„Es ist einfach toll. Der Kerl ist verrückt geworden,“ erwiderte er dann gezwungen.

„Ich halte ihn für sehr vernünftig und obendrein berechnend,“ sagte der Major wieder. In demselben kalten, bestimmten Tone fuhr er fort: „Ist es wahr, daß du spielst und deine Frau hintergehst?“

„Eine Frage, lieber Papa: Bist du hierhergekommen, um mir ein Kapitel über Moral zu halten?“

„Erst die Antwort auf meine Frage.“ Der Major erhob sich so plötzlich und energisch, daß der Stuhl zurückschnellte.

„Ich gebe sie dir nicht, Papa. Was ich tue und lasse, dafür habe ich allein die Verantwortlichkeit zu tragen. Und ich werde es tun.“

„Du nimmst ja den Mund sehr voll. Aber, mein Herr Sohn, die Sache liegt hier wesentlich anders. Man hat mit alledem, was in diesem Briefe steht, dich gemeint und mich getroffen. Verstanden?!“

„Papa, du vergißt dich. Dämpfe wenigstens deine Stimme.“ Hugo war bleich geworden. Seine größte Furcht war, daß Marie etwas von diesem Gespräche vernehmen könnte. Und dann auch Jean, — er lungerte überall umher und spitzte, seitdem er bemerkt hatte, daß im Hause nicht alles richtig war, ganz bedenklich die Ohren.

Der Alte aber ließ sich nicht besänftigen. Die Leichtfertigkeit, mit der Hugo den Inhalt des Schreibens auffaßte, stimmte ihn rücksichtslos. „Fühle dich nicht unnötig gekränkt, es ist so,“ fuhr er fort und machte einige

Schritte. „Wer die Mitgift leichtsinnig vergeudet, betrügt seine Frau. Und wer sie obendrein hintergeht, verdient nicht mehr die Achtung eines respektablen Menschen.“

„Papa, jetzt ist's genug! Du befindest dich in meiner Wohnung!“

„Das berührt mich nicht,“ fuhr der Alte unbeirrt fort. „Es spricht nur für das, was ich dir soeben gesagt habe. Wer so handelt, wie du, von dem ist allerdings auch zu erwarten, daß er seinem Vater die Türe weist.“

„Papa, wenn du noch einen Funken Liebe zu mir hast, dann laß solche Reden.“

„Gut, gut. Ich will also annehmen, daß du besser bist, als ich glaube. Ich will mich schließlich auch nicht um deine privaten Verhältnisse bekümmern, aber höre mich jetzt gefälligst kurz und bündig an. Kurz und bündig, sage ich! Du trägst meinen Namen, — du wirst also wissen, was du ihm schuldig bist. Deine Mutter und ich haben dich groß gebracht, mit aller Liebe, die uns zu Gebote stand. Das eine, das wir dafür verlangen können, ist: daß du deine Eltern achtest und ehrst, und daß du nicht duldest, daß man sie unverdienterweise an den Pranger stelle. Der Tag ist gekommen, wo du zu vergelten hast. Du kannst nicht verlangen, daß wir unschuldig leiden.“

Er machte eine Pause, klopfte mit den Knöcheln der rechten Hand auf den Schreibtisch und fuhr mit erhobener Stimme fort: „Wenn ich bis morgen abend sechs Uhr nicht die schriftliche Abbitte Köppkes, die meine völlige Salvierung enthalten muß, in Händen habe, so nehme ich an, daß die Welt keinen Menschen namens Hugo von Heckenstett mehr besitzt . . . Hier ich werde dir die Sache leichter machen. Ein Ehrloser in meinen Augen, der diesen

Ausweg nicht begreift." Er hatte die Waffe aus der Tasche genommen und legte sie vor Hugo hin. „Es sind sechs Schüsse — in diesem Revolver, — falls einer fehlgehen sollte."

Seine Stimme klang nicht mehr so fest, wie vorhin, seine Hände zitterten, die ganze Gestalt schien unter dem Drucke zu leiden, der auf seiner Seele lastete; aber scheinbar ruhig, wandte er sich der Stelle zu, wo Hut und Handschuhe lagen, ergriff beides, sagte „Guten Abend" und schritt, ohne aufzusehen, der Tür zu. Sein Gang war schwer; das Geräusch der wenigen Schritte, die er zu machen hatte, unterbrach die Stille. Sonst kein Laut; nur von draußen schallte das Rollen eines Wagens herein.

Hugo stand regungslos mit angehaltenem Atem, den Blick auf den Lauf der Waffe gerichtet. Der helle Lichtschein spiegelte sich in dem blanken Stahl, so daß er, davon geblendet, die Augen ablenkte. Er befand sich in einem unheimlichen Taumel, der ihm das Blut stocken machte. Was er empfand, wußte er kaum; er hatte nur die unklare Vorstellung, etwas Fürchterliches gehört zu haben, von dem sein Leben abhing. Alles das wirkte auf ihn wie ein Schlag ins Gesicht, der den Menschen in einer Sekunde umwandelt und die brennende Hitze nach dem Kopfe treibt. Von allem, was er vernommen hatte, haftete nur das Wort „Ehrloser" in seinem Gedächtnis, ihm ins Gesicht geschleudert von einem Manne, den er liebte und verehrte, und an den er zuerst gedacht hatte, als er in Wohlstand gekommen war. Das Wort brauste und summte in seinen Ohren, wie der Nachhall eines nervenerschütternden Knalles. Er wollte etwas sagen, aber er fand die Worte nicht. Während dieser entsetzlichen

Minute hoffte er, daß plötzlich etwas vor sich gehen werde, was die Szene ungeschehen machen könnte, daß er wieder Leben und Bewegung bekomme, aber es geschah nichts. Dieselbe atembedrückende Stille; ein Druck auf die Türklinke, und dann abermals Ruhe.

Der Major wandte sich noch einmal um; er sah nur den Rücken seines Sohnes. Er zögerte, als wollte er noch etwas sagen, oder als wartete er auf eine letzte Äußerung vom Schreibtische her. Seine Gestalt erschien zusammengesunken, seine Bewegungen nicht mehr so sicher. Plötzlich entschloß er sich: er öffnete die Tür und machte sie lautlos hinter sich zu.

„Vater, nimm das Wort zurück! Oder bei Gott —!" Hugo hatte Bewegung und Sprache wiederbekommen. Seiner Sinne kaum mächtig, ergriff er den Revolver und blickte drohend um sich. Einige Augenblicke verharrte er in dieser Stellung; dann schritt er zur Türe und riß sie auf. Statt seines Vaters erblickte er Jean, der höflich fragte, ob er den „Herrn Major" zurückrufen solle.

Das brachte Hugo zur Vernunft. „Nein, nein, es ist nicht nötig," stammelte er und zog den Kopf zurück. Als er sich umwendete, zuckte er zusammen. Die Tür im Hintergrunde war weit geöffnet, und im hellerleuchteten Rahmen stand Marie.

„Nun, was willst du!" herrschte er sie an, ärgerlich über die Störung in seiner jetzigen Verfassung. Er hatte die Waffe gegen die Seite seines Leibes gedrückt.

„Entschuldige nur, bitte, aber mir war's, als ginge es hier sehr laut her, und als riefest du nach jemandem," gab sie zaghaft zurück, ohne sich von der Stelle zu rühren.

Er hatte die Waffe glücklich unauffällig auf den Rauch-

tisch gelegt und wandte sich ihr wieder zu. „Laut, laut! Was heißt laut! Hier war niemand laut!“ sagte er in demselben abweisenden Tone, ohne es zu wagen, sie anzusehen.

„Aber ich sehe dich so erregt. Ist dir etwas passiert? . . . Hast du etwas nicht in Ordnung gefunden?“ Mit keiner Miene verriet sie, daß sie, durch die laute Stimme des Majors angelockt, alles von Anfang an mit angehört hatte.

„Nein, nein. Ich sprach nur mit Jean. Ich danke dir für deine Teilnahme, aber du hast dich getäuscht . . . Warst du im Speisezimmer?“ fragte er dann nach einer Pause, indem er sich Mühe gab, gleichgültig zu erscheinen. Es fiel ihm plötzlich ein, daß sie gelauscht haben könnte.

„Ich trat zufällig hinein, weil ich dich rufen zu hören glaubte,“ erwiderte sie anscheinend ohne Erregung.

„So . . . Wie gesagt, du hast dich getäuscht.“ Eine Pause trat ein, während welcher er überlegte, ob er ihr den Brief, der noch immer auf dem Schreibtische lag, zu lesen geben sollte. Ehe er aber zu einem Schlusse kommen konnte, redete sie ihn aufs neue an.

„Wirst du heute zu Hause speisen? Oder gehst du noch fort?“

„Ja, — ich habe mich mit einem früheren Kameraden bei Siechen verabredet“, log er gefaßter geworden.

„Gehst du bald?“ fragte sie weiter, indem sie näher trat. Sie richtete den Blick auf den Schreibtisch und dann im Kreise umher.

„Du fragst doch sonst nicht danach . . . Ja, — um acht Uhr will ich dort sein. Willst du mich nicht allein lassen . . . ich habe noch rasch einen Brief zu schreiben.“ Er ging unruhig auf und ab, auf den Zeitpunkt wartend, wo sie gehen würde.

„Dann wird es aber Zeit. Es ist bereits ein Viertel nach Sieben", entgegnete sie, ohne auf seine letzte Einwendung zu achten.

„Du bist ja heute merkwürdig besorgt um mich. Fast scheint es, als wolltest du mich aus dem Hause haben." Er blieb stehen; zum ersten Male sah er sie prüfend an. Ihr ganzes Wesen kam ihm verändert vor. Seit der letzten heftigen Szene, die er mit ihr gehabt hatte, war sie ihm nicht so entgegenkommend erschienen, wie jetzt. Das überraschte ihn so sehr, daß er sich milder gestimmt fühlte. Trotzdem war er noch immer im Zweifel, ob sie es aufrichtig meine, oder die Unterhaltung nur begonnen habe, um ihn auszuforschen. Er kam nun auf den Gedanken, daß sie durch Jean erfahren haben könnte, wer hier gewesen war. Aber dieses Gespräch hatte doch das Gute, seine Erregung zu besänftigen und die Szene, die er soeben überstanden hatte, auf einige Zeit in den Hintergrund treten zu lassen. Zum ersten Male seit Monaten empfand er, daß die Nähe seiner Frau auch wohltuend sein könne. Er setzte sich auf das Ruhebett, lehnte den Kopf nach hinten über und streckte die Beine weit von sich. „Was sie heute nur hat?" dachte er bei sich. Er war nahe daran, ihr Benehmen für zudringlich zu erklären. Sein Gleichmut regte sich wieder, und er überlegte, ob es nicht besser wäre, sich eine Zigarre anzuzünden und schnell zu Dora zu eilen, als er plötzlich eine Hand auf seiner Schulter fühlte. Er wunderte sich selbst, daß er ruhig in seiner Lage verblieb und nicht die Neigung fühlte, jeder Zärtlichkeit zu entgehen. Marie hatte sich hinter seinem Rücken niedergelassen und versuchte, ihm ins Gesicht zu sehen.

„Hast du mir gar nichts zu sagen, Hugo, ehe du fortgehst?“ fragte sie mit einer Sanftmut, die ihm mehr auffiel, als alles andre.

„Ich wüßte nichts“, erwiderte er kurz.

„Besinne dich einmal recht sehr. Vielleicht fällt dir doch etwas ein, — etwas von großer Bedeutung für mich und dich ... Ich weiß, daß ich dir mit diesen Fragen lästig falle, aber ich habe dich noch niemals so gebeten.“

„Ich weiß wirklich nicht, was ich darauf antworten soll“, erwiderte er, ihr noch immer den Rücken kehrend. „Aber vielleicht hast du mir etwas zu sagen?“ platzte er hervor, ohne sich etwas Besonderes dabei zu denken.

„O ja, gewiß, — ich hätte dir heute so manches zu sagen. Ob es dich interessieren würde, weiß ich allerdings nicht.“

Überrascht blickte er sich um. Sie hatte die Augen niedergeschlagen. Sonst war ihr feiner Teint fast durchsichtig, heute zeigte sich eine leichte Röte auf ihren Wangen. Und je länger er sie anblickte, je mehr begann ihr Gesicht zu glühen. Ihr Atem ging rasch, eine große Erregung schien sich ihrer bemächtigt zu haben. Er hätte niemals geglaubt, daß sie so liebreizend aussehen könnte. „Seltsam,“ dachte er wieder bei sich, „wie ein Weib sich plötzlich verändern kann. Sie scheint dich doch außerordentlich zu lieben.“ Und sofort fiel ihm ein, daß Eheleute eigentlich sehr oft so gemütlich nebeneinandersitzen sollten, um sich gegenseitig die Sorgen zu verscheuchen und bei guter Stimmung zu bleiben.

„Dann, bitte, sprich es frei heraus“, sagte er endlich. „Ich komme mir heute wirklich etwas schwerfällig vor. Nun, — zehn Minuten habe ich noch Zeit.“ Er zog

seine Uhr; dann beschäftigte er sich mit der goldenen Kette und ließ sie durch die Finger gleiten.

„Wenn du mir dein Vertrauen schenkst — —." Sie sah, wie er den Kopf schüttelte, und fuhr rasch fort: „Ich will nicht in dich dringen. Nun, dann morgen, dann morgen."

„Wir wollen sehen ... Ich denke doch, — ich zünde mir noch eine an." Er wußte nicht recht, ob sie ihn oder sich selbst mit dem „morgen" meinte, erhob sich aber und schloß den Schrank an der Wand auf, in dem sich die Zigarren befanden. Während er ihr den Rücken wandte, machte sie eine rasche Bewegung, streckte den Arm aus, nahm den Revolver vom Rauchtisch und schob ihn unter das Ruhebett. Als er sich wieder umwendete, sah er sie in derselben Lage verharren wie zuvor.

„Ja, — morgen wird sich —", begann er wieder, während er sich dem Lampenzylinder näherte, um die Havanna anzurauchen; alles entscheiden, wollte er hinzufügen, besann sich aber und tat so, als erstickten die Worte beim Anrauchen. „Heute erlaubst du doch noch, daß ich ausgehen darf", fuhr er nach einer Weile spöttelnd fort.

„Gewiß, gewiß", fiel sie sofort ein. „Weshalb wirst du erst ironisch? Du weißt doch am besten, daß ich dich niemals in deiner Freiheit beschränke."

„Du bist heute von einer Freigebigkeit, die geradezu entzückend ist."

„Wie man's nimmt."

Diese Worte klangen so bescheiden, daß er sich zum zweiten Male überrascht nach ihr umwandte; sie lächelte wahrhaft bezaubernd. Er wurde wirklich aus ihr nicht klug. Plötzlich fiel sein Blick auf den Brief Köppkes, der

unter der Lampe lag; dadurch wurde der gute Eindruck dieser Unterhaltung bei ihm sofort verwischt. Sollte er ihr sagen, was vorgefallen war, sie in alles einweihen? Aber nein, nein, — das gäbe vielleicht nur dieselbe zwecklose Auseinandersetzung, die er bereits einmal mit ihr über diese Angelegenheit gehabt hatte. Und doch, — wenn er ganz vernünftig mit ihr spräche, ihre gute Stimmung benutzte . . . Das Leben war so schön, er so jung, und Genuß und Zerstreuung winkten von allen Seiten. Aber weshalb sich den Abend ganz und gar verderben! Morgen früh war ja noch immer Zeit. Und dann hatte er noch so manche Stunde, um zu stehen oder zu fallen. Er schwankte nicht mehr, faltete den Brief zusammen und steckte ihn ein. Er empfand Kopfschmerz und sehnte sich nach der frischen Luft.

„Nun, dann adieu. Sei nicht böse, wenn ich etwas später kommen sollte.“ Er reichte ihr die Hand.

Sie begleitete ihn bis an die Tür und sagte: „Hast du mir wirklich nichts zu sagen, Hugo? Sei aufrichtig. Denke doch daran, daß ich nun einmal deine Frau bin. Du siehst so ganz anders aus wie sonst.“

Die Weichheit ihres Tones machte einen großen Eindruck auf ihn; noch einmal kämpfte er mit sich. Dann erwiderte er etwas ärgerlich: „Aber ich begreife dich heute gar nicht ... Nichts, nichts! Laß mich nur jetzt ... Adieu.“

Fünf Minuten hatte sie allein gesessen und in das Licht der Lampe gestarrt, als sie sich erhob, behutsam den Revolver hervorholte und ihn, den Lauf vorsichtig nach unten haltend, auf einen Tisch in der Nähe legte. Dann klingelte sie. Jean erschien.

„Die Frau Baronin befehlen?“

„Jean, sehen Sie sich einmal das Ding dort an. Ist es geladen? Mein Mann kramte in seinem Schreibtisch, zeigte mir die Waffe und vergaß sie wieder fortzuschließen. Ich habe ordentlich Angst ... Sie verstehen doch damit umzugehen?"

„Das wäre ja noch schöner, wenn ich's nicht verstünde. Ich habe bei den Gardedragonern gestanden", erwiderte Jean, die letzten Worte sehr stark betonend. Dann machte er sich an die Untersuchung. „Huit — alle sechs geladen, gnädige Frau." Er zog die Augenbrauen in die Höhe, pfiff einige Augenblicke leise vor sich hin, wobei er den Revolver von allen Seiten prüfte, und fuhr fort: „Eine gefährliche Sache, wenn so'n Ding in unrechte Hände kommt. Es könnte schief gehen ... Der Herr Baron hat gewiß an Diebe gedacht, als er hier einzog. Übrigens sehr schön gearbeitet. Ein Geschenk an den gnädigen Herrn, wie es scheint." Keck geworden durch das ihm geschenkte Vertrauen, begann er die Inschrift auf dem geschmackvoll ziselierten Stahlrohr zu entziffern: „Dem — Major — Freiherrn von Heckenstett — —."

„Es ist gut, es ist gut. Seien Sie nicht so neugierig. Es ist ein Andenken von meinem Herrn Schwiegervater", unterbrach ihn Marie. „Nehmen Sie einmal die Patronen heraus ... Wie wird denn das überhaupt gemacht?" Sie zeigte sich sehr neugierig und trat näher heran.

„Das ist sehr leicht ... Wenn die Frau Baronin sich gefälligst überzeugen wollen ... So — — und so — — und so!"

Das Schnappen und Klappen tönte laut durch das Zimmer. Marie sah ihm aufmerksam auf die Finger und hörte seiner Erklärung gespannt zu. Es erschien ihr alles

sehr einfach. Dann lagen die ungeladene Waffe und die sechs Patronen nebeneinander.

„So, es ist gut. Sie können gehen ... Es kann nun wenigstens kein Unglück geschehen. Ich werde alles weglegen."

Kaum hatte Jean das Zimmer verlassen, so lud sie den Revolver schußgerecht mit zwei Patronen, während sie die übrigen in einem Fache verbarg. Es gelang ihr vortrefflich, als wäre sie darauf eingeübt. Sie wunderte sich selbst über den Mut, den sie entwickelte. Dann bedeckte sie die Waffe mit einigen Zeitungen und eilte nach hinten. Hier rief sie ihr Kammermädchen.

„Berta, — meinen Mantel und Hut. Schnell. Sei mir behilflich."

„Wollen die gnädige Frau noch ausgehen? ... Den seidenen? Die Kapotte ... Es ist kalt draußen?"

„Ja, ja, meinetwegen, — nur rasch ... Ich muß noch zu meinen Eltern ... Meine Boa auch. Und dann die Handschuhe, — die ersten besten ... Ich habe gar nicht gewußt, daß es schon so spät ist", fügte sie hinzu, als fühlte sie sich zu einer Entschuldigung für diese Hetzerei verpflichtet.

Binnen wenigen Minuten war sie eingemummt: sie zog sich die Handschuhe über. „Du kannst mir noch die offene Ledertasche geben. Du weißt schon ... Ich habe etwas zu besorgen. Ich kann sie bequem unter den Mantel nehmen."

„Hier, gnädige Frau. Soll eine Droschke besorgt werden?"

„Nein, — das nimmt zu viel Zeit. Ich werde schon ein finden ... Einen Augenblick, — daß ich's nicht vergesse." Sie stürmte mehr als sie ging wieder in das Arbeitszimmer ihres Mannes, schloß die Tür hinter sich, brachte den Revolver in der Tasche unter, raffte den

Mantel über die letztere fest zusammen und kehrte zurück, damit Berta sie bis zur Treppe begleiten könnte.

„Soll die gnädige Frau abgeholt werden? Und um welche Zeit?" fragte die Zofe im Korridor.

„Es ist nicht nötig. Ich werde mir Begleitung mitnehmen. Es wird nicht lange dauern." In aller Hast erteilte sie noch einige Befehle und ging dann.

„Nun, Fräulein Berta, was meinen Sie dazu?" sagte Jean nach fünf Minuten, als beide aufeinanderstießen. „Ich glaube, es gehen große Dinge vor."

„Bei Ihnen gehen immer große Dinge vor", erwiderte die Zofe kurz, da sie ihn nicht leiden konnte. „Sie scheinen das Gras wachsen zu hören."

„Kätzchen, Kätzchen, — haben Sie eine Ahnung! ... Man war doch nicht umsonst in Paris, wo die geladenen Revolver eine Rolle spielen."

„Geladene Revolver? Sie sind verrückt!"

„Und Sie haben falsche Zähne und dito Zopf ... Huit — das hat gesessen."

„Sie wissen doch, — das zieht nicht mehr. Sie können mich nicht beleidigen. Ich werde mich morgen bei der Gnädigen beschweren."

„Tun Sie es lieber nicht. Sie müßten sonst eingestehen, was falsch an Ihnen ist. Übrigens hat der Herr Baron hier auch noch etwas zu sagen. Also nicht schnurren, Kätzchen ... Witzig, was? Ja, man ist in Berlin geboren."

„Ja, — in den Rehbergen. Das merkt man."

„Ei, Sie kratzen? Man hat sich also wirklich geärgert, wie? Huit! Dann bin ich zufrieden."

„Ach, Sie —!!" Die Tür flog zu; Jean lachte laut hinter ihr her.

„Ich denke, man läßt sich jetzt das Abendbrot servieren; Zeit ist es“, dachte er dann, nachdem er die Lampe auf dem Arbeitstisch seines Herrn ausgelöscht hatte.

---

## XX.

„Fräulein Unzufrieden scheint jetzt den ganzen Tag hier zu liegen“, hieß es unten in der Küche bei Köppkes. Wilhelm wollte gerade zum Abendbrot in das Souterrain steigen, als er Marie ankommen sah. Da er großen Hunger hatte, polterte er schnell die Treppe hinunter, so daß das Klappern seiner Holzpantinen laut durch den Flur schallte.

Ei, die neugebackene Baronin! Sie hatte sich in der kurzen Zeit ihrer Ehe sehr verändert. Die Sache war jedenfalls nicht richtig. Das Gesinde war bald dahintergekommen. Das viele Ein- und Ausgehen der „Gnädigen“ mußte seine Bedeutung haben. Und dann die steten Zänkereien zwischen Vater und Mutter, der große Skandal am heutigen Nachmittag. Man dämpfte nicht einmal die Stimmen dabei. Übrigens machte der Alte auch gar kein Hehl aus seinem Hasse gegen „die da unten am Zoolog'schen“. Er und sein Neffe —: sie hielten dieselbe Stange, wenn es sich darum handelte, gegen das „gnädige Pack“ loszuziehen. Ja, selbst die Jüngste hatten sie bereits in dasselbe Fahrwasser gebracht. Sie stellte sich mit ihrem Bräutigam vor den Spiegel und äffte den „Herrn Leutnant auf Taille“ nach. Jahn hielt sich den Bauch vor Lachen und sagte dann: „Du kannst aber famos schauspielern.“

Ja, die Baronswirtschaft werde gewiß bald ein Ende

nehmen. Man war sowohl im Stall wie am Küchenherd fest davon überzeugt. Selbst die Zofe — die zweite war bei der Verheiratung Mariens entlassen worden — ließ sich herab, mit dem übrigen Gesinde derselben Ansicht zu sein. Sie hörte am meisten, wenn es „oben losging", und fühlte sich daher sehr geschmeichelt, wenn man sie um Auskunft darüber bat, wie die Sachen stünden. „Ja, wenn man wüßte —." Mit überlegener Miene und hochgezogenen Schultern ging sie aus der Küche und ließ nur gespannte Gesichter zurück. Sie war vorsichtig und hielt es unter ihrer Würde, „sich ganz und gar mit diesen Leuten einzulassen". So ähnlich hatte sie sich soeben ausgedrückt, nachdem sie einen Befehl Frau Köppkens überbracht hatte.

„Aus der wird ooch keen Mensch klug", sagte Guste, das Mädchen für alles, in der Küche, als die Tür sich geschlossen hatte. „Wenn die mir amende zum Narren halten will, kommt sie an die Unricht'ge. Wenn man wüßte", äffte sie nach. „Das soll nun so etwas heißen. Wenn man's eben weiß, dann braucht man keen' andern nich. Hier unten sind die Mauern dicke, da kann man nischt hören." Sie gab dem Schemel, der ihr im Wege stand, einen Stoß, daß er dem Kutscher bis vor die Beinsauste. „Willem, — Sie bringen aber wieder eenen Stalle jeruch mit 'rin, der eenem wirklich durch die Nase zieht."

„Nun fangen Sie noch mit mir an — ja!"

„Na, es is wahr. Treten Sie sich doch die Beene draußen ab, Sie scheuern doch die Küche nich. Hier, sehen Sie mal . . . Lassen Sie doch die Pantinen draußen und kommen Sie uff die Strümpe 'rin."

„Das wäre so was. Vielleicht noch 'n Ballett auf-

führen, was?" Der Kutscher lachte laut auf und setzte sich. „Nun sei'n Sie man gemütlich und geben Sie mir meine Stull'n. Dann werd' ich losziehen. Ich sehe schon, — hier muß allens nach Dalldorf."

„Sie können ja'n Anfang machen. Die Kutsche zum Hinfahren haben Sie ja ... Hier, nehmen Sie die Karbonade von jestern ... Aber wenn Sie wollen, können Sie hier bleiben. Ihre Bude ist ja doch nich jeheizt. Runter wird wohl niemand mehr kommen ... Hier haben Sie ooch Ihre Werdersche."

„Na, weshalb denn nicht gleich so! Immer erst den Mund verziehen! Ich denke, wenn man der Jahre fünf zusammen is, sollte man sich in Liebe verdragen."

„Hat sich was bei Ihnen mit de Liebe." Sie rasselte sehr laut mit den Ringen auf dem Herde, denn sie war sehr ärgerlich geworden. Eine Zeitlang — schon vor Jahren — hatte sie geglaubt, es werde sich ein ernstliches Verhältnis zwischen ihnen entspinnen, aber er hatte nur getändelt. Seitdem ließ sie ihn ihren Groll fühlen, wo es nur anging. Da sie ihn aber trotz alledem sehr gern hatte und äußerst gutmütig war, wurde sie bald besänftigt.

„Na, man hat doch auch ein Herz", erwiderte Wilhelm, während er die Stullen auseinandernahm und dieselben besah.

„Nu, was sehen Sie denn wieder. Is wohl zu dick jeschmiert, was? Ja, das is nun mal meine Schwäche. Sie 'n Herz? Aber eens von Gummi. Wenn man dran kloppt, fühlt man's nich."

Wilhelm verstand diese Anspielung und lachte vergnügt beim Kauen. „Na, na, Gustchen!"

„Ach was. Gustchen hin und Gustchen her! Werden

Sie doch zu Ihren Pferden zärtlich.“ Sie stellte sich mit dem Rücken gegen die Kochmaschine und begann ihn wohlgefällig zu betrachten.

Eine Weile wurden diese Plänkeleien fortgesetzt, dann kam Wilhelm plötzlich auf etwas andres zu sprechen.

„Wissen Sie schon, Juste, daß Theodor fortgeht? Nee, nee, es ist kein Spaß. Vorhin war er hinten und sagte ’s mir. Er wird wohl schon beim Sachenpacken sein ... Der Alte hat ihn mächtig angeblasen. Es ging beinahe bis ans Hauen.“

„Na, Willem, — da hört aber alles uff. Der leibliche Bruder der Frau ... Ist’s in der Christenheit möglich! Und er ist ’n studierter Mann und war Lehrer.“

„Ja. Er sollte noch bis zum Ersten bleiben, aber nun will er nicht. Es muß böse gewesen sein. Wenn der Alte ’nen Zacken kriegt, dann hat er ’n ordentlich. Der töppert los wie der polnische Reichstag. Und alles, seitdem die Heirat is. Früher war er gemütlich, wie ein Soldat nach’m Manöver.“

Guste geriet in große Erregung, die ihr vollsaftiges, rundes Gesicht noch röter machte. Dieser schwächliche, alte Mensch, der sich kaum aufrecht erhalten könne! Nun solle er hinaus, wo man sein bißchen Kraft wie eine Zitrone ausgepreßt habe. Und die andern im Hause wüßten sich vor lauter Millionen kaum zu retten. Lieber solle man doch den jungen, strammen Tagedieb, den Jahn, an die frische Luft setzen; sie würde ihm jedenfalls sehr gut bekommen. Sie werde Theodor aber ein ordentliches Paket zurechtmachen. Zu was habe man denn die Speisekammer voller Rauchwaren; der Schlüssel sei auch hier.

„Willem, Sie werden es ihm sagen, det ick’s ihm bringe.

Er soll sehen, daß Juste nich die Schlechteste is. Der liebe Gott wird alles mal rächen. Und es wird kommen, ehe Ostern und Pfingsten auf einen Tag fällt ... Acht Tage soll er davon leben können. Die halbe Flasche Wein, die da unten steht, kriegt er ooch mit."

„Guste, allen Respekt vor Ihnen. Das muß ein Blinder merken."

„Ich hab's Ihnen ja immer gesagt. Aber wer's nich in sich hat, der begreift's nich ... Willem, langen Sie mal det Papier da vor."

Während sie eilfertig alles hervorholte und zusammenpackte, was ihr nützlich erschien, freute er sich über die Beweglichkeit ihrer drallen Arme, über ihr Antlitz mit den glühenden Wangen und gelangte zu dem Schluß, daß sie im Grunde genommen keine schlechte Hausfrau abgeben würde. Und als er ihr beim Schnüren behilflich war, empfand er plötzlich den Drang, sie zu umfassen und zu küssen.

„Willem, lassen Sie diese Dummheiten. Wenn det jemand sieht. Mein Mund is nich für jeden."

„Ich will ihn ja auch allein haben."

„Ach, Sie! ... Wieviel Lohn haben Sie denn jetzt? ... Zieh'n Sie doch nich so. Die Würste sind doch nich von Pappe." Sie stieß ihn mit dem Ellbogen an und lachte ganz vergnügt. —

Theodor hatte wirklich den Entschluß gefaßt, keine Nacht mehr unter diesem Dache zuzubringen. Seit einer Stunde hatte er sich nicht sehen lassen. Um diese Zeit, wo die ganze Familie oben beim Abendessen saß, vermißte man ihn nicht; man wußte ja, daß er immer irgend etwas zu tun hatte. Und heute war ihm das besonders angenehm.

Weshalb die sieben Tage erst abwarten, um vielleicht noch größeren Demütigungen entgegenzugehen? Schon besser, er störte niemand und schlich in aller Stille zum Torweg hinaus.

Er saß in seinem kleinen, nach dem Hofe gelegenen Stübchen, das vom hinteren Flur den Eingang hatte, und packte seine Habseligkeiten in eine große Reisetasche. Vielleicht suchten sie ihn am andern Tage in allen Ecken, und seine Schwester am meisten. Schon recht, schon recht! Weshalb duldete sie das alles. Man mußte ja weder Augen noch Ohren besitzen, um diese Behandlung nicht zu sehen und nicht zu hören. Ein gewisser Ingrimm packte ihn bei dem Gedanken. Alles werde hier ohne seine Anwesenheit drunter und drüber gehen. „Ha, ha, ich möchte ihre Gesichter sehen", sprach er vor sich hin und lachte dann lautlos in sich hinein.

Auf der Kommode brannte ein Licht. Seine dünne Figur warf einen riesigen Schatten auf die gegenüberliegende Wand, die spitze Nase in abschreckender Länge zeigend. Er sah sich bedächtig um, langte einen Beutel hervor, trat dicht an die Kommode heran und begann Geld zu zählen. Es waren dreißig harte Taler, die er sich nach und nach gespart hatte. Das ging; damit konnte er sich schon in seinem Dorfe über die erste Zeit hinweghelfen. Dann würde mit der Zeit auch der Rat kommen. Die klimpernden Taler fesselten ihn ganz besonders. Wiederholt öffnete er den zahnlosen Mund zu einem stummen, grinsenhaften Lachen. Endlich war er fertig, würgte einen langen Schal um den Hals und über den Kragen des Paletots, der ihm bis über die Knie reichte, setzte die alte Sturmmütze auf, die er bei seinem Einzuge hier getragen hatte, und zog die gestrickten Fausthandschuhe an.

Einen Augenblick besann er sich, ob er das Licht verlöschen sollte. Aber nein, er wird es brennen lassen. Das wird sie irreführen; sie werden glauben, daß er hier drinnen sitze, werden klopfen, nach ihm rufen und dann die Bescherung sehen. Mit wahrhaft kindischer Freude über diesen Einfall erhob er die Reisetasche vom Boden, warf sie über die Schulter und griff zum Stock. Schon die Klinke in der Hand, zögerte er noch. Er dachte über etwas nach, was ihn hier drinnen fortwährend beschäftigt hatte: er wollte nicht fortgehen, ohne Jahn vorher noch einmal gesprochen zu haben. Ei, das würde dann hier einen Katzentanz geben! Heute abend noch —, vielleicht während der ganzen Nacht. Und warum auch nicht? Die Gerechtigkeit erfordere es. Hatte er noch Rücksicht zu nehmen, nachdem er in diesem Hause wie ein Sklave behandelt worden war? Vielleicht begegnete er ihm, dann hatte das Schicksal es gewollt; wenn nicht, dann konnte er ihm ja schreiben. Nun aber hinaus, ehe man da oben fertig wird.

Behutsam öffnete er die Tür und schloß sie ebenso leise hinter sich. Mit gesenktem Kopfe, gekrümmt unter seiner Last, schritt er am Geländer entlang bis zur Glastür, von wo aus die Steinstufen hinunterführten. Plötzlich schreckte er zusammen. Marie kam soeben die Treppe herauf. In der hellen Beleuchtung erkannten sich beide sofort.

„Guten Abend, Onkel. Wohin willst du denn? Eine Reise machen?“ Erstaunt blickte sie auf ihn. Ehe er sich zu fassen vermochte, fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort: „Es ist gut, daß ich dich zuerst treffe. Ich habe mit dir allein zu reden. Aber es muß schnell geschehen. Es ist unten alles dunkel, also hinein.“

Theodor hatte den Schlüssel noch in der Tasche; er war

so überrascht, daß er vergaß, was er vorhatte, sofort aufschloß und, noch immer die Reisetasche auf dem Rücken, willig folgte. Im Salon zündete er eine Gasflamme an. Dann saßen sie sich gegenüber. Sie erkundigte sich, wer alles zu Hause sei, und atmete auf, als sie auch ihren Vater nennen hörte.

„Weißt du, daß der Major heute einen Brief bekommen hat? Du hast ihn doch schreiben müssen — wie gewöhnlich?“ Theodor nickte mehrmals hintereinander. Dann begann sie hastig zu fragen und zu forschen. Und als der Alte ihre ungeheuchelte Entrüstung bemerkte, begann er den Inhalt des Schreibens fast wörtlich wiederzugeben. Seinem Gedächtnis war jedes Wort von Bedeutung, jede spitzfindige Bemerkung eingeprägt. Mit tiefgebeugtem Oberkörper, die rechte Hand wie einen beweglichen Hammer auf und ab gehen lassend, brachte er alles mit zischender Stimme hervor. Es war ihm eine Genugtuung, endlich jemanden gefunden zu haben, dem gegenüber er sich entlasten konnte.

„Was meinst du dazu? Das ist doch stark, he? Der Herr Major, — so ein Ehrenmann. Er ist doch dein Schwiegervater. Und weil ich den Brief nicht besorgen wollte, deshalb gehe ich eben und verlasse das Haus.“

„Spät am Abend, und bei diesem Wetter?“

Theodor nickte und starrte vor sich hin.

„Aber du hast doch keine Menschenseele außer uns. Du würdest bald zugrunde gehen.“

Theodor schüttelte mit dem Kopfe; es müsse sein, er habe zu viel zu ertragen. Und nun erzählte er von dem Auftritt am Nachmittag. „Ein Lump, wer das sich bieten läßt! Sein Brot erbetteln, — es ist besser. Nur nicht bei Verwandten geduldet werden.“

Diese Worte und noch mehr sein Anblick erschütterten sie tief. Sie konnte nicht länger sitzen; unruhig ging sie vor ihm auf und ab. „Nein, nein, du wirst nicht gehen. Es wäre ja Wahnsinn", sagte sie dann. „Man hat dir himmelschreiendes Unrecht getan. Ich war früher auch oft unartig gegen dich, aber ich bitte dich jetzt tausendmal um Verzeihung. Wenn man Tollheiten im Kopfe hat, weiß man nicht, was man tut." Sie trat auf ihn zu, streichelte seine Wangen und sagte: „Onkel, ich bitte dich recht sehr, zu bleiben. Ich schwöre dir, es soll anders werden. Und wenn nicht, dann werde ich für dich sorgen. Du sollst deine alten Tage in Ruhe und Frieden beschließen ... Aber nicht doch, tue das nicht."

Er hatte mit beiden Händen ihre Rechte ergriffen, deren Handschuh abgestreift war, und küßte sie heiß und inbrünstig. Eine große Träne rollte über die magere Wange. „Gut, so gut!" lallte er wie ein Kind. Dann mußte er ihr das feste Versprechen geben, das Gepäck wieder auf seine Stube zu bringen und so zu tun, als wäre nichts vorgefallen.

„Lege deine Garderobe ab, und dann komm nach oben. In zehn Minuten etwa. Du hast den einen Brief geschrieben, du sollst auch den andern schreiben. Es muß geschehen. Deshalb bin ich hergekommen."

Er war bereits an der Tür, als er sich wieder umdrehte. „Ich sehe schon, daß du etwas Großes vorhast", sagte er. „Ich will nicht wissen, was, aber wenn du mich gegen deinen Vater brauchst, dann nur ein Wort."

Sie nickte zerstreut, ohne im Augenblick viel auf diese Worte zu geben. Theodor ging. Sie nahm die Tasche, die sie auf den Tisch gelegt hatte, drehte das Gas aus

und folgte. Langsam stieg sie die Treppe hinauf, mit derselben Ruhe und Fassung, die sie auf dem ganzen Wege nach hier nicht verlassen hatten. Noch als sie draußen war, hörte sie, daß es drinnen sehr laut herging.

„Ei, da bist du ja schon wieder", sagte Köppke, als sie eingetreten war. Alle saßen am großen Tisch gemütlich zusammen und befanden sich noch beim Essen; die Eltern auf dem Sofa, und Fritz und Anna ihnen gegenüber. Jahn hatte sein unausstehliches Lächeln bereit, das er aber durch ein tiefes Neigen des Kopfes zu verstecken wußte. Die Jüngste blickte neugierig auf ihre Schwester, nickte nur und aß ruhig weiter. Sie hielt es nicht für nötig, sich nochmals zu freuen, nachdem sie vor wenigen Stunden erst diese geschwisterliche Pflicht erfüllt hatte.

Henriette aber erhob sich sofort. „Nun, — ist was passiert?"

„Entschuldigt nur, daß ich noch so spät störe", sagte Marie. „Aber es ist eine dringende Angelegenheit, die mich herführte ... Papa, ich möchte dich auf einige Augenblicke allein sprechen."

„Kann ich nicht dabei sein?" fiel Henriette sofort ein. Der unheimliche Ernst ihrer Tochter steigerte noch ihre Überraschung. Alle blickten jetzt neugierig auf Marie.

„Wie du willst, Mama", erwiderte Marie.

„Na, denn man zu", sagte Köppke, stand schwerfällig auf und reckte sich. „Bleibe nur ruhig hier", fügte er, zu seiner Frau gewendet, hinzu.

Henriette erklärte aber, dabei sein zu wollen. Das bestimmte Auftreten Mariens hatte sie erschreckt gemacht, so daß sie keine Minute hier hinten hätte ruhig sitzen können. Alle drei begaben sich nach vorn in Köppkes Arbeitszimmer, das erleuchtet war.

„Nun, was hast du mir zu sagen?“ fragte er und stellte sich herausfordernd vor Marie hin. Er wollte spöttisch hinzufügen, ob man kein Geld mehr habe, besann sich aber. Er war nicht besonders aufgelegt zum Witzeln, da er sehr viel gegessen hatte. „Nimm nur Platz.“ Er machte eine Handbewegung und setzte sich dann.

„Ich danke, ich kann auch stehen.“

„Nun, wie's dir paßt.“

„Papa, höre mich an. Und auch du, Mama. Ich bin eure Tochter, ihr werdet also Gefühl für mich haben, — müßt es haben! Auch du, Papa, trotzdem du schon seit Wochen so tust, als wäre dir mein Schicksal völlig gleichgültig. Ich will nicht viel Worte machen, denn es handelt sich für mich um Tod und Leben . . . Papa, du hast den alten Major auf das schändlichste beschimpft und beleidigt, hast ihn schriftlich einen Schwindler und Betrüger genannt, der seine Uniform dazu benutzt habe, um dir Geld für seinen Sohn abzulocken.“

„Ist nicht möglich!“ fiel Henriette ein, die nicht weit von ihrem Manne saß.

„Du hast ihm den Vorwurf gemacht, er wolle auf seine eigene Tasche spekulieren“, fuhr Marie in derselben atembeklemmenden Erregung fort. „Ja, du hast sogar von Bauernfänger gesprochen. Mach keine Ausreden, Papa, — es ist wahr! Ich weiß alles. Vor einer Stunde war der Major bei uns und verlangte Genugtuung . . . Es passiert etwas Fürchterliches, wenn er sie nicht bekommt. Und er soll sie haben, — muß sie haben! Es ist deine Pflicht als anständiger Mann, sie ihm zu geben. Du wirst Abbitte leisten. Und zwar in meiner Gegenwart wirst du den Brief schreiben.“

„Sage mal, — du bist wohl verrückt geworden. Wenn du weiter nichts wolltest, hättest du zu Hause bleiben können." Auf diese Enthüllung war er nicht vorbereitet gewesen; er heuchelte aber Gleichmut. Da ihm jedoch die Situation unangenehm war, so erhob er sich und schritt der Tür zu. „Gute Nacht. Unterhalte dich mit deiner Mutter."

„Papa, gehe nicht so fort!" Sie stand am Sofatisch, hatte den Schleier zurückgeschlagen und stützte sich mit der linken Hand auf die Platte. Die Brust arbeitete heftig, das Gesicht war bleich. Ihre ganze Gestalt erzitterte unter dem Ausbruch ihrer Leidenschaft. Mit groß aufgerissenen Augen, den Mund halb geöffnet, heftig nach Atem ringend, blickte sie ihm nach. „Papa, bleibe hier! Ich beschwöre dich!"

„Mein Gott, ich begreife das alles noch nicht," fiel Henriette ein, die sich ebenfalls erhoben hatte und wie ratlos dastand. „So höre doch weiter," wandte sie sich dann an ihren Mann.

„Ja, was denn noch?" Köppke drehte sich wieder um und blickte, die Hände in den Hosentaschen, mit spöttischem Gesichtsausdruck auf seine Tochter.

„Papa, ich wiederhole nochmals: Es gibt ein Unglück. Erfülle meinen Wunsch!"

„Ach, Dummheit. Laß doch diese albernen Drohungen. Was ich getan habe, werde ich verantworten. Es ist so, wie ich geschrieben."

„Nein, es ist nicht so. Begreifst du denn gar nicht, was das heißt, die Ehre eines völlig unschuldigen Menschen in den Staub zu ziehen, sie mit Schmutz zu bewerfen und ihn wie einen Verbrecher zu entwürdigen? Wir alle haben diese Heirat gewünscht, und du bist derjenige gewesen, der

meinem Manne zuerst dieses Haus geöffnet hat. Der Major kam hierher im Vertrauen auf deine Diskretion. Das Glück seines Sohnes lag ihm am Herzen, wie euch das meinige. Er hatte nur seine Vaterpflicht erfüllt. Ich weiß am besten, daß ihm jeder Vorteil fernlag. Mein Mann wollte ihm hunderttausend Mark schenken, aber er wies sie entrüstet von sich."

„Ja, das ist wahr," fiel Henriette wieder ein.

Köppke blickte groß auf; sein Blick ging prüfend von der Mutter zur Tochter. Wollte man ihn fangen, um ihm einen Beweis für die Ehrlichkeit seines Feindes zu geben? Sein Mißtrauen behielt die Oberhand.

„Ei, das ist ja recht feierlich," sagte er dann und kniff die Augen listig zusammen. „Also hunderttausend Mark wollte er verschenken, und der Alte hat sie nicht genommen! ... Wer's glaubt, wird selig." Langsam stieg die Wut in ihm auf. „Und solchen Leuten wird noch beigestanden. Hahaha. Du hast ja das Lügen gut gelernt. Immer den Vorteil der andern."

Marie stieß einen leisen Schrei aus. „Papa, ich bin deine leibliche Tochter, aber mache mich nicht vergessen, daß ich's bin."

„Nun, was soll das! Willst du in meinem eigenen Hause aufsässig werden, wie?" schrie er laut. Rot im Gesicht, wollte er auf sie zu, aber Henriette trat dazwischen.

Marie konnte sich kaum noch beherrschen. „Laß ihn nur die Hand gegen mich erheben, Mama, wie er es heute nachmittag gegen deinen alten Bruder getan hat. Ich werde mich nicht wehren, denn ich habe das vierte Gebot gelernt."

Köppke lachte laut auf. „Das vierte Gebot, das vierte

Gebot! Hast du es geübt, als du dich vor mir an jenem Abend verleugnen ließest? Eine Bedientenseele habt ihr bestochen, um mich los zu werden. Und so was setzt sich noch aufs hohe Pferd."

„Ich habe dir schon einmal gesagt, daß ich unschuldig daran bin."

„Dann sage dem noblen Herrn Baron, — er soll kommen und Abbitte leisten."

„Er wird dich nachträglich noch um Verzeihung bitten, er soll es. Ich verspreche es dir. Aber dafür kann doch sein Vater nicht, daß er dich gekränkt hat!" Plötzlich änderte sich ihre Stimmung. Sie legte die Tasche, die sie während der ganzen Zeit unter dem Mantel verborgen gehalten hatte, auf den nächststehenden Fauteuil, eilte auf ihren Vater zu, umschlang ihn und ließ sich langsam zu seinen Füßen gleiten. „Papa, ich bitte dich aus tiefstem Herzen, nimm alles zurück. Du weißt nicht, was du mir dadurch tun würdest. Wenn es nicht geschähe, ich müßte mich schämen, jemals vor die Augen meines Schwiegervaters zu treten. Aber es würde noch Schlimmeres kommen. Ich kann dir nicht sagen, was vorgefallen ist . . . Tue es doch!" Mit feuchten Augen blickte sie empor. Mehrmals wiederholte sie ihre Bitte. Er wurde nicht gerührt; nur eine Bewegung seines Kopfes verriet, daß er schwankte.

„Aber so laß dich doch nicht so lange bitten. Das sollte ein Mensch mit ansehen! Du bist ja der reine Rabenvater," brauste Henriette auf. Sie beugte sich über ihre Tochter und versuchte sie sanft emporzuheben. Köppke wandte sich unwillig seiner Frau zu. Schlug sie wieder den früheren Ton an, wollte sie die alte Herrschaft wieder

erringen? Das wäre ja noch schöner! Sein Entschluß war gefaßt.

„Es tut mir leid, aber ich kann dir in dieser Beziehung nicht dienen. Steh nur auf," sagte er mit seiner alten Starrheit und machte einge Schritte zur Seite.

Eine halbe Minute lag Marie wie gebrochen auf derselben Stelle, dann erhob sie sich, unterstützt von ihrer Mutter. Im Augenblick wußte sie kaum, was vorgegangen war. Eine Weile herrschte Schweigen. Dann brach die Empörung in ihr los. Mit einem Satz war sie am Tisch und ergriff die Tasche, so daß Henriette erst der Meinung war, sie wolle gehen.

„Ist das dein letztes Wort, Papa?!" Ihre Züge waren verzerrt, so daß sie älter aussah. Stoßweise ging ihr Atem; unheimliches Feuer brannte in ihren Augen. Henriette starrte sie wie eine Fremde an.

„Du hast's gehört." Er wagte nicht, sie anzusehen.

Sie rang kurze Zeit nach Atem, dann preßte sie in abgebrochenen Sätzen hervor: „Nun gut. Dann treibst du mich zum Äußersten ... Ich habe zu deinen Füßen gelegen, und du hast dich von mir gewandt ... Die Schuhe hätte ich dir geküßt, wenn du meinen Wunsch erfüllt hättest. In dieser Minute sehe ich ein, daß ich einen geldgierigen Schacherer zum Vater habe, aber keinen Menschen, der fühlt, wie andere Menschen fühlen, der noch andere Dinge kennt, als die gemeine, ganz gewöhnliche Spekulation. Jetzt sehe ich auch ein, daß mein Mann damals das richtige Gefühl hatte, als er dich nicht für würdig hielt, unter gebildeten und wohlerzogenen Leuten zu erscheinen."

„Aber Kind, höre auf!" warf Henriette laut ein, als

sie den fürchterlichen Blick ihres Mannes sah. Fahl vor Wut mit geballten Fäusten stand er da.

„Laß sie nur . . . Weiter, nur weiter!" sagte er mit der haßerfüllten Stimme eines Menschen, der die nächste Sekunde abwartet, um sich auf seinen Gegner zu stürzen.

„Du warst es, der sich zuerst an Hugo herangedrängt hat. Du wurdest sogar aufdringlich, trotzdem man dir aus dem Wege ging."

„Frauenzimmer, hör auf!"

Henriette trat mit ausgebreiteten Armen zwischen beide.

„Ich liebe meinen Mann, und würde ich ihn verlieren, so wäre ich unglücklich zeit meines Lebens," fuhr Marie unbeirrt fort. „Er ist leichtsinnig, aber nicht schlecht. Und morgen schon soll zwischen uns beiden ein ganz andres Verhältnis eintreten, wenn du meinen Wunsch erfüllst. Ich bin hierhergekommen, um mein Glück zu retten. Das dürfte dir genügen. Ich verlange nur von dir, was gerecht und menschlich ist. Also nochmals, willst du —?"

„Genug jetzt. Dort ist die Tür."

„Papa, nochmals — —. Ich töte mich vor deinen eigenen Augen. Sieh her." Sie hatte den Revolver hervorgezogen und schritt rückwärts bis zur äußersten Ecke des Zimmers.

Henriette schrie auf. Vor Schreck fassungslos, vermochte sie sich nicht von der Stelle zu rühren.

„So nimm ihr doch das Dings weg," sagte Köppke, der vor Überraschung starr war. Das hatte er nicht erwartet.

„Papa, — ich töte auch mein Kind. Nun weißt du das letzte."

„Wa — as . . . Dein Kind? Meine Tochter, nicht

doch! Nimm Vernunft an," bat Henriette mit weinerlicher Stimme. Mit vom Körper gestreckten Händen, als wollte sie beschwichtigen, mit bittendem Gesichtsausdruck bewegte sie sich der Ecke zu. Bei diesem Anblick verlor Marie die Kräfte. Langsam ließ sie die Waffe sinken, schlaff hingen beide Arme an ihrem Körper. Ihre Mutter umfaßte sie, entrang ihr den Revolver und ließ sie auf das Sofa nieder. Köppke stand noch immer unbeweglich auf derselben Stelle. Der kalte Schweiß war ihm auf die Stirn getreten.

Bereits mehrmals hatte es ziemlich laut an der Tür geklopft, die nach dem Korridor führte. Jetzt endlich geriet Köppke in Bewegung und öffnete. Theodor erschien.

„Nun, was willst du denn hier?" Eine gewisse Veränderung an seinem Schwager fiel ihm sofort auf. Theodor sah weder schüchtern aus, noch zeigte er jene untertänige Haltung, die Köppke so oft zum Spott herausgefordert hatte. Seine Miene war völlig gleichgültig. Mit Anstrengung in die Höhe gereckt, und ohne vor dem Hausherrn einen Zoll auszuweichen, schritt er auf das große Zeichenbrett am Fenster zu, das ihm als Pult diente. Hier langte er nach der Lampe, rückte sie heran, nahm Glocke und Zylinder ab und sah sich nach dem Streichholzständer um. Währenddessen erwiderte er ruhig:

„Ich soll doch wohl die Abbitte an den Major schreiben. Marie sagte es mir unten schon."

Köppke hatte jede seiner Bewegungen schweigend und mit Verwunderung verfolgt. Empörte sich denn heute alles gegen ihn, hatte selbst diese wankende Ruine noch den Mut gefunden, ihn zum Narren zu haben? Sein Ingrimm wurde noch gesteigert, als Theodor anscheinend ganz harmlos fragte:

„Soll ich den Brief aufsetzen, Schwager?"

„Du hast wohl gehorcht draußen, was?" Er vermochte nur mit Mühe an sich zu halten.

„Ja, ich habe eine Weile draußen gestanden. Man hörte es ja schon auf der Treppe," erwiderte Theodor ebenso ruhig wie vorher. Plötzlich drehte er sich um und fuhr fort: „Ich will dir etwas sagen, Schwager: Ich bitte mir jetzt mehr Respekt aus. Sonst —"

Köppke unterbrach ihn mit einem lauten Lachen. „Sonst — sonst —," machte er ihm gedehnt nach. „Ich bin doch neugierig, was dieser Herr Sonst zum Vorschein bringen wird."

Mutter und Tochter erhoben sich zu gleicher Zeit; sie befürchteten, daß die Szene vom Nachmittag sich wiederholen könnte. „Aber ich bitte mir aus, daß du meinen Bruder anständig behandelst," warf Henriette ein. „Dieses ewige Schikanieren soll ein Ende haben."

Auch Marie drängte sich vor und machte einige Bemerkungen — zugunsten des Onkels. Ihre Aufregung hatte sich gelegt; willenlos, wie sie jetzt war, vermochte sie den ganzen Vorgang von vorhin nicht zu begreifen. Die Erinnerung an ihren letzten Ausruf machte immer aufs neue ihr Gesicht erglühen. Vor ihr auf dem Tische lag der Revolver. Es erfaßte sie wie ein Fieberschauer, wenn sie ihren Blick auf ihn richtete und daran dachte, was für eine Tat sie hatte begehen wollen.

Zum Erstaunen aller schritt Theodor langsam zu beiden Türen, öffnete sie, blickte hinaus, schloß sie wieder und kehrte mit derselben Bedächtigkeit auf seinen Platz zurück. Hier stellte er sich mit dem Rücken gegen den Tisch, so daß er alle drei vor Augen hatte, und sagte: „Sonst,

Herr Schwager — — Aber ich weiß ja nicht, ob ich's sagen darf. Deine Frau und Tochter sind ja hier."

Köppke war neugierig geworden, so daß er sich nicht vom Flecke rührte; er blickte aber gespannt auf den Alten. Sein einziger Gedanke war, daß Theodor nicht recht bei Verstande sei. Trotzdem hielt er förmlich den Atem an.

„Sprich es nur frei heraus. Ich will es auch hören," fiel Henriette ein.

„Nun denn in Gottes Namen," begann Theodor. „. . . Ich will, Herr Schwager, daß du wieder vernünftig wirst und deiner Frau und deinen Kindern alles zu Liebe tust. Sonst werde ich Fritz von hinten holen . . . Weißt du noch, Herr Schwager, was du damals, vor drei Jahren, dem alten Kraatz erzähltest, als ihr unten beim Weine saßet —: daß deiner Schwester Johanna eigentlich die Hälfte deines Vermögens gebührte? Ich stand dabei und hörte alles. Kraatz hat es mir später auch erzählt. Du mußtest deinem Vater auf dem Sterbebette das Wort geben, den Schaden wieder gutzumachen . . . Kraatz will es beschwören, und ich kann es auch. Ich habe bis heute geschwiegen, nun aber verdienst du's, daß man's dir sagt . . . Als du die beiden da hinten verlobtest, schnappte ich unten auch noch was auf . . . wie Fritz dich danach fragte. Ich sagte mir sofort, daß er einen Verdacht mit sich herumtrage . . . Und wenn ich jetzt nach hinten ginge, ihn holte, ihm alles das erzählte, dann könntest du einmal sehen, wie ein Haus zittert. Ich glaube, du hättest ihn um Gnade zu betteln. Mit der Gemütlichkeit wäre es zu Ende . . . Das Schlimmste aber wäre, er würde es heute noch hinausposaunen auf die Straßen . . . Schwager, denke an dein Gewissen und sieh die dort an, die Fleisch von

deinem Fleisch und Blut von deinem Blut ist ... Verheirate den da hinten, gib ihm eine anständige Mitgift, und tue später das übrige. Dann wird er zufrieden sein. Erbschaftsstreitigkeiten sind keine Kleinigkeiten, die ziehen sich in die Länge. Wir dreie hier werden stumm sein wie die Fische. Aber fordere uns nicht heraus. Nochmals, Schwager, — werde vernünftig. Das Alter hast du ... Und nun kann ich wohl auch den Brief beginnen?" Er setzte sich, holte seine Brille hervor und begann die Gläser zu putzen.

Köppke hatte schweigend zugehört. Sein Erstaunen verwandelte sich allmählich in eine gewisse Beschämung, gegen die er vergeblich ankämpfte. Das war das letzte, was er erwartet hatte! Während einiger Minuten überlegte er, ob er alles bestreiten solle. Die schlimmen Eigenschaften erwachten in ihm; ein letzter wuterfüllter Blick streifte Theodor, dann zog er sein Taschentuch hervor, schneuzte sich und ging nach dem Hintergrund des Zimmers.

„Nun, wenn du's weißt, dann ist's ja gut," sagte er gelassen. „Ich habe 's ja immer gesagt, daß du deine Nase in alle Dinge steckst. Wir haben ja alle unsere Fehler ... Aber geh doch, geh doch, — meinetwegen sage 's ihm! Nimm die andern beiden als Zeugen mit. Laß dir 'n Trinkgeld dafür geben. Vielleicht kommst du dann zu ihm ins Haus."

Den übrigen abgewendet und fortwährend mit dem Taschentuch sich beschäftigend, höhnte er eine Weile weiter; aber er war merkwürdig kleinlaut geworden. Seine Stimme klang gedämpft, kraftlos, als könnte er sich zu keiner Anstrengung der Lunge mehr emporschwingen. Die Erinnerung an die dunkelste Tat seines Lebens hatte sein Gewissen

wachgerufen. Wie betäubt stand er da, im Banne des ihm schrecklichen Gedankens, sein Neffe könnte alles mit angehört haben, plötzlich hereingestürmt kommen und ihn zu Boden schmettern. Dieser gesunde, kräftige Junge, der stets auf seiner Seite stand und ihm Dankbarkeit entgegenbrachte!

„Ich habe es ja nur gut gemeint — mit euch allen," begann er nach einer Pause aufs neue. „Aber man hat mich an die Nieren gepackt, und da habe ich mal Nee gesagt. Totschießen wollen vor des Vaters Augen ist auch keine Kleinigkeit. Nee, gewiß nich. Erst reizen und nachher sagen, er hat schuld gehabt! Wenn's Malheur mal da war! . . . Aber es kann ja noch alles gut werden. Andre sollten ooch vernünftig sein. Hm, ja!"

Noch immer kehrte er ihnen den Rücken zu, gedemütigt von dem unerwarteten Schlage. Am meisten fürchtete er sich, seiner Frau ins Auge zu sehen. In diesem Augenblick fühlte er, daß es mit seinem Herrschertum zu Ende ging. Er hätte auflachen mögen, aber er fand den früheren Hochmut nicht mehr. Nun hatte sie etwas, was sie ihm tagtäglich vor Augen halten konnte. Und wahrhaftig, da kam sie schon angerauscht!

„Sei vernünftig, Hans," hörte er hinter sich sagen. „Was hier gesprochen wurde, bleibt unter uns . . . Morgen sprechen wir weiter." Er glaubte schon jetzt den Triumph aus ihren Worten zu hören. Er stand noch immer auf demselben Fleck. Plötzlich fühlte er seinen Hals umschlungen.

„Papa!" Er wehrte sich nicht, als Marie ihn herzhaft küßte, streckte auch nicht die Hand aus, um sie an sich zu ziehen.

„Es ist gut, es ist gut," war alles, was er sagte. Ohne

sich umzudrehen, schritt er der Tür zu und verschwand in seinem Schlafzimmer.

Theodor schrieb bereits eifrig und ließ sich auch nicht stören, als Mutter und Tochter sein Verhalten lobten. Lautlos lachte er vor sich hin. Ja, er, der alte, vielgeplagte Schulmeister von Anno damals! Jetzt erst wußte man, was man an ihm hatte ... Ei, Herr Major, Sie sollen Augen machen! Angetrieben von diesem Gedanken, ließ er die Feder schneller als gewöhnlich über das Papier gleiten. Marie wollte den Brief mitnehmen; Wilhelm sollte sie nach Hause fahren. Einstweilen ging sie mit Henrietten nach hinten. Als sie vom Korridor aus ins Zimmer traten, fanden sie Fritz und Anna bereits beim Domino. Sie bauten so vergnügt ihre Steine, als gäbe es für sie nichts Wichtigeres auf der Welt. Was gingen sie auch die andern an!

Nach einer halben Stunde saß Theodor in seiner Stube, als es plötzlich klopfte, die Tür geöffnet wurde und Guste mit einem Paket hereintrat. Sie wunderte sich sehr, ihn wie gewöhnlich in seinem Hausrocke vorzufinden. „Nun, noch nich fort, Herr Theodor? Hier, — det nehmen Sie mit uff die Reise."

Er lachte und öffnete dabei den Mund so weit, daß man sämtliche Zahnlücken sehen konnte. „Wer hat Ihnen denn den Bären aufgebunden?" Er wandte ihr den Rücken und beschäftigte sich mit seiner Schnupftabaksdose.

„Also nich. Dann hat der Esel mich belogen. Er soll nur kommen! Gute Nacht." Voller Entrüstung ging sie hinaus und schloß unsanft die Türe.

---

## XXI.

Hugo ging der Potsdamer Straße zu. Sonst konnte er nicht schnell genug an sein Ziel gelangen, heute fühlte er das Bedürfnis, langsam nach dem belebteren Teil des Viertels zu schlendern.

Es war ein dunkler Winterabend mit feuchtem Niederschlag, der sich wie aufgelöstes Eis fühlbar machte. Kalte Nebelwolken zogen durch die Straßen, umhüllten die Laternen und ließen die Flammen röter als gewöhnlich erscheinen. Der Boden war aufgelöst und wich unter den Füßen. Das Trottoir glänzte im Schimmer des Lichts; die wenigen Bäume ragten schwarz und kahl in die graue Luft. Hin und wieder pfiff der Wind, zerteilte den Nebel und trieb ihn an eine andere Stelle. Die Paläste und Villen zu beiden Seiten lagen wie stumme Ungeheuer da, von denen hie und da ein feuriges Auge in die Nacht hinausglotzte. Verschlossen wie die Häuser waren auch die wenigen Menschen, die, verfolgt von ihren langen Schatten, lautlos und eilig ihres Weges zogen. Allmählich wurden die Straßen belebter, der Lichterglanz auf den Steinen stärker, das Rollen der Wagen lauter, der Nebel loser und durchleuchteter, aber noch immer gefühllos für alles schritt Hugo weiter. Er dachte gar nicht an Dora, die ihn gewöhnlich erwartete; seine Gedanken waren bei seinem Vater; dann schweiften sie zu seiner Frau zurück. Wie sonderbar sie heute war, wie mitteilsam, wie besorgt um ihn. Es war ihm, als hätte er heute plötzlich ganz neue Züge an ihr entdeckt, die ihm vorher niemals aufgefallen waren. Eine Unlust zum Weitergehen überkam ihn; er empfand die Sehnsucht, umzukehren, den Abend zu Hause zu ver-

leben und sich mit Marie gründlich auszusprechen. Aber Dummheit, das würde nur Schwäche sein! Morgen mußte es doch zu einer Auseinandersetzung kommen, oder — —.

Ja, oder! Dort drüben jenseits der Potsdamer Straße wog jemand das Ehrgefühl seines Sohnes. Er lachte bitter vor sich hin. Aber lächerlich, — nur an das Schlimmste zu denken. Morgen schien die Sonne wieder, war der Himmel blau, lachten alle Menschen und er ebenfalls. Dann konnte man auch die Tyrannei seines Vaters in einem andern Lichte betrachten.

Plötzlich weckte ihn jemand aus seinem Gedankengange.

„Nun, du bummelst ja wie Ahasverus einher, der keine Ruhe finden kann. Nettes Wetter übrigens zum Bummeln." Es war Rigard, der ihn am Arm nahm und ohne Aufenthalt mit ihm weiterging. „Ich sah dich mit dem Tiefsinn eines griechischen Philosophen vor einem Seifenladen stehen und den Engel vom letzten Weihnachten betrachten. Wenn dir da kein Licht aufgegangen ist . . ."

Hugo hatte keine Ahnung davon, nickte aber zur Bestätigung. Er atmete auf; niemals hatte er einen Menschen willkommener gesehen als in diesem Augenblick den Kleinen, dessen harmloser Humor stets anregend auf ihn wirkte.

„Wir haben uns lange nicht gesehen; bist du mir böse?" fragte Heckenstett nach einer Pause.

„Weshalb denn? Weil du mir die Kleine fortgeschleppt hast? Du weißt doch: große Geister üben sich im Entsagen. Ich glaubte einen Stern entdeckt zu haben, und es war nur eine Schnuppe. Deshalb ist mir überhaupt alles schnuppe. Ich spiele jetzt die Orgel und übe mich in Chorälen. Etwas Vernünftiges muß der Mensch doch

treiben, um endlich auf die Himmelsleiter zu kommen. Apropos, — die fünftausend Mark kann ich dir auch noch nicht wiedergeben. Es ist keine Zeit für gute Opern. Die Welt schwärmt für Tingeltangels und preisgekrönte Schönheiten. Aber Scherz beiseite, — ich bin in der Stimmung, dir eine moralische Pauke zu halten. Du bist natürlich wieder der unsolide Ehemann, der sein reizendes Weibchen zu Hause sitzen läßt. Kannst du dich denn niemals ans Erröten gewöhnen? ... Hugo, Hugo, wie tief bist du gesunken."

Diesmal lachte Heckenstett laut auf. „Du übertreibst wie gewöhnlich, aber so ganz unrecht hast du nicht," sagte er dann. „Es soll auch Menschen geben, die besserungsfähig sind, vorausgesetzt, daß sie am Leben bleiben."

„Das klingt ungemein tragisch. Willst du nach Afrika? In diesem Falle bitte ich dich, — erbarme dich meiner und nimm mich mit. Vielleicht sind die Klaviere dort noch nicht eingeführt. Dann könnte ich den Anfang machen. Ich bitte dich aber, diese Idee nicht zu kolportieren, denn sonst fände eine Massenauswanderung unsrer Lohnpfotenhauer statt... Weißt du übrigens... Damals im Americantheater... Ich hätte weinen mögen, als ich euch lachen sah."

„Harmlos, alles harmlos", fiel Heckenstett zerstreut ein. „Übrigens, — es ist aus. Es waren nur Plauderstunden deinetwegen." Ein Entschluß war plötzlich in ihm erwacht, der ihn mit aller Gewalt beherrschte.

„Was, es ist aus? Im Ernste?" Rigard blieb stehen und hielt ihn zurück. Er hatte bei dieser Frage seine Stimme außerordentlich angestrengt. Eine Weile schwiegen beide, denn das ohrenbetäubende Geräusch der vorüberrollenden Lastwagen verleidete ihnen das Sprechen.

„Mein Wort. Sie erwartet dich heute. Eigentlich noch mich, aber uneigentlich dich. Wie gesagt —." Er stockte, denn er wußte nicht, wie er fortfahren sollte.

„Eigentlich dich, uneigentlich mich —. Salomon soll daraus klug werden. Deine Logik scheint sehr in die Brüche gegangen zu sein. Schließlich führst du mich aufs Eis."

„Nein, nein", fuhr Heckenstett fort. „Sie wird sich riesig freuen, wenn du antanzst. Wir sind ja eigentlich nur aus demselben Grunde zusammengekommen, wie ihr beide in der ersten Zeit. Sie wollte immer über dich etwas erfahren. Offen gestanden, sie traute deinen Liebesbeteuerungen nicht. Ich mußte mir alle mögliche Mühe geben, um sie davon zu überzeugen."

„Aber mach doch keine Witze! Das Wetter ist wirklich nicht dazu angetan. Wollen wir nicht schnell einen Kognak trinken?"

Sie waren vor einer kleinen Konditorei angelangt. Rigard blieb stehen, Heckenstett aber drängte zum Weitergehen. „Aber so höre doch nur", begann er wieder, ganz von der Idee erfüllt, dem Freunde zum alten Verhältnis mit Dora zu verhelfen. „Ich gebe dir mein Ehrenwort, es ist aus mit diesem Tage. Ich autorisiere dich hiermit sogar feierlichst, sie davon zu benachrichtigen. In gewisser Beziehung kannst du ganz beruhigt sein. Ich war ja doch nur ihr Hüter für dich. Ihr werdet euch schon wieder vertragen; ihr seid alle beide ein bißchen überspannt."

„Danke, danke gehorsamst", unterbrach ihn Rigard. Heckenstett mußte sich alle Mühe geben, um richtig zu hören.

„Schimpfe nur tüchtig auf mich", fuhr er dann fort, „sage, ich hätte mich über sie lustig gemacht. So etwas zieht immer. Dann wird sie erst einsehen, was sie an dir

gehabt hat . . . Nun besinne dich aber nicht lange. Nimm dir eine Droschke, — eine erster Güte, dann kommst du noch rechtzeitig hin. Amüsiert euch. Brauchst du auch Geld? Geniere dich nicht."

„Also wieder den vorgeschobenen Posten spielen . . ." Rigard wollte nicht recht, er vermochte an die plötzliche Umwandlung Heckenstetts nicht zu glauben. Endlich aber gab er nach. Die angenehmen Stunden, die er mit Dora verlebt hatte, schwebten ihm vor, und wenn er jetzt von seiten seines Freundes nichts mehr zu fürchten hätte, so würde sich gewiß die alte Freundschaft wieder herstellen lassen. Er ließ sich den Ort der Zusammenkunft nennen und verabschiedete sich dann, um eine Droschke zu suchen. Mit kurzen Schritten trippelte er über die Straße. Heckenstett sah ihm eine Weile nach und lächelte. Dann wunderte er sich, wie schnell er den Mut gefunden hatte, das lockere Band zwischen sich und Dora zu durchschneiden. Er mußte sich gestehen, daß er selbst in diesem Augenblick nichts Besonderes für sie fühlte. Ihr Frohsinn hatte ihn erheitert, ihr Anblick ihn erquickt und ihre Unschuld ihn gerührt. Er amüsierte sich im stillen darüber, was für Augen Dora beim Eintritt Rigards machen werde; dann blieb er unwillkürlich stehen. Er fragte sich, wohin er eigentlich wolle. Das Vernünftigste war jedenfalls, nach Hause zurückzukehren. Er überlegte. Plötzlich erinnerte er sich an etwas, was ihm eine entsetzliche Beklemmung verursachte. Er dachte an den geladenen Revolver, den er auf dem Rauchtische hatte liegen lassen. Wenn seine Frau ihn fände, wenn sie ihn ahnungslos in die Hand nähme, ihn betrachtete, arglos den Hahn probierte, und wenn ein Unglück geschähe?

Marie hatte sich noch zuletzt in seinem Zimmer befunden, sie pflegte Augen für alles zu haben. Er wagte nicht auszudenken; er erwog gar nicht, daß dieser Unglücksfall auch bei Jean oder einem der Mädchen eintreten könnte, — er dachte nur an seine Frau. Das Blut stockte ihm fast, ein unheimliches Angstgefühl nahm seine ganzen Sinne gefangen.

„Heda, Kutscher!" Eine offene Droschke erster Klasse rollte vorüber. Der Angerufene zog die Leine und lenkte langsam herum. In diesem Augenblick trat ein Dragoneroffizier, der, den Mantelkragen weit in die Höhe geschlagen, die Hände in den Paletottaschen vergraben hatte und den Säbel klirrend hinter sich herschleifte, auf Hugo zu.

„'n Abend, Heckenstett. Wie geht's? Wohin so eilig?" brachte er etwas schnarrend hervor, da er die Bernsteinspitze mit der Zigarette zwischen den Zähnen hielt.

„Ah Lettow. Guten Abend ... Entschuldigen Sie nur, ich muß eiligst nach Hause", erwiderte er zerstreut, reichte ihm die Hand und wollte zur Droschke.

„Mit Extrapost? Aber einen Augenblick werden Sie doch noch ..." schnarrte Lettow weiter und hielt ihn zurück. „Was sagen Sie denn zu Sirba? Fatale Geschichte, was?" Und da Heckenstett ihn erstaunt anblickte, fuhr er fort: „Wissen noch nicht? Heute früh Knall und Fall ausgerückt. Alles unter der Hand verkauft. Der Kerl hat sich als gemeiner Hochstapler entpuppt. War früher Graveur oder so etwas Ähnliches. Daher wohl auch sein Grafentitel. Guter Witz, was? ... Heißt natürlich gar nicht Sirba ... Die österreichische Polizei soll ihn schon längst gesucht haben. Nette Bescherung für uns, was? Können uns gegenseitig kondolieren. Jetzt wundert es

mich nicht, weshalb wir immer Pech gehabt haben. Feine Maske übrigens, dieser Kerl. Hätte bei Hofe täuschen können. Na, Schwamm drüber. Ich denke, man schweigt. Das ist schon das beste. Aber ich sehe, Sie stehen wie auf Kohlen. Ein andermal mehr . . . Lassen Sie sich doch einmal beim Pschorr sehen." Er reichte ihm die Hand und ging weiter.

Hugo war starr. Das war eine Überraschung, die er nicht erwartet hatte. Und bei diesem Menschen hatte er Tausende gelassen. Das Vernommene schwirrte ihm im Kopfe, ein Eindruck folgte dem andern. Dann wurde wieder alles verdrängt durch den Gedanken an seine Frau, der jetzt doppelt lebendig in ihm wurde.

„Kutscher, fahren Sie zu, es gibt ein Trinkgeld", rief er, nachdem er Straße und Haus genannt hatte. Dann, als der Wagen mit außergewöhnlicher Schnelligkeit über das Pflaster rollte, mußte er an Sirba denken. „Die Geschichte ist einfach toll", sprach er vor sich hin. Es fiel ihm ein, was sein Diener über den Spieler berichtet hatte; dann rief er sich den Anblick, der ihm bei seinem Nachmittagsbesuche in der Kanonierstraße geworden war, ins Gedächtnis zurück. Das alles gestaltete sich vor seinem Geiste zu einem abenteuerlichen Bilde, über dessen Wahrheit er erschrak, dessen Echtheit ihm aber völlig einleuchtete. „Man müßte sich selbst ohrfeigen", sprach er weiter. „So einfältig zu sein! . . ." Wiederholt schüttelte er den Kopf; er konnte die Wendung dieser Dinge noch nicht begreifen. Schließlich wurde er von einer tiefen Scham erfaßt, die ihm das Blut nach dem Gesicht trieb. Hatte sein Vater nicht recht? Vertrug sich das alles mit dem Ehrgefühl eines anständigen Menschen? Ja, es mußte anders wer-

den! Er versuchte sich einzureden, daß alles nur Verirrung gewesen sei, die ihn auf Abwege geführt habe, und daß es noch Zeit sei, sich von seinen Fehlern zu befreien. Hunderttausend andre hätten ihn um sein sorgenloses Leben beneidet, und er hatte es bis heute nicht zu würdigen verstanden. Die Sehnsucht nach Tätigkeit erwachte in ihm. Sie allein konnte imstande sein, seinen Charakter zu befestigen. Alles das stürmte auf ihn ein, während Häuser und Menschen mit Geschwindigkeit an ihm vorüberzogen. Er befand sich wie in einem Taumel, in dem er sich losgelöst von der Wirklichkeit fühlte; nur ein brennendes Stechen im Kopfe erinnerte ihn an sein Dasein. Schließlich kam er sich wie ein Kranker vor, der der Ruhe bedürfe. Während dieser Gedankensprünge glaubte er wieder die letzten Worte seines Vaters zu vernehmen. „Es sind sechs Schüsse, falls einer fehlgehen sollte." Er holte lang und tief Atem, wie jemand, der aus einem entsetzlichen Alp erwacht.

In diesem Augenblick hielt mit einem Ruck der Wagen. Er sprang hinaus, bezahlte und eilte sofort ins Haus und die Treppe hinauf.

Jean war sehr erstaunt, als er seinen Herrn so unerwartet zurückkehren sah. „Haben der Baron etwas vergessen?"

„Ist noch Licht im Arbeitszimmer? Nein? Dann schnell! ... Lassen Sie nur." Mit einer Handbewegung wehrte er ihn ab und entledigte sich selbst des Mantels, während Jean sich schnell entfernte.

Dann befand er sich in seinem Zimmer. Jean stand erwartungsvoll an der Tür. „Sie können gehen." Er war allein, stürzte nach dem Rauchtisch, suchte überall,

ohne den Revolver zu finden. Dann bildete er sich ein, er könnte ihn verwahrt haben, ohne es genau zu wissen. Er schloß sämtliche Fächer des Schreibtisches auf, suchte aufs neue, den Schweiß auf der Stirn, ohne Beruhigung zu erlangen. Es blieb nur die eine Annahme übrig: seine Frau hatte die Waffe gefunden und sie irgendwo beiseite gelegt. Er ging nach hinten, fand alles leer und erfuhr durch Berta, daß seine Frau ausgegangen sei. Er stutzte. Zu ihren Eltern? Das wäre doch sonderbar, nachdem sie am Nachmittag erst dort gewesen war. Er wollte sich vor dem Mädchen keine Blöße geben, tat so, als wüßte er darum, und begab sich wieder ins Arbeitszimmer.

Einige Augenblicke blieb er sinnend stehen, dann klingelte er. „Jean, ich bin in großer Unruhe," begann er, während er sich mit einigen Papieren auf dem Schreibtisch beschäftigte, um nicht erregt zu erscheinen, „— ich vergaß meinen Revolver fortzuschließen — er war geladen. Haben Sie ihn vielleicht . . ., um Unglück zu verhüten —?"

„Die gnädige Frau hat ihn an sich genommen. Sie ließ sich sogar den Mechanismus von mir erklären. Der Vorsicht halber nahm ich die Patronen heraus."

„Das war recht von Ihnen . . . Bestellen Sie Tee und etwas kalten Aufschnitt für mich."

Jean ging; auf seinem Gesichte war große Bedenklichkeit ausgeprägt, die für das Erstaunen sprach, in welches ihn die Vorgänge des Abends versetzt hatten.

Hugo atmete auf. Plötzlich fiel sein Blick auf etwas, was unter einem Zeitungsblatt in einem offenen Fache des Schreibtisches hervorragte, und was ihm fremd erschien. Er griff danach und langte die vier Patronen hervor, die seine Frau dorthin gelegt hatte. Er suchte

nach den andern beiden, ohne sie zu finden. Merkwürdig, dachte er, es kann sich doch niemand daran bereichert haben. Aber vielleicht hatte sein Vater sich geirrt; vielleicht waren einige Läufe leer geblieben.

Während er sich darüber zu ärgern begann, daß Marie, ohne ein Wort zu sagen, noch so spät zu ihren Eltern gefahren war, durchzuckte ihn ein Verdacht, den er schon in der nächsten Minute in Gedanken als Unsinn bezeichnete, der ihn aber sofort wieder gefangennahm und ihn in neue Aufregung versetzte. Marie hatte sich so sonderbar gezeigt ... ganz anders, als es seit Wochen der Fall gewesen war. Auch ihre äußere Veränderung fiel ihm ein: das Glühen ihrer Wangen, das Anschmiegende und Hingebende. Dann die Andeutung einer Mitteilung, die sie ihm zu machen habe. Wenn sie dieses Leben nicht länger zu ertragen vermeint hätte, wenn sie Abschied von ihm für ewig — —. Aber nein, nein, — einer solchen wahnsinnigen Handlung hielt er sie nicht für fähig.

Mit großen Schritten ging er unruhig auf und ab; abwechselnd blieb er stehen, starrte vor sich hin und setzte dann seinen Rundgang fort. Er versuchte den entsetzlichen Gedanken mit Gewalt von sich zu drängen, es gelang ihm aber nicht. Noch niemals hatte er sich in einem derartigen jämmerlichen Zustande befunden. Ruhelos, gefoltert von Gewissensqualen, irrte er in dem großen Raume umher, immer in der Erwartung lebend, seine Frau könnte in jedem Augenblick erscheinen und dieser elenden Verfassung ein Ende bereiten. Zehnmal nahm er sich vor, Jean und die Mädchen zusammenzurufen, um sie eindringlich auszuforschen, und jedesmal fand er nicht den Mut dazu, scheute er sich vor der Lächerlichkeit.

Jean klopfte und fragte, ob er decken solle.

„Hier", befahl er und setzte seine Wanderung fort. Während der Diener lautlos das Tablett hereinbrachte und alles bereit machte, wußte Hugo kaum, daß außer ihm noch ein andrer anwesend war. Und als er plötzlich „Jean!" rief, weil er es endlich für richtig hielt, zu seinen Schwiegereltern zu schicken, war derselbe bereits verschwunden. Schließlich wußte er kaum mehr, was er tat; Schmerz im Kopf, Mattigkeit in den Gliedern, unfähig, sich mit Gewalt zu einem entscheidenden Entschlusse aufzuraffen, warf er sich auf das Ruhebett; er legte die Hand auf die Stirn und schloß die Augen. Die Lage war ihm so wohltuend, daß er Trank und Speise vergaß.

Er wußte nicht, wie lange er gelegen hatte, als er lautes Rollen und das Halten eines Wagens vor dem Hause zu vernehmen glaubte, den Kopf erhob, einige Augenblicke lauschte und dann ans Fenster stürmte. Er erkannte Wilhelm auf dem Bock und sah seine Schwiegermutter und Marie aussteigen. Eine Erleichterung, wie er sie selten angenehmer empfunden hatte, kam über ihn. Er zog die Uhr; sie zeigte auf drei Viertel zehn. Beinahe eine Stunde hatte er regungslos im Halbschlummer verharrt. Er überlegte, ob er ihnen entgegeneilen solle, aber die Freude, seine Frau plötzlich hier eintreten zu sehen, hielt ihn zurück.

Marie hatte sich sehr gewundert, als sie Licht im Zimmer ihres Mannes erblickte; ihr Erstaunen wuchs noch, als sie Hugo wirklich vorfand.

„Du hier ... schon so früh?" fragte sie.

„Es ist dir doch recht? Ich hatte mich besonnen", erwiderte er und streckte ihr sofort die Hand entgegen. An

dem warmen Druck merkte sie seine veränderte Stimmung. Glücklich lächelnd blickte sie ihn an. Da er sie gesund vor sich sah, stieg ein leichter Ärger über seine unnötige Angst in ihm auf. Er wollte ihr einen gutgemeinten Vorwurf machen, unterdrückte ihn aber, da er Frau Köppke an der Tür stehen sah.

„Entschuldigen Sie nur, Herr Baron, daß ich noch so spät mit heraufgekommen bin", begann Henriette. „Aber ihr wurde sehr unwohl zumute, so daß ich sie nicht allein fahren lassen wollte."

„Aber bitte, bitte, Frau Schwiegermama", brachte Hugo so freundlich hervor, daß sie sich veranlaßt fühlte, näherzutreten. „Besten Dank, besten Dank! Bitte, nehmen Sie doch Platz . . . Es ist doch nichts Gefährliches?" Jetzt erst fiel ihm die außergewöhnliche Blässe Mariens auf. Er bemühte sich um sie, ließ sich neben ihr nieder und erfaßte ihre Hände. „Soll ich zum Arzt schicken?" fragte er und blickte sie mit einem ihr so ungewohnten Ausdruck seiner Augen an, daß sie sich in dieser Minute trotz körperlichen Unbehagens wahrhaft glücklich fühlte.

„Nein, ich danke. Es wird vorübergehen. Ein unbedeutender Schwächeanfall, weiter nichts", erwiderte sie und belohnte seine Teilnahme mit einem Händedruck.

„Ich will mich nicht länger aufhalten", sagte Henriette wieder.

„Aber so bleiben Sie doch noch. Sie trinken noch ein Täßchen Tee mit uns. Da der Wagen nun einmal da ist —" erwiderte Hugo. Zu gleicher Zeit machte Marie ihm verstohlen eine bezeichnende Gebärde: er solle ihre Mutter gehen lassen.

„Nein, nein, — ich muß fort. Ein andermal. Marie

hat sehr notwendig mit Ihnen zu sprechen. Sie werden hoffentlich mit ihr zufrieden sein. Es wird ja alles gut werden. Nur Ruhe und Einigkeit ... Wenn Sie aber erlauben, lieber Schwiegersohn —." Sie stockte; dann fuhr sie etwas zaghaft fort: „Aber ich weiß nicht, ob ich Sie wieder so nennen darf ... Sie sind ja heute ganz anders ... völlig verändert. Mein Gott, es kommt ja so manches im Leben vor, was sich nachher wieder ausgleicht. Sehen Sie doch, wie glücklich sie aussieht. Seien Sie versichert, — alle Ihre Wünsche sollen gewiß —."

„Aber Mama, laß das doch bis morgen." Marie eilte auf sie zu.

„Ja, ja, ich will gehen. Sonst rede ich noch Dummheiten", fuhr Henriette fort und setzte sich in Bewegung. „Ich darf also morgen Mittag —?"

„Gewiß, gewiß, liebe Schwiegermama. Wir hoffen, Sie bestimmt bei uns zu Tisch zu sehen", sagte Heckenstett und reichte ihr jetzt erst die Hand.

Hugo und Marie waren allein. „Nun, was hast du mir denn so Wichtiges mitzuteilen?" fragte er und drückte sie an sich. Der Gedanke an die erlittenen Qualen wirkte noch in ihm nach.

„Erst mein Geheimnis ... Nein, nein, nicht so! Ins Ohr ... Komme her."

„Ist es denn so fürchterlich? Du jagst mir einen ordentlichen Schreck ein. Und wie rot du wirst ..."

Sie erglühte bis zu den Haarwurzeln und legte ihren Kopf an seine Brust. Die Scham hielt sie eine Zeitlang gefangen, dann endlich, als er in sie drang, umschlang sie seinen Hals und brachte ihren Mund an sein Ohr.

„Marie, mein Weib!" Er küßte sie herzhaft und wieder-

holt. So sollte sein sehnlichster Wunsch also doch in Erfüllung gehen!

Arm in Arm gingen sie im Zimmer auf und ab, lustig plaudernd wie zwei Menschen, die sich lange nicht gesehen haben und beim ersten Anblick nicht genug Worte finden können. Dann zeigte sie ihm den Brief für seinen Vater. Er geriet in Staunen.

„Verzeihe mir, daß ich gelauscht habe, aber als es zwischen euch laut wurde, konnte ich nicht anders ... Es hat eine fürchterliche Szene gegeben, aber Mama und ich sind Sieger geblieben. So klein ist Papa jetzt geworden." Sie deutete mit der ausgestreckten Hand einen Abstand vom Boden an, der sehr winzig war, und lachte vergnügt. „Jetzt hat Mama das Zepter wieder, und Papa muß blechen, wenn wir's haben wollen. Dann lassen wir uns ein Rittergut kaufen, was? Hei, das soll lustig werden. Du mußt dich aber entschuldigen bei ihm von wegen damals —. Du weißt ja ... Nein, nein, es braucht ja nicht gleich zu sein —. Sei nur nicht böse. So bei Gelegenheit ..."

Hugo war durchaus nicht böse, er zeigte nur ein ernstes Gesicht. „Du bist meine Lebensretterin. Tausend Dank!" sagte er dann bewegt.

„Ach Dummheit, soweit wäre es ja doch nicht gekommen", erwiderte sie und drückte seine Hände.

„Wer weiß." Er seufzte auf, zeigte aber sofort wieder eine andere Miene. „Nun wollen wir aber vergessen, was hinter uns liegt."

„Ja, und vor allem etwas essen ... Mein Gott, der Tee ist ganz kalt geworden. Du mußt ja recht nett in Gedanken gewesen sein."

Er erwiderte nichts darauf, denn er wollte sich nicht der dunklen Seelenbilder erinnern. Er hatte sich gesetzt und ohne jede besondere Absicht die Tasche genommen, die sie mit dem Mantel auf das Ruhebett geworfen hatte. Er wunderte sich über die Schwere. „Ja, was hast du denn darin? Hast du unterwegs noch Einkäufe gemacht?“

Sie schreckte zusammen und stürzte auf ihn zu. „Nein, nein. Das sollst du nicht sehen . . . heute nicht. Ich bitte dich recht herzlich.“ Flehentlich streckte sie die Hände nach ihm aus, aber es war bereits zu spät; er hatte hineingegriffen und den Revolver hervorgeholt. Ehe er etwas sagen konnte, war sie zu seinen Füßen gefallen. „Ich bitte dich recht sehr, wenn du mich wirklich in dieser Stunde liebgewonnen hast, — dringe heute nicht in mich. Verdirb uns beiden den Abend nicht. Morgen, morgen sollst du alles wissen. Was du auch denken magst, wahrhaftig, es geschah nur deinetwegen. Ich wollte dich behalten, gerade jetzt mehr denn je.“ Die Tränen traten ihr in die Augen und rannen sichtbar über ihre Wangen.

„Aber ich bitte dich, — nicht so. Steh auf. Wie kannst du nur fragen! Du beschämst mich ja ordentlich mit deiner Größe.“ Sanft zog er sie zu sich empor. „Ich will aber doch diesen Störenfried aus unseren Augen bringen,“ sagte er dann und erhob sich. Als er am Schreibtisch stand und sein Blick auf die Photographie seines Vaters fiel, waren dessen Augen gerade auf ihn gerichtet, aber ihr ernster Ausdruck schien entwichen zu sein; Milde und Verzeihung sprachen aus ihnen. Im Augenblick wurde er tiefbewegt; es zog ihn zu diesem Kopfe hin, um ihn mit seinem Munde zu berühren, aber er bemeisterte sich und schloß mit zitternden Händen die Waffe

ein. Dann drehte er sich zu seiner Frau um, blickte sie lächelnd an und streckte die Arme aus. —

Am andern Tage, gleich nach dem Mittagessen, das um drei Uhr stattgefunden hatte, wollte Hugo, nachdem Frau Köppke bereits gegangen war, mit Marie zu seinen Eltern fahren. Er hatte bereits Toilette gemacht und wartete auf das Erscheinen seiner Frau, als Jean ihm einen stark nach Reseda duftenden Brief überreichte, der soeben angekommen war. Hugo erkannte sofort die Handschrift Doras. Er wollte ihn zuerst ungelesen in den Kamin werfen, öffnete ihn aber dann, da er bei vorzüglicher Laune war.

„Sehr geehrter Herr Baron!" las er. „Es gibt keine Männertreue mehr. Seit heute weiß ich es. Herr von Rigard hat mir erzählt, daß Sie nur mit mir gescherzt hätten, und daß Sie nur mit mir zusammengekommen wären, um meine Stimmung über Ihren Freund zu prüfen. Ich bin etwas dumm, aber das glaube ich doch nicht. Die schönen Abende sollen also aus sein. Nun gut! Etwas Unrechtes ist ja auch nicht geschehen. Das Unvermeidliche mit Würde tragen, sagt der Dichter. Die Zeit schlägt Wunden, aber sie werden auch wieder geheilt. Bei Ihnen wird es natürlich nicht lange dauern, denn Sie triumphieren jetzt, wie alle Männer über uns arme Wesen. Mögen Sie niemals empfinden, was das heißt, mit einem Mädchenherzen gespielt zu haben. Bessern Sie sich, und grüßen Sie Ihre Frau Gemahlin von mir. Glauben Sie nicht, daß ich Sie noch jemals belästigen werde. Ich bin zu stolz dazu!

Ob ich wohl noch von Ihnen träumen werde? Ich bin neugierig. Wenn nicht, dann hat das Schicksal es

gewollt. Nun leben Sie wohl, recht, recht wohl. Wenn Sie wieder einmal nach Wilmersdorf kommen sollten und weiße Kleider dort sehen, dann denken Sie an mich. Es grüßt Sie trotz alledem

Ihre ganz ergebene
Dora Tietz.

P. S. Was sagen Sie dazu? Rigard will mich doch noch zur Sängerin ausbilden lassen. Er spricht sogar von einem Konservatorium und von mich heiraten wollen. Glauben Sie es? Ich nicht!

P. S. Es ist jetzt zwölf Uhr, aber ich habe den Brief doch noch geschrieben, weil ich bei Stimmung bin. Wie, können Sie sich wohl denken! Nochmals viele Grüße. Haben Sie keine Photographie von sich? Nur zum Andenken!!! D. D."

Hugo lächelte, zerriß Brief und Kuvert in vier Teile, warf die Schnitzel in den Kamin und wartete so lange, bis die Flammen den letzten Rest vernichtet hatten. „Sie ist wirklich überspannt, aber ein gutes Herz hat sie doch. Vielleicht wird sie vernünftig durch Rigard," dachte er, konnte aber die Gedanken nicht weiter ausspinnen, weil Marie eintrat.

Die Droschke wartete bereits. Mit fröhlichen Gesichtern gingen beide hinunter. Nach kaum einer Viertelstunde waren sie am Ziele. Die Majorin empfing sie auf das herzlichste und freute sich, als sie beide in so außerordentlich gutem Einvernehmen erblickte. Ihr Mann war wie gewöhnlich in seinem Zimmer. Gleich nach seiner Rückkehr von seinem täglichen Ausgange war der Brief Köppkes eingetroffen, den Hugo in aller Frühe zur Post gegeben hatte. Die Baronin war gerade dabei, den Eindruck zu

schildern, den das Schreiben auf ihren Mann gemacht hatte, als der Major hereintrat. Er hatte die Stimme Hugos vernommen und nicht mehr allein zu bleiben vermocht. Eine schlaflose Nacht lag hinter ihm, die deutliche Spuren auf seinen ermatteten Zügen zurückgelassen hatte. Sollte er ihm sagen, was er gelitten hatte? Nein, nein, — nur Gott wußte es außer ihm, und es sollte so bleiben. Dort saß er ja, leibhaftig, frisch und gesund, mit dem alten unternehmenden Lächeln auf den Lippen.

Er blieb an der Tür stehen; es schien, als könnte er nicht weiter. Dann aber geriet er in Bewegung. „Hugo!" war alles, was er hervorpressen konnte.

„Papa!" Sie lagen sich in den Armen und hielten sich lange umschlungen. Die Majorin stand mit gefalteten Händen zur Seite und betrachtete beide feuchten Auges.

„Frau Schwiegertochter, — können Sie mir verzeihen? Sie werden doch alles wissen. Aber denken Sie an mein weißes Haar ... Gehen Sie nicht zu arg mit mir ins Gericht. Sie dürften es, denn er ist Ihr Mann. Ich wäre doch daran zugrunde gegangen."

„Aber bester Herr Major. Ich bitte Sie von Herzen, — kein Wort mehr darüber, betrachten Sie mich als Ihre Tochter, und ich bin zufrieden und glücklich. Tausendfach will ich es Ihnen danken."

Sie war auf ihn zugesprungen und küßte ihm die Hand. Und er zog sie an sich und drückte den ersten Kuß auf ihre Stirn. Einen Augenblick drohte ihn die Rührung zu übermannen, dann aber war er wieder gefaßt. Fest und sicher, mit liebenswürdiger Miene begleitete er Marie auf ihren Platz zurück. —

Zwei Wochen waren vergangen, als Köppke eines Vor-

mittags durch die Straße fuhr, in welcher der alte Freiherr wohnte. Es war Mitte März, die Sonne schien hell und verheißungsvoll und verkündete mit ihren wärmenden Strahlen den nahenden Frühling. Alles schien aufzuleben unter dem wonnigen Gefühl, die Starrheit des Winters gebrochen zu sehen. Die Gesichter der Menschen glänzten, die Häuser lagen in blendendem Licht, in reiner Bläue wölbte sich der Himmel.

Köppke saß seelenvergnügt in seiner alten Kalesche, kaute an seiner Zigarre und blickte aufmerksam nach rechts und links. Er wollte zu einem Bau fahren, der vereinzelt in der verlängerten Straße lag, und zu welchem er das Geld gegeben hatte. An der letzten Querstraße, in ziemlich einsamer Gegend, sah er Heckenstett senior daherkommen. Sollte er ihn anreden? Eine Weile überlegte er. Aber weshalb nicht? Es war ja alles in Ordnung; auch sein Schwiegersohn hatte das Nötige getan. Er gab dem Kutscher einen Schlag mit dem Stock und befahl zu halten.

„Guten Morgen, Herr Major. Wie geht's? Schon wieder auf den Beinen?“ rief er Heckenstett zu, als dieser bei ihm vorüber wollte. Um sich recht sichtbar zu machen, beugte er sich weit aus dem Wagen.

Heckenstett stutzte und warf einen Blick zur Seite. Dann ging er, ohne ein Wort zu sagen, mit derselben ernsten Miene, gemessenen Schrittes, wie es seine Gewohnheit war, seines Weges weiter.

Köppke war betroffen; das hatte er nicht erwartet. „Na, denn nich —. Willem, fahre weiter,“ sagte er laut und lehnte sich wieder zurück. Sollte er sich ärgern? Nein, gewiß nicht. Das hätte noch gefehlt! Darüber war er längst hinweg. Diese Freude wollte er den andern nicht

mehr bereiten. Wenn Henriette auch das Regiment wieder führte, wenn er auch jeden ihrer Wünsche erfüllen mußte, — am Zügel hatte sie ihn noch nicht. Mochten alle ohne ihn verkehren, — er pfiff darauf.

Gleichgültigkeit auf den breiten Zügen, blickte er in die flache Landschaft hinein. Dann bemühte er sich zum ungezählten Male, die Zigarre anzuzünden. Ja, es lohnte sich wirklich nicht, aufs neue den Beleidigten zu spielen. Er blieb trotz alledem der reiche Mann; das war nicht zu ändern. Stand nicht der Sommer vor der Tür, lockten nicht wieder Wilmersdorf und hundert andere Vergnügungsorte? Gewiß, er wird sich nach wie vor auf eigene Faust amüsieren — er, Hans Köppke aus Schöneberg!

Druck und Einband von Hesse & Becker, Leipzig. 526